image
not
available

Katharina II

<36601623730016

Katharina II

<36601623730016

Memoiren

der

Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Nebst einer Vorrede von A. Herzen.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Hannover.
Carl Rümpler.
1859.

Vorwort.

Einige Stunden nach dem Tode der Kaiserin Katharina befahl ihr Sohn, der Kaiser Paul, dem Grafen Rostopschin, die Papiere der Kaiserin zu versiegeln. Er war selbst bei der Ordnung dieser Papiere zugegen. Man fand darunter den berühmten Brief von Alexis Orloff *), in welchem er, mit cynischem Tone und trunkner Hand, der Kaiserin die Ermordung ihres Gemahls, Peter III., meldete; und ein ganz von Katharina's Hand geschriebenes Manuscript. Dieses letztere lag in einem versiegelten Umschlag, mit der Aufschrift in russischer Sprache (Für Seine Kaiserliche Hoheit, den Thronfolger und Großfürsten Paul, Meinen geliebten Sohn.) In diesem Umschlage befand sich das Manuscript der Memoiren, welche wir hier der Oeffentlichkeit übergeben.

Das Heft bricht plötzlich gegen das Ende des Jahres 1759 ab. Man sagt, es seien verstreute Notizen vorhanden gewesen, welche als Material zur Fort=

*) Siehe Memoirs of the Princess Dasckkow. London. Trübner. 1858.

setzung hätten dienen sollen. Es giebt Leute, welche behaupten, daß Paul dieselben ins Feuer geworfen habe; doch ist hierüber mit Gewißheit Nichts zu ermitteln. Paul hielt das Manuscript seiner Mutter sehr geheim und vertraute es nie Jemandem an, außer seinem Jugendfreunde, dem Fürsten Alexander Kurakin. Dieser nahm eine Abschrift davon. Zwanzig Jahre nach Paul's Tode erhielten Alexander Turgeneff und Fürst Michael Woronzoff Abschriften von dem Exemplare Kurakin's. Als Kaiser Nikolaus hiervon hörte, befahl er der geheimen Polizei, sich aller Abschriften zu bemächtigen. Es existirte unter andern eine, welche in Odessa von der Hand des berühmten Dichters Puschkin geschrieben worden war. In der That circulirten die Memoiren der Kaiserin Katharina II. seit jener Zeit nicht mehr.

Der Kaiser Nikolaus ließ sich durch Graf D. Budoff das Original bringen, las es, verschloß es mit dem großen Staatssiegel und befahl, es in den kaiserlichen Archiven unter den geheimsten Documenten aufzubewahren.

Diesen Details, welche ich einer mir mitgetheilten Notiz entnehme, muß ich hinzufügen, daß der Erste, der mit mir davon sprach, der Lehrer des jetzigen Kaisers, Constantin Arsenieff, war. Er sagte mir im Jahre **1840**, er habe die Erlaubniß erhalten, viele geheime Documente über die dem Tode Peter's I. folgenden Ereignisse, bis zu der Regierung Alexanders I., zu lesen. Unter diesen Documenten erlaubte man ihm die Lectüre der Memoiren Katharina's II. (Er unter=

richtete damals den Großfürsten, den präsumtiven Thronerben, in der neueren Geschichte Rußlands).

Während des Kriegs in der Krim brachte man die Archive nach Moskau. Im März 1855 ließ der jetzige Kaiser sich das Manuscript bringen, um es zu lesen. Seitdem circulirten wieder einige Abschriften in Moskau und Petersburg. Nach einer dieser Abschriften veröffentlichen wir diese Memoiren. Ueber ihre Authenticität kann nicht der geringste Zweifel obwalten. Es genügt außerdem zwei bis drei Seiten des Textes zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

Wir haben uns jeder Correctur des Styls enthalten, außer in den Fällen, wo wir überzeugt waren, daß die Abschrift einen Transscriptionsfehler enthalte.

Indem wir uns zu den Memoiren selbst wenden, — was sollen wir über sie sagen?

Die ersten Jahre Katharina's II. — dieses weiblichen Kaisers, welche mehr als ein Vierteljahrhundert lang die Geister ihrer Zeitgenossen von Voltaire und Friedrich II. bis zum Khan der Krim und den Häuptlingen der Kirghisen beschäftigte, — die Geschichte ihrer Jugendjahre von ihr selbst erzählt! .... Was kann der Herausgeber hinzufügen?

Indem man diese Blätter lies't, sieht man sie werden, sieht man sie sich zu dem heranbilden, was sie später gewesen. Ein lebhaftes Kind von vierzehn Jahren coiffirt à la „Moïse", blond, muthwillig, verlobt mit einem kleinen Idioten — dem Großfürsten — leidet sie schon an der Krankheit des Winterpalastes, an dem Durst nach Herrschaft. Eines Tages, als sie

mit dem Großfürsten auf einer Fensterbank sitzt und mit ihm scherzt, sieht sie Graf Lestocq kommen, der zu ihr sagt: „Packen Sie Ihre Sachen ein — Sie werden nach Deutschland zurückreisen.“ Der junge Idiot scheint nicht sehr betroffen von dieser möglichen Trennung. „Auch mir war sie ziemlich gleichgültig,“ sagt die kleine Deutsche, „aber die russische Krone war es mir nicht,“ fügt die Großfürstin hinzu.

Das ist im Keime die Katharina von 1762!

Von der Krone zu träumen war übrigens sehr natürlich — in jener Atmosphäre des Kaiserlichen Hofes — nicht allein für die Braut des präsumtiven Thronerben, sondern für Jedermann. Der Stallknecht Biren, der Sänger Rasumowsky, der Fürst Dolgorucky, der Plebejer Menschikoff, der Oligarch Volynski — Alle verlangten nach einem Stücke des Kaisermantels. Die russische Krone war nach Peter I. eine res nullius, bis sie nach längerem Umherwandern auf das Haupt Elisabeth's gelangt, in der sich die Legitimität wieder repräsentirt.

Der Bruch und das Zerreißen der Tradition, die vollkommene Trennung des Volks vom Staate durch die Reform Peter I., die Staatsstreiche und Palastrevolutionen waren damals in Permanenz. Nichts war dauernd. Wenn die Einwohner Petersburgs zu Bette gingen, wußten sie nie unter wessen Regierung sie erwachen würden. Auch bekümmerte man sich sehr wenig um diese Aenderungen, die im Grunde nur einige deutsche Intriguants betrafen, welche russische Minister geworden waren, einige im Meineid und

Verbrechen ergraute große Herren und das Regiment Preobraschensky, welches, ähnlich wie die Prätorianer, über die Krone verfügte. Für alle Andere gab es keine Aenderung. Und wenn ich die Andern sage, so spreche ich nur vom Adel und von den Beamten; denn um die schweigende Masse des Volks — des niedergedrückten, traurigen, eingeschüchterten, stummen Volks — kümmerte sich Niemand. Das Volk blieb außerhalb des Gesetzes, nahm passiv die schreckliche Probe hin, auf die es dem lieben Gott gefiel, es zu stellen und kümmerte sich seinerseits nicht um die Gespenster, welche mit wankendem Schritt die Stufen des Thrones hinanstiegen, wie Schatten vorüberschwebten und in Sibirien oder in den Kasematten verschwanden. Das Volk konnte unter allen Umständen darauf rechnen, geplündert zu werden. Sein socialer Zustand lag also jenseits jedes Glückswechsels.

Was für eine seltsame Epoche! Der Kaiserliche Thron glich dem Bette der Kleopatra. Ein Haufe Oligarchen, Fremde, Panduren, Favoriten führten in nächtlicher Weile einen Unbekannten, ein Kind, eine Deutsche herbei, erhoben sie auf den Thron, beteten sie an und vertheilten in ihrem Namen Knutenhiebe an Alle, welche Widerspruch erregten. Kaum hatte der Erwählte Zeit gehabt, sich an allen Genüssen einer unmäßigen und absurden Macht zu berauschen und seine Feinde zur Zwangsarbeit oder zur Folter zu verurtheilen, als die nachfolgende Leere schon einen andern Prätendenten hervorbrachte und den gestern Erwählten

mit seiner ganzen Umgebung in den Abgrund stürzte. Die Minister und Generale von heute wanderten morgen, mit Ketten beladen, nach Sibirien.

Diese bufera infernale raffte die Leute mit so großer Schnelligkeit dahin, daß man keine Zeit hatte, sich an ihre Gesichter zu gewöhnen. Marschall Münnich, welcher Biren gestürzt hatte, begegnete ihm wieder, selbst ein Gefangener, mit Ketten an den Füßen, auf einem in der Wolga liegenden Floße. In dem Kampfe dieser beiden Deutschen, die sich um das russische Reich wie um einen Krug Bier stritten, kann man den wahrhaften Typus der Staatsstreiche der guten alten Zeit erkennen.

Die Kaiserin Anna stirbt, und hinterläßt die Krone einem wenige Monate alten Kinde, unter der Regentschaft ihres Liebhabers Biren. Der Herzog von Kurland war allmächtig. Von Verachtung gegen alles Russische erfüllt, suchte er uns mit dem Corporalstock zu civilisiren. In der Hoffnung, seine Stellung zu befestigen, ließ er mit kalter Grausamkeit hunderte von Menschen tödten und schickte mehr als 20,000 in die Verbannung. Er war ein ebenso harter als absoluter Herrscher. Dies ärgerte den Marschall Münnich. Auch er war ein Deutscher wie Biren, aber er war außerdem ein vortrefflicher Kriegsmann. Eines schönen Tags beklagt sich die Prinzessin von Braunschweig, die Mutter des kleinen Kaisers, bei Münnich über die Anmaßung Biren's. „Haben Sie schon mit irgend Jemand davon gesprochen?" fragt der Marschall. — „Mit Niemand." — „Sehr wohl; schweigen Sie

und lassen Sie mich handeln.“ Es war der 7. September 1740.

Am 8. dinirt Münnich bei Biren. Nach dem Diner läßt er seine Familie bei dem Regenten und entfernt sich einen Augenblick. Er geht gemächlich zu der Prinzessin von Braunschweig, sagt ihr, sie soll sich für die Nacht vorbereitet halten, und tritt wieder ein. Man setzt sich zum Souper. Münnich erzählt von seinen Feldzügen, von den Schlachten die er gewonnen. „Haben Sie je nächtliche Expeditionen gemacht?“ fragt Graf Löwenhaupt. „Ich habe deren zu jeder Stunde gemacht,“ erwidert der Marschall etwas unwillig. Der Regent, der nicht wohl war, und auf einem Sofa lag, richtet sich bei diesen Worten auf und wird nachdenklich.

Man nimmt auf freundschaftliche Weise Abschied.

Nach Hause zurückgekehrt, befiehlt Münnich seinem Adjutanten Manstein, sich um zwei Uhr bereit zu halten. Um zwei Uhr besteigt er mit ihm einen Wagen und fährt direct nach dem Winterpalast. Dort läßt er die Prinzessin wecken. „Was giebt es?“ fragt der wackere Deutsche, Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, seine Frau. — „Eine kleine Unpäßlichkeit,“ erwiedert die Prinzessin. — Und Anton Ulrich schläft wieder wie ein Maulwurf.

Während er schläft, kleidet seine Gemahlin sich an und der alte Krieger redet mit den am meisten janitscharisch-gesinnten Soldaten des Regiments Preobraschensky. Er stellt ihnen die demüthigende Lage der Prinzessin vor, spricht von ihrer zukünftigen Erkennt-

lichkeit und läßt, während er spricht, die Gewehre laden.

Hierauf läßt er die Prinzessin unter dem Schutze von vierzig Grenadieren und entfernt sich mit achtzig Soldaten, um das Staatsoberhaupt, den schrecklichen Herzog von Kurland, zu verhaften.

Sie durchschreiten ruhig die Straßen von Petersburg, erreichen den Palast des Regenten, treten ein und Münnich schickt Manstein ab, um ihn, lebendig oder todt, in seinem Schlafzimmer zu arretiren. Die dienstthuenden Officiere, Schildwachen, die Bedienten sehen schweigend zu. „Wäre ein einziger treuer Officier oder Soldat da gewesen," sagt Manstein in seinen Memoiren, „so wären wir verloren gewesen." Aber es fand sich kein einziger. Als Biren die Soldaten sieht, sucht er sich zu retten, indem er unter das Bett kriecht. Manstein läßt ihn hervorziehen. Biren wehrt sich. Man versetzt ihm einige Stöße mit den Flintenkolben und schleppt ihn in die Wachstube.

Der Staatsstreich war gemacht. Allein ein noch viel seltsameres Ereigniß bereitet sich vor.

Man verabscheute Biren; dies konnte seinen Sturz erklären. Die Regentin dagegen, ein gutes sanftes Wesen, die Niemandem Böses zufügte und dem Gesandten Linar viel Liebe erwies — war sogar, aus Haß gegen Biren, ein wenig beliebt. Ein Jahr geht vorüber. Alles ist ruhig. Doch der Französische Hof ist unzufrieden mit einer Oesterreichisch-Russischen Allianz, welche die Regentin mit Maria Theresia abgeschlossen hatte. Wie ist diese Allianz zu hindern? —

Auf die allerleichteste Art: durch einen Staatsstreich und die Vertreibung der Regentin. Hier erscheint selbst kein von den Soldaten verehrter Marschall, selbst kein Staatsmann: es genügt ein intriguanter Arzt, Lestocq, und ein intriguanter Gesandter, La Chetardie, um Elisabeth, die Tochter Peters I., auf den Thron zu heben.

Elisabeth, absorbirt in Vergnügungen und kleinen Intriguen, dachte wenig an einen Umsturz der Regierung. Man bringt ihr den Glauben bei, daß die Regentin die Absicht habe, sie in ein Kloster zu stecken. Sie, Elisabeth, die in den Kasernen der Garde unter Orgien ihre Zeit verbringt . . . eher will sie sich zur Kaiserin machen. Dasselbe denkt La Chetardie und er denkt nicht allein, er gibt französisches Geld her, um eine Handvoll Soldaten zu besolden.

Am 25. November 1741 kommt die Großfürstin in prächtigem Gewande, die Brust von einem glänzenden Harnisch bedeckt, in die Wachstube des Regiments Preobraschensky. Sie erklärt den Soldaten ihre unglückliche Lage. Die Soldaten, trunken von Wein, rufen aus: „Befiehl, Mutter, befiehl und wir erwürgen sie Alle.“ Die menschenfreundliche Großfürstin weicht entsetzt zurück und befiehlt nur die Verhaftung der Regentin, ihres Gemahls und ihres Sohnes des Bambino-Kaisers.

Und wiederum dieselbe Scene. Anton Ulrich von Braunschweig wird aus dem tiefsten Schlafe erweckt; doch diesmal kann er nicht wieder einschlafen, denn zwei Soldaten wickeln ihn in ein Betttuch und schleppen

ihn ins Gefängniß, welches er nur verlassen wird, um in der Verbannung zu sterben.

Der Staatsstreich ist gemacht.

Die neue Regierung geht wie auf Rädern. Nichts fehlt dieser seltsamen Krone wieder als — ein Erbe. Die Kaiserin, die von dem kleinen Iwan nichts wissen will, sucht einen in dem bischöflichen Palast des Fürstbischofs von Lübeck. Es war der Neffe des Bischofs und ein Enkel Peters I., ein Waise ohne Vater und Mutter, der Zukünftige der kleinen Sophie Auguste Friederike, Prinzessin von Anhalt-Zerbst-Bernburg, die so viele hochtönende und glänzende Titel verlor, um sich kurz zu nennen ... Katharina II.

Nun versetze man sich, nach dem was wir gesagt haben, in die Verhältnisse, in welche das Schicksal dies junge, zugleich mit viel Geist und einem biegsamen, aber ebenso stolzen und leidenschaftlichen Charakter begabte Mädchen hineinwarf.

Ihre Lage in Petersburg war fürchterlich. Auf der einen Seite ihre Mutter, eine zänkische, mürrische, habgierige, kleinliche, pedantische Deutsche, die ihr Ohrfeigen gibt und ihre neuen Kleider wegnimmt, um sich dieselben anzueignen; auf der andern die Kaiserin Elisabeth, ein rohes, zänkisches, eifersüchtiges, neidisches Weib, die jeden Schritt der jungen Prinzessin überwachen, jedes Wort berichten läßt, an Allem Anstoß nimmt, und das, nachdem sie ihr den Großfürsten Peter zum Gemahl gegeben hat.

Eine Gefangene in dem Palaste, wagt sie Nichts zu thun ohne Erlaubniß. Wenn sie den Tod ihres

Vaters beweint, läßt die Kaiserin ihr sagen, daß es genug sei; „daß ihr Vater kein König gewesen sei, um ihn länger als eine Woche zu beweinen.“ Wenn sie Freundschaft für eine der Ehrendamen, die man ihr gibt, blicken läßt, kann sie darauf rechnen, daß man sie entlassen, wenn sie sich an einen treuen Diener anschließt, kann sie noch sichrer darauf zählen, daß man ihn davonjagen wird.

Ihre Beziehungen zu dem Großfürsten sind in jedem Betracht erniedrigend. Er macht sie zu der Vertrauten seiner Liebesverhältnisse. Ein Trunkenbold seit dem Alter von zehn Jahren, kommt er einmal des Nachts in berauschtem Zustande, um seine Gemahlin von der Anmuth und den Reizen der Tochter Biren's zu unterhalten; und da Katharina sich stellt, als ob sie schliefe, versetzt er ihr einen Schlag mit der Faust, um sie zu erwecken. Er hält neben dem Schlafzimmer seiner Gemahlin eine Meute Hunde, welche die Luft verpestet, und hängt in seinem eigenen Ratten auf, um sie nach den Regeln der Kriegsgesetze zu bestrafen.

Doch das ist nicht Alles. Nachdem man allmälig alle zarten Gefühle der jungen Frau beleidigt und verletzt hat, beginnt man, sie systematisch zu verderben. Die Kaiserin sieht etwas Ungebührliches darin, daß sie keine Kinder hat. Madame Tschoglokoff spricht mit ihr darüber, gibt ihr zu verstehen, daß man seine Bedenken fahren lassen müsse, wenn es sich um das Wohl des Staates handle und schlägt ihr zuletzt vor, zwischen Soltikoff und Narischkin zu wählen ...

Noch ein Wort ehe wir schließen.

Indem man diese Memoiren liest, ist man erstaunt, daß eins beständig vergessen wird, ja an keiner Stelle zum Vorschein kommt — nämlich Rußland und das Volk. Und dies ist ein charakteristischer Zug der Epoche.

Welches Interesse konnte die junge deutsche Prinzessin an diesem magnum ignotum, diesem außer Betracht stehenden, armen, halbwilden Volke nehmen, welches sich in seinen Dörfern, hinter dem Schnee und schlechten Wegen verbarg und nur wie ein fremder Paria, mit seinem verfolgten Barte, seiner verbotenen Kleidung, in den Straßen von Petersburg erschien — nur aus Verachtung geduldet wurde!

Katharina hörte erst viel später auf ernste Art von dem russischen Volke reden, als der Kosack Pugatscheff, an der Spitze einer Armee aufständischer Bauern, Moskau bedrohte.

Nach Pugatscheff's Besiegung vergaß der Winterpalast das Volk wieder. Und ich weiß nicht, wann man sich seiner erinnert haben würde, hätte es nicht selbst seinen Herren sein Dasein ins Gedächtniß gerufen, indem es sich im Jahre 1812 in Masse erhob, nach der einen Seite die auf der Spitze fremder Bajonette dargebotene Befreiung von der Leibeigenschaft verwerfend und nach der andern in den Tod gehend.

London, 15. November 1858.

A. Herzen.

Memoiren

der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Erste Abtheilung.

Von 1729, ihrem Geburtsjahre, bis 1751.

Das Glück ist nicht so blind wie man es sich vorstellt. Es ist oft das Resultat wohlberechneter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, dem Ereignisse vorausgegangen sind. Es ist ebenso, und in noch bestimmterer Art, ein Resultat der persönlichen Eigenschaften, Charactere und Handlungen.

Um dieses einleuchtender zu machen, will ich die folgende Schlußreihe aufstellen:

Die Eigenschaften und die Character sollen den Obersatz; die Handlungsweise den Untersatz, das Glück oder das Unglück den Schluß bilden.

Zwei merkwürdige Beispiele davon sind:

Peter III.

Catharina II.

Peter III., sein Vater und seine Mutter.

Die Mutter des ersteren, eine Tochter Peters I., starb zwei Monate nach seiner Geburt an der Schwindsucht, in der kleinen Stadt Kiel in Holstein, aus Verdruß sich dorthin versetzt zu sehen und so unglücklich verheirathet zu sein. Karl Friedrich, Herzog von Holstein, Neffe Karls XII., Königs von Schweden, Vater Peters III., war ein schwacher, häßlicher, kleiner, kränklicher und armer Fürst. Er starb im Jahre 1739 und ließ seinen Sohn im Alter von etwa elf Jahren unter der Vormundschaft seines Vetters Adolph Friedrich, Bischofs von Lübeck, Herzogs von Holstein, später, in Folge des Friedens von Abo, auf die Empfehlung der Kaiserin Elisabeth, erwählten Königs von Schweden. Die oberste Leitung der Erziehung Peters III. war in den Händen seines Oberhofmarschalls Brummer, eines geborenen Schweden, und, unter ihm, in denen des Ober-Kammerherrn Berkholz, und von vier Kammerherren, von denen zwei, Adlerfeldt, (der Verfasser einer Geschichte Karls XII.,) und Wachmeister, Schweden; die beiden Anderen, Wolf und Madfeld, Holsteiner waren. Man erzog den Prinzen für den schwedischen Thron, an einem, für das Land in welchem er sich befand, zu großen Hofe, der in verschiedene Parteien gespalten war, welche sich gegenseitig haßten, und von denen eine jede sich des Geistes des Prinzen, den sie bilden sollten, zu bemächtigen suchte, und folglich ihm die Abneigung gegen die ihnen entgegenstehenden Persönlichkeiten einflößte. Der junge Prinz haßte immer von Herzen und liebte Keinen in seiner Umgebung, weil Alle ihm unbequem waren.

Seit seinem zehnten Jahre zeigte Peter III. eine Neigung zum Trunk. Man zwang ihn bei vielen Vorstellungen bei Hofe gegenwärtig zu sein und verlor ihn weder Tag noch Nacht aus dem Auge. Die Einzigen die er während seiner Kindheit und der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Rußland bevorzugte, waren zwei alte Kammerdiener; der eine, Kramer, ein Liefländer; der andere, Rumberg, ein Schwede. Der letztere war ihm der Angenehmste; er war ein ungebildeter und roher Mensch, welcher unter Karl XII. Dragoner gewesen war. Brummer und folglich auch Berkholz, der nur durch die Augen Brummer's sah, waren dem Prinz-Vormund und Administrator ergeben. Alle Anderen waren unzufrieden mit diesem Prinzen und mehr noch mit seinen Umgebungen.

Als die Kaiserin Elisabeth den russischen Thron bestiegen hatte, schickte sie den Kammerherrn Korf nach Holstein, ihren Neffen zu holen, den der Prinz-Administrator sofort in Begleitung des Obermarschalls Brummer, der Kammerherren Berkholz und Dycker, Neffen des ersteren, zur Abreise bestimmte. Die Freude der Kaiserin bei seiner Ankunft war groß. Bald nachher ging sie zu ihrer Krönung nach Moskau. Sie war entschlossen den Prinzen zu ihrem Erben zu erklären, aber vorher mußte er die griechische Religion annehmen. Die Feinde des Obermarschalls Brummer, und namentlich der Oberkammerherr Graf Bestuscheff und der Graf M. Panin, welcher lange russischer Gesandter in Schweden gewesen war, behaupteten überzeugende Beweise in Händen zu haben, daß Brummer, seitdem er die Kaiserin entschlossen sah, ihren Neffen zu ihrem Nachfolger zu erklären, sich ebenso sehr bemühte, Geist und

Herz seines Zöglings zu verderben, als er sich früher bemüht hatte, ihn der schwedischen Krone würdig zu machen. Aber ich habe immer an dieser Abscheulichkeit gezweifelt und geglaubt, daß die Erziehung Peters III. ein Widerstreit unglücklicher Verhältnisse gewesen ist. Ich werde erzählen was ich gesehn und gehört und schon hieraus werden viele Verhältnisse sich aufklären.

Ich sah Peter III. zum ersten Male als er elf Jahre alt war, in Eutin, bei seinem Erzieher, dem Fürst-Bischof von Lübeck, einige Monate nach dem Abscheiden seines Vaters, des Herzogs Karl Friedrich. Der Fürst-Bischof hatte im Jahre 1739 seine ganze Familie bei sich versammelt, um seinen Zögling dort einzuführen. Meine Großmutter, die Mutter des Fürst-Bischofs, meine Mutter, die Schwester des Fürsten, waren mit mir von Hamburg gekommen. Ich war damals zehn Jahre alt. Auch der Prinz August und die Prinzessin Anna, die Geschwister des Prinz-Erziehers und Administrators von Holstein waren dort, und bei dieser Gelegenheit hörte ich im Familienkreise davon reden, daß der junge Herzog zum Trunke neige, und daß seine Umgebung ihn nur mit Mühe verhindere, sich bei Tische zu betrinken; daß er starrköpfig und jähzornig sei; daß er seine Umgebung, und besonders Brummer, nicht liebe; daß es ihm übrigens nicht an Lebhaftigkeit fehle, aber daß er ein kränkliches und ungesundes Aussehn habe. In der That war seine Gesichtsfarbe blaß, und er schien mager und von einer schwächlichen Constitution. Diesem Kinde wünschte seine Umgebung das Ansehn eines fertigen Menschen zu geben und zu diesem Zweck belästigte man ihn und hielt ihn unter

einem Drucke, der ihm jene Falschheit einpflanzen mußte, welche seitdem den Kern seines Characters ausmachte.

Diesem Holsteinschen Hofe folgte, bald nach seiner Ankunft in Rußland, eine schwedische Gesandtschaft, um sich von der Kaiserin ihren Neffen zur Nachfolge auf den schwedischen Thron auszubitten. Aber Elisabeth, die schon, wie wir oben bemerkten, ihre Absichten durch die Präliminarien des Friedens von Abo erklärt hatte, antwortete dem schwedischen Reichstage: sie habe ihren Neffen zum Erben des russischen Thrones erklärt, und sie halte sich an die Präliminarien des Friedens von Abo, welche Schweden dem Prinz-Administrator von Holstein zum Kronerben gäben, (dieser Prinz hatte einen älteren Bruder, mit dem die Kaiserin Elisabeth beim Tode Peter I. verlobt gewesen war. Die Heirath wurde nicht abgeschlossen, weil der Prinz einige Wochen nach der Verlobung an den Pocken starb. Aber die Kaiserin Elisabeth hing mit großer Zuneigung an seinem Andenken, wovon sie der ganzen Familie des Prinzen Beweise gab).

Peter III. wurde also zum Erben der Elisabeth und zum Großfürsten von Rußland erklärt, nachdem er sein Glaubensbekenntniß, dem Ritus der griechischen Religion gemäß, abgelegt hatte. Man gab ihm Simon Theodorsky, nachmaligen Erzbischof von Pleskow, zum Lehrer. Der Prinz war getauft und erzogen in dem strengsten und intolerantesten Lutherischen Ritus. Da er seit seiner Kindheit immer sehr abgeneigt gegen jeden Unterricht gewesen war, habe ich von seiner Umgebung sagen hören, daß man in Kiel die größte Mühe gehabt, ihn an Sonn- und Festtagen in die Kirche zu bringen und ihn die Pflichten der Andachtsübung erfüllen

zu lassen, denen man ihn unterwarf; sowie daß er, gegenüber Simon Theodorsky, sich meistentheils durch Mangel an religiösem Gefühl auszeichnete. Seine Kaiserliche Hoheit war darauf bedacht, über jeden Punkt zu streiten; oft wurde seine Umgebung herbeigerufen, um den Zänkereien ein Ende zu machen und die Heftigkeit welche er hineinlegte, zu mindern. Endlich nach vielen Verdrießlichkeiten, unterwarf er sich dem Willen der Kaiserin, seiner Tante, obgleich er, sei es aus Vorurtheil, aus Gewohnheit oder aus Widerspruchsgeist, oft merken ließ, daß es ihm lieber gewesen sein würde, nach Schweden zu gehn als in Rußland zu bleiben. Er behielt Brummer, Berkholz und seine holsteinische Umgebung bei sich bis zu seiner Heirath. Man hatte ihnen, der Form wegen, einige Lehrer beigegeben: Herrn Isaak Wesselowsky für die russische Sprache; dieser kam zuerst selten und später gar nicht; ferner Professor Nehlein, der ihn Mathematik und Geschichte lehren sollte, aber im Grunde mit ihm spielte und ihm als Hanswurst diente. Der fleißigste Lehrer war der Balletmeister Laudé, der ihn tanzen lehrte.

1744.

In seinen inneren Gemächern beschäftigte sich der Großfürst anfangs mit nichts anderem, als ein paar Bedienten, die ihm als Kammerdiener gegeben waren, exerciren zu lassen. Er gab ihnen Grad und Rang und degradirte sie nach seiner Laune. Es waren wahrhafte Kinderspiele und eine fortwährende Kinderei. Ueberhaupt war er sehr kindisch, obgleich er schon sechszehn Jahre alt war. Im Jahre 1744,

als der russische Hof in Moskau war, kam Catharina II. mit ihrer Mutter am neunten Februar dort an.

Der russische Hof war damals in zwei große Fractionen oder Parteien gespalten. An der Spitze der einen, die sich aus ihrem Verfall zu erheben begann, war der Vice-Kanzler Graf Bestuscheff Rumin. Er wurde weit mehr gefürchtet als geliebt; ein äußerst intriguanter und argwöhnischer Mensch, fest und unerschrocken in seinen Grundsätzen, ziemlich tyrannisch, ein unversöhnlicher Feind, aber Freund seiner Freunde, die er nur verließ, wenn sie selbst ihm den Rücken kehrten; übrigens schwierig im Umgang und oft kleinlich. Er stand an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Da er die Umgebung der Kaiserin zu bekämpfen hatte, war er vor der Reise nach Moskau im Nachtheile; aber er begann sich zu erheben. Er stand auf der Seite der Höfe von Wien, von Sachsen und von England. Die Ankunft Catharina's II. und ihrer Mutter war ihm nicht angenehm: sie war das geheime Werk der Partei, welche ihm entgegen war. Die Feinde des Grafen Bestuscheff waren sehr zahlreich, aber alle zitterten vor ihm. Er hatte vor ihnen den Vortheil seiner Stellung und seines Characters voraus, der ihn weit über die Politiker des Vorzimmers hinaushob.

Die Bestuscheff entgegengesetzte Partei stand auf der Seite Frankreichs, seines Schützlings Schweden und des Königs von Preußen. Der Marquis de la Chétardie war ihre Seele. Die von Holstein gekommenen Hofleute waren ihre Matadore. Sie hatten Lestocq, einen der vornehmsten Urheber der Revolution, welche die Kaiserin Elisabeth auf den russischen Thron gebracht hatte, für sich gewonnen.

Dieser war einer der ersten Vertrauten der Kaiserin. Er war seit dem Abscheiden der Kaiserin Catharina I., der er vorher gedient hatte, ihr Leibarzt gewesen; er hatte der Mutter und der Tochter große Dienste geleistet; es fehlte ihm weder an Geist noch an Schlauheit und Intrigue, aber er war schlecht und von finsterem und bösem Herzen. Alle diese Fremden griffen ihm unter die Arme und drängten den Grafen Michael Woronzow vor, der auch an der Revolution Theil genommen und Elisabeth, in der Nacht als sie den Thron bestieg, begleitet hatte. Sie hatte ihn vermählt mit der Nichte der Kaiserin Catharina I., Gräfin Anna Karlowna Skavronsky, welche in der Nähe der Kaiserin Elisabeth erzogen und ihr sehr ergeben war. Auf die Seite dieser Partei hatte sich auch der Graf Alexander Romanzow, der Vater des Marschalls, gestellt, der den Frieden von Abo mit Schweden unterzeichnet hatte, ein Frieden, bei dem Bestyscheff wenig zu Rathe gezogen worden war. Sie zählten außerdem auf den Staats-Procurator Trubetzkoy, auf die ganze Familie Trubetzkoy und folglich auf den Prinzen von Hessen-Homburg, welcher eine Prinzessin dieses Hauses geheirathet hatte. Der Prinz von Hessen-Homburg, obgleich damals sehr angesehen, war an und für sich Nichts; sein Ansehn erlangte er durch die zahlreiche Familie seiner Frau, deren Vater und Mutter damals noch lebten und deren Macht von Bedeutung war.

Die übrige Umgebung der Kaiserin bestand damals in der Familie Schuwaloff. Diese hielt in jeder Beziehung dem Oberjägermeister Razumowsky das Gleichgewicht, der für den Augenblick der erklärte Günstling war.

Der Graf Bestuscheff wußte von ihnen Nutzen zu ziehen;

aber seine Hauptstütze war der Baron Tscherkassow, Kabinets-Secretair der Kaiserin, der schon im Kabinet Peter I. gedient hatte. Er war ein roher und starrköpfiger Mensch, der Ordnung und Gerechtigkeit wollte, und Alles im gewohnten Gange zu halten wünschte. Der ganze Rest des Hofes stellte sich auf die eine oder die andere Seite, nach seinen persönlichen Interessen und Ansichten.

Der Großfürst schien sich der Ankunft meiner Mutter und der meinigen zu freuen. Ich war in meinem funfzehnten Jahre. Während der ersten Tage bewies er mir viel Aufmerksamkeit. Seitdem und während dieses kurzen Zeitraums, sah und begriff ich, daß er sich aus der Nation, über die er zu herrschen bestimmt war, wenig machte; daß er am Lutherthum festhielt; daß er seine Umgebung nicht liebte und daß er sehr kindisch war. Ich schwieg und hörte zu, was mir sein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, daß er mir unter anderem sagte, was ihm am meisten an mir gefalle, sei, daß ich seine Cousine wäre und daß er mit mir, als seiner Verwandten, ohne Rückhalt sprechen könne. Er erzählte mir dann, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei, die, nach dem Unglücke ihrer Mutter, einer Madame Lapukin, welche nach Sibirien verbannt war, den Hof hatte verlassen müssen; daß er sehr gewünscht habe sie zu heirathen, aber daß er resignirt habe, um sich mit mir zu vermählen, weil seine Tante es wünsche. Ich hörte diese verwandtschaftlichen Mittheilungen erröthend an und dankte ihm für sein vorzeitiges Vertrauen; aber im Grunde meines Herzens betrachtete ich mit Erstaunen seine Unvorsichtigkeit und den Mangel an Urtheil über viele Verhältnisse.

Zehn Tage nach meiner Ankunft in Moskau, am

Sonnabend, ging die Kaiserin in das Kloster Troïtza. Der Großfürst blieb bei uns in Moskau. Man hatte mir schon drei Lehrer gegeben: einen, Simon Theodorsky, um mich in der griechischen Religion zu unterrichten; einen anderen, Basil Adaduroff, für die russische Sprache, und den Balletmeister Laudé für den Tanz. Um schnellere Fortschritte in der russischen Sprache zu machen, stand ich Nachts auf und lernte, während Alles schlief, die mir von Adaduroff gegebenen Hefte auswendig. Da mein Zimmer warm war und ich keine Erfahrung hinsichtlich des Klimas hatte, unterließ ich es, mir Schuhe und Strümpfe anzuziehen, und studirte so wie ich aus dem Bette kam. In der That fing ich am funfzehnten Tage an, an Pleuresie zu leiden, die mich hinwegzuraffen drohte. Sie begann am Dienstage nach der Abreise der Kaiserin ins Kloster Troïtza mit einem Schüttelfroste, als ich mich eben angekleidet hatte, um mit meiner Mutter bei dem Großfürsten zu Mittag zu speisen. Mit Mühe erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubniß mich zu Bette zu legen. Als sie vom Diner zurückkehrte, fand sie mich fast besinnungslos, fieberhaft heiß und mit einem unerträglichen Schmerz in der Seite. Sie dachte ich würde die Pocken bekommen, schickte nach den Aerzten und forderte, daß sie mich demgemäß behandelten. Die Aerzte behaupteten, mir müsse zur Ader gelassen werden. Sie verweigerte ihre Zustimmung, indem sie sagte, durch Aderlaß habe man ihren Bruder in Rußland an den Pocken sterben lassen, und sie wolle nicht daß mir dasselbe geschehe. Die Aerzte und die Umgebung des Großfürsten, welche die Pocken nicht gehabt hatten, schickten einen genauen Bericht über den Stand der Dinge an die Kaiserin und ich blieb im Bette, zwischen

meiner Mutter und den Aerzten, die miteinander stritten, bewußtlos in hitzigem Fieber und einem Schmerz in der Seite, der mir furchtbare Leiden verursachte und Seufzer entriß, wofür meine Mutter mich schalt, indem sie forderte, daß ich den Schmerz geduldig ertragen solle.

Endlich, Sonnabend Abend um sieben Uhr, also am fünften Tage meiner Krankheit, kam die Kaiserin aus dem Kloster Troïtza zurück, und so wie sie ihren Wagen verlassen hatte, kam sie in mein Zimmer und fand mich ohne Besinnung. Sie hatte den Grafen Lestocq und einen Wundarzt bei sich, und nachdem sie den Rath der Aerzte gehört hatte, setzte sie sich selbst auf mein Bett, und befahl mir zur Ader zu lassen. In dem Augenblick wo dies geschah, kam ich zu mir und sah mich, indem ich die Augen öffnete, in den Armen der Kaiserin, welche mich stützte. Ich blieb 27 Tage lang zwischen Leben und Tod, während man mir sechszehnmal zur Ader ließ, und zuweilen viermal an einem Tage. Meine Mutter durfte kaum noch mein Zimmer betreten. Sie erklärte sich fortwährend gegen diese häufigen Aderlässe und sagte ganz laut, daß man mich umbrächte. Doch begann sie sich zu überzeugen, daß ich die Pocken nicht bekommen würde. Die Kaiserin hatte die Gräfin Romanzow und mehrere andere Damen zu mir geschickt, und es schien als ob sie dem Urtheile meiner Mutter mißtraue. Endlich öffnete sich das Geschwür an meiner rechten Seite durch die Bemühungen eines portugiesischen Arztes Sanches. Es erfolgte Erbrechen und von diesem Augenblick an kehrte mein Bewußtsein zurück. Ich bemerkte sogleich, daß das Benehmen meiner Mutter während meiner Krankheit ihr die Mißbilligung Aller zugezogen hatte. Als sie mich sehr

krank sah, wollte sie einen lutherischen Pastor zu mir rufen lassen. Man hat mir gesagt, daß man mich zum Bewußtsein kommen ließ, oder daß man einen Augenblick wo ich zum Bewußtsein kam, benutzte, mir den Vorschlag zu machen, und daß ich antwortete: „Wozu? schickt lieber nach Simon Theodorsky; mit diesem will ich gerne sprechen.“ Man holte ihn und er sprach mit mir in Gegenwart der Anwesenden auf eine Weise, mit der Alle zufrieden waren. Dies gewann mir die größte Zuneigung der Kaiserin und des ganzen Hofes. Meiner Mutter schadete noch ein anderer kleiner Umstand. Um Ostern ließ sie mir eines Morgens durch eine Kammerfrau sagen, ich möge ihr einen Stoff in Blau und Silber abtreten, den meines Vaters Bruder mir bei meiner Abreise nach Rußland geschenkt hatte, weil ich großes Gefallen daran bezeigte. Ich ließ ihr erwiedern, es stehe bei ihr ihn zu nehmen; es sei wahr daß ich ihn sehr liebe, weil mein Onkel, als er gesehn, daß er mir gefalle, ihn mir geschenkt habe. Da nun meine Umgebung bemerkte, daß ich meinen Stoff ungerne hergab und bedachte, wie lange ich zwischen Leben und Tod geschwebt, und seit wie wenigen Tagen ich etwas besser sei, besprachen sie unter einander die Unklugheit meiner Mutter, einem sterbenden Kinde das geringste Mißvergnügen zu verursachen, während sie, statt diesen Stoff an sich zu reißen, ihn lieber gar nicht hätte erwähnen sollen. Man erzählte den Vorgang der Kaiserin, welche mir auf der Stelle mehrere reiche prächtige Stoffe schickte, unter anderen einen in Blau und Silber; aber meiner Mutter schadete dies bei ihr. Man klagte die Letztere an, weder Zärtlichkeit noch Schonung für mich zu haben. Ich hatte mich während

meiner Krankheit gewöhnt, die Augen geschlossen zu halten; man dachte ich schliefe, und dann sprachen die Gräfin Romanzow und die anderen Damen unter sich, was sie auf dem Herzen hatten, wodurch ich viele Dinge erfuhr.

Als ich besser zu werden anfing, brachte der Großfürst den Abend im Zimmer meiner Mutter zu, welches auch das meinige war. Er und alle Anderen schienen das größte Interesse an meinem Zustande zu nehmen. Die Kaiserin hatte oft Thränen darüber vergossen. Endlich, am 21. April 1744, meinem Geburtstage, dem Anfange meines fünfzehnten Jahres, war ich im Stande, zum ersten Male nach dieser schrecklichen Krankheit in Gesellschaft zu erscheinen.

Ich glaube, daß Alle über meinen Anblick nicht sehr erbaut waren. Ich war mager geworden, wie ein Skelett, ich war gewachsen, aber mein Gesicht und meine Züge hatten sich verlängert, die Haare fielen mir aus, und ich war todtenblaß.

Ich fand mich zum Erschrecken häßlich und konnte meine Züge nicht wiedererkennen. Die Kaiserin schickte mir an diesem Tage einen Schminktopf und befahl mir Roth aufzulegen.

Mit dem Beginne des Frühlings und des schönen Wetters hörte die uns vom Großfürsten bewiesene Theilnahme auf. Er zog es vor spazieren zu gehen und in der Umgebung von Moskau umherzuschweifen. Zuweilen jedoch aß er mit uns zu Mittag oder zu Abend und setzte dann seine kindischen Geständnisse gegen mich fort, während seine Umgebung sich mit meiner Mutter unterhielt, die vielen Besuch empfing und bei der vielfache Unterredungen Statt fanden, welche den nicht daran Theilnehmenden mißfielen,

unter anderem dem Grafen Bestuscheff, dessen Feinde sich bei uns versammelten, unter ihnen der Marquis de la Chétardie, welcher noch nicht in seinem officiellen Charakter aufgetreten war, aber seine Beglaubigungsschreiben als Gesandter des französischen Hofes in der Tasche hatte.

Im Mai ging die Kaiserin wieder in das Kloster Troïtza, wohin der Großfürst, ich und meine Mutter ihr folgten. Die Kaiserin fing seit einiger Zeit an, meine Mutter mit großer Kälte zu behandeln. Im Kloster Troïtza klärte sich die Ursache davon auf. Eines Nachmittags, als der Großfürst in unser Zimmer gekommen war, trat die Kaiserin plötzlich ein und forderte meine Mutter auf ihr in das andere Zimmer zu folgen. Auch Graf Lestocq ging mit ihnen. Der Großfürst und ich setzten uns unterdessen ans Fenster. Die Unterredung dauerte sehr lange, bis wir den Grafen Lestocq heraustreten sahen, der im Vorübergehn sich dem Großfürsten und mir näherte, und als er uns lachen sah, sagte: „Diese große Heiterkeit wird bald aufhören.“ Und dann gegen mich gewandt sagte er: „Sie haben Ihr Gepäck in Ordnung zu bringen, Sie werden sofort nach Hause zurückkehren.“ Der Großfürst wollte wissen weshalb. Er antwortete: „Sie werden dies später erfahren;“ und ging hinaus um seinen mir unbekannten Auftrag auszurichten. Er ließ den Großfürsten und mich allein, nachdenkend über das was er uns gesagt hatte. Die Bemerkungen des ersteren waren in Worten, die meinigen in Gedanken. Er sagte: „aber wenn Ihre Mutter Fehler begangen hat, so haben Sie es nicht.“ Ich erwiederte ihm: „meine Pflicht ist, meiner Mutter zu folgen, und zu thun, was sie mir befehlen wird.“ Ich sah deutlich, daß er mich ohne Be-

dauern verlassen haben würde. Was mich anging, so war er mir bei seiner Sinnesart ziemlich gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht. Endlich öffnete sich die Thür des Schlafzimmers und die Kaiserin trat mit hochrothem Gesicht und erzürnter Miene heraus; meine Mutter folgte ihr mit gerötheten und von Thränen benetzten Augen. Als wir uns beeilten, von der Fensterbank auf die wir uns gesetzt hatten und die ziemlich hoch war, hinabzusteigen, machte dies die Kaiserin lächeln; sie umarmte uns Beide und ging. Nachdem sie sich entfernt hatte, erfuhren wir allmälig um was es sich handele.

Der Marquis de la Chétardie, welcher früher, besser gesagt, bei seiner ersten Gesandtschaftsreise nach Rußland die Gunst und das Vertrauen der Kaiserin im hohen Grade besessen hatte, fand sich bei seiner zweiten Reise in seinen Hoffnungen getäuscht. Seine Reden waren gemäßigter als seine Briefe: die letzteren waren voll der bittersten Galle. Man hatte sie geöffnet und entziffert; man hatte in ihnen die Einzelheiten seiner Unterhaltungen mit meiner Mutter und mit vielen anderen Personen über die Zeitverhältnisse und zwar in einem der Kaiserin ungünstigen Sinne, aufgefunden; und da der Marquis de la Chétardie keinen diplomatischen Charakter gezeigt hatte, wurde der Befehl gegeben, ihn aus dem Reiche zu verweisen. Man nahm ihm den St. Andreasorden und das Portrait der Kaiserin, ließ ihm aber alle Kostbarkeiten, die er von ihr zum Geschenk erhalten. Ich weiß nicht, ob es meiner Mutter gelang, sich vor der Kaiserin zu rechtfertigen. Aus unserer Abreise wurde Nichts; doch behandelte man meine Mutter fortwährend mit viel Zurückhaltung und Kälte. Es ist mir unbe=

kannt, was zwischen ihr und de la Chétardie vorgefallen war. Aber ich erinnere mich, daß er sich eines Tages an mich wandte und mich beglückwünschte à la Moses coiffirt zu sein. Ich erwiederte ihm: um der Kaiserin zu gefallen, würde ich mich auf jede mögliche Art coiffiren, die ihr gefallen könnte. Als er meine Antwort hörte, pirouettirte er links um, entfernte sich nach einer andern Seite und sprach nicht wieder mit mir.

Mit dem Großfürsten nach Moskau zurückgekehrt, isolirte man meine Mutter und mich noch mehr als vorher. Wir erhielten weniger Besuche und ich wurde zur Ablegung meines Glaubensbekenntnisses vorbereitet. Man setzte den 28. Juni für diese Ceremonie und den Tag darauf, den Peterstag, für meine Verlobung mit dem Großfürsten fest. Ich erinnere mich, daß Marschall Brummer während dieser Zeit wiederholt Klagen über seinen Zögling bei mir vorbrachte und mich benutzen wollte, seinen Großfürsten zu bessern oder anzufeuern; aber ich sagte ihm, dies sei unmöglich für mich, denn dadurch werde ich ihm eben so verhaßt werden, als seine Umgebungen es schon wären. Damals schloß meine Mutter sich eng an den Prinzen und die Prinzessin von Hessen und mehr noch an den Bruder der letzteren, den Kammerherrn von Retzky, an. Diese Freundschaft mißfiel der Gräfin Romanzow, dem Marschall Brummer und Jedermann. Während sie mit ihren Freunden in ihrem Zimmer war, beschäftigten der Großfürst und ich uns damit, im Vorzimmer, welches wir ganz für uns hatten, umherzulärmen; denn an jugendlicher Lebhaftigkeit fehlte es uns Beiden nicht.

Im Juli feierte die Kaiserin das Fest des mit Schweden

geschlossenen Friedens, bei welcher Gelegenheit für mich, als verlobte Großfürstin von Rußland, ein Hofstaat eingerichtet wurde. Gleich nach diesem Feste ließ uns die Kaiserin nach Kiew abreisen. Sie selbst folgte uns einige Tage später. Wir reisten in kurzen Strecken, meine Mutter und ich, die Gräfin Romanzow und eine Ehrendame meiner Mutter in einem, der Großfürst, Brummer, Berkholz und Decken in einem andern Wagen. Eines Nachmittags wollte der Großfürst, der sich in Gesellschaft seiner Erzieher langweilte, mit meiner Mutter und mir fahren. So wie er einen Sitz eingenommen, weigerte er sich den Wagen wieder zu verlassen. Hierauf war meine Mutter, die es langweilte, Tag für Tag mit ihm und mir zu fahren, darauf bedacht, die Gesellschaft zu vergrößern. Sie theilte ihren Gedanken den jungen Herren unseres Gefolges mit, unter denen sich Fürst Galitzin (der nachmalige Marschall dieses Namens) und Graf Zacharias Czernitscheff befanden. Man nahm einen der Wagen, welche unsre Betten trugen, stellte rund herum Bänke und den Tag darauf bestiegen wir ihn, der Großfürst, meine Mutter und ich, Fürst Galitzin, Graf Czernitscheff und ein bis zwei andere junge Herren unseres Gefolges. Auf diese Weise legte die Gesellschaft in unserm Wagen den Rest der Reise sehr vergnügt zurück. Aber Alle die nicht mit uns fuhren, empörten sich gegen diese Einrichtung, welche dem Ober-Hofmarschall Brummer, dem Ober-Kammerherrn Berkholz, der Gräfin Romanzow, der Ehrendame meiner Mutter und dem ganzen übrigen Gefolge auf's Höchste mißfiel, weil sie nicht mit dabei waren und während wir unterwegs lachten, langweilten und ärgerten sie sich.

So kamen wir nach drei Wochen in Koselsk an, wo

wir weitere drei Wochen auf die Kaiserin warteten, deren Reise unterwegs durch verschiedene Zwischenfälle verzögert worden war. Wir erfuhren in Koselsk, daß die Kaiserin unterwegs mehrere Personen ihres Gefolges verbannt habe und in sehr übler Laune sei. Mitte August kam sie endlich in Koselsk an und wir blieben dort mit ihr bis Ende August. Man spielte dort in einem großen Saale in der Mitte des Hauses vom Morgen bis zum Abend Pharo und zwar sehr hoch. Uebrigens wohnten wir dort sehr enge. Meine Mutter und ich schliefen in demselben Zimmer, die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter im Vorzimmer und so alle Andern. Eines Tages kam der Großfürst in meiner Mutter Zimmer, als sie eben mit Schreiben beschäftigt war. Ihr Geldkasten stand offen neben ihr und er wollte aus Neugier darin herumsuchen. Meine Mutter sagte ihm, er solle nicht daran rühren und er entfernte sich in der That, um im Zimmer hin und her zu springen. Aber indem er so, um mich zum Lachen zu bringen, bald nach dieser bald nach jener Seite sprang, stieß er an den Deckel des offenen Geldkastens und warf diesen um. Hierauf wurde meine Mutter böse und es erhob sich zwischen ihnen ein heftiger Wortwechsel. Meine Mutter beschuldigte ihn, den Geldkasten absichtlich umgestoßen zu haben, er beklagte sich über ihre Ungerechtigkeit; beide wandten sich an mich und beriefen sich auf mein Zeugniß. Da ich die Gemüthsart meiner Mutter kannte, fürchtete ich, Ohrfeigen zu bekommen wenn ich nicht ihrer Meinung wäre; und da ich eben so wenig lügen als dem Großfürsten mißfallen wollte, so befand ich mich zwischen zwei Feuern. Dennoch sagte ich meiner Mutter: ich glaubte nicht, daß

Absichtlichkeit bei dem Großfürsten stattgefunden, sondern daß sein Rock im Springen sich an den Deckel des Geldkastens angehängt habe, der auf einem schmalen Tabouret stand. Nun wandte sich meine Mutter gegen mich, denn wenn sie erzürnt war, mußte sie irgend Jemand haben, gegen den sie ihren Zorn auslassen konnte. Ich schwieg und fing an zu weinen. Als der Großfürst sah, wie der ganze Zorn meiner Mutter mich traf, weil ich ein Zeugniß zu seinen Gunsten gegeben, und daß ich weinte, klagte er meine Mutter der Ungerechtigkeit an und erwiederte ihren Zorn mit Wuth. Sie ihrerseits sagte ihm: er sei ein schlecht erzogener kleiner Junge. Kurz man kann einen Zank kaum weiter treiben, ohne sich zu schlagen, was sie allerdings Beide nicht thaten.

Seitdem war der Großfürst meiner Mutter gram und nie vergaß er ihr diesen Streit. Meine Mutter ließ es auch an Bitterkeit gegen ihn nicht fehlen und ihre Art mit einander zu verkehren zog Unannehmlichkeiten, Mißtrauen und gereizte Stimmung nach sich. Sie wußten dies selbst in meiner Gegenwart nicht zu verbergen. Es half wenig, daß ich mich bemühte sie zu besänftigen; dies gelang mir höchstens in einzelnen Augenblicken. Sie hatten immer Sarcasmen gegen einander zur Hand. Meine Lage wurde dadurch von Tage zu Tage peinlicher. Ich suchte der Einen zu gehorchen, dem Andern zu gefallen und wirklich öffnete der Großfürst mir damals sein Herz mehr als allen Andern; denn er sah, daß meine Mutter häufig gegen mich losfuhr wenn sie mit ihm nicht anbinden konnte. Natürlich schadete mir dies in seinen Augen nicht, weil er sich meiner dadurch versichert hielt.

Am 29. August zogen wir endlich in Kiew ein. Wir blieben zehn Tage dort und kehrten darauf nach Moskau zurück, ganz und gar in derselben Weise wie wir gekommen waren.

In Moskau verging dann der ganze Herbst mit Theater, Ballet nnd Hofmaskeraden. Dennoch bemerkte man, daß die Kaiserin häufig verstimmt war. Eines Tages, als meine Mutter und ich mit dem Großfürsten in einer der kaiserlichen gegenüber liegenden Loge im Theater saßen, bemerkte ich, daß die Kaiserin sehr heftig und aufgebracht mit dem Grafen Lestocq redete. Als sie zu Ende war, verließ Lestocq sie, kam in unsere Loge, näherte sich mir und sagte: „Haben Sie gesehn wie die Kaiserin mit mir gesprochen hat?“ Ich antwortete bejahend. „Nun,“ fuhr er fort, „sie ist sehr böse auf Sie.“ — „Auf mich? und weßhalb?“ erwiederte ich. „Weil“, sagte er, „Sie viel Schulden gemacht haben. Sie sagt, daß man Brunnen ausleeren kann und als sie Prinzessin gewesen, habe sie keine größere Einnahme gehabt und noch dazu für ein ganzes Haus sorgen müssen, aber sie habe sich gehütet Schulden zu machen, weil sie gewußt, daß Niemand dieselben für sie bezahlen werde.“ Er sagte dies Alles in einem ärgerlichen trocknen Ton, wahrscheinlich damit die Kaiserin aus ihrer Loge sehen solle, wie er sich seines Auftrages entledige. Die Thränen kamen mir in die Augen und ich schwieg. Nachdem er ausgeredet, entfernte er sich. Der Großfürst, welcher neben mir saß und den größten Theil unserer Unterhaltung gehört hatte, fragte mich nach dem, was er nicht verstanden, und gab mir dann mehr durch Mienen als durch Worte zu verstehen, daß er der

Meinung seiner Frau Tante sei und es ganz recht finde, daß man mich gescholten habe. Dies entsprach durchaus seiner Art und Weise: er glaubte sich der Kaiserin angenehm zu machen, indem er auf ihre Ansicht einging wenn sie Jemandem zürnte. Als meine Mutter hörte, um was es sich handle, erklärte sie, man habe alle möglichen Mittel angewandt mich ihrer Autorität zu entziehen und da man mich nun in den Stand gesetzt, ohne ihren Rath zu thun was ich wollte, wasche sie ihre Hände in Unschuld. So nahmen sie Beide gegen mich Partei.

Ich selbst wünschte Nichts mehr als meine Angelegenheiten sofort in Ordnung zu bringen und forderte den Tag darauf meine Rechnungen. Aus diesen sah ich, daß meine Schulden sich auf 17,000 Rubel beliefen. Vor der Abreise von Moskau nach Kiew hatte die Kaiserin mir 15,000 Rubel und eine große Kiste mit einfachen Kleidungsstoffen gegeben. Doch sollte ich mich reich kleiden. So betrug denn am Ende meine ganze Schuld 2000 Rubel, was mir keine unmäßige Summe schien. Verschiedene Ursachen hatten mich in Kosten gestürzt.

Erstens war ich mit einer sehr unvollständigen Ausstattung nach Rußland gekommen. Wenn ich drei oder vier Kleider hatte, so war dies das höchste und das an einem Hofe, wo man den Anzug täglich dreimal täglich wechselte. Meine ganze Wäsche bestand aus einem Dutzend Hemden; ich gebrauchte die Betttücher meiner Mutter.

Zweitens hatte man mir gesagt, daß man in Rußland gerne Geschenke empfange und daß man sich durch Großmuth Freunde erwerbe und sich gern gesehen mache.

Drittens hatte man mir die verschwenderischste Frau in

ganz Rußland beigegeben, die Gräfin Romanzow, die immer von Kaufleuten umgeben war, und mir täglich eine Menge Sachen zeigte, die sie mich aufforderte zu nehmen und die ich häufig nur nahm um sie ihr zu schenken, weil sie großes Verlangen darnach hatte.

Dazu kostete mich der Großfürst viel, weil er so gierig nach Geschenken war.

Die Verstimmung meiner Mutter hob sich übrigens leicht sobald etwas geschah was ihr gefiel und da sie sich damals häufig besonders gegen mich verstimmt zeigte, vernachlässigte ich nicht, dies von mir entdeckte Mittel in Anwendung zu bringen. Die Verstimmung meiner Mutter rührte theilweise daher, daß sie bei der Kaiserin in vollkommener Ungnade stand und daß diese sie oft kränkte und demüthigte. Außerdem sah sie nicht ohne Mißfallen, daß ich, die immer hinter ihr her gegangen war, jetzt den Vortritt vor ihr hatte, was ich so oft es möglich war, vermied; aber bei öffentlichen Gelegenheiten ließ sich Nichts daran ändern. Ueberhaupt hatte ich mir zur Regel gemacht, ihr die größtmögliche Achtung und Ergebenheit zu beweisen; doch half mir dies wenig. Denn bei jeder Veranlassung entschlüpfte ihr wieder ein Ausdruck der Bitterkeit, welcher ihre Lage nicht besserte und die Menschen nicht zu ihren Gunsten einnahm.

Außer manchem Andern trug die Gräfin Romanzow durch Hin- und Herreden und Klatschereien viel dazu bei, meine Mutter bei der Kaiserin in ein schlechtes Licht zu setzen. Jener achtsitzige Wagen auf der Reise nach Kiew spielte dabei eine große Rolle. Alle Alten waren davon ausgeschlossen, alle Jungen zugelassen worden. Der Himmel

weiß welche Bedeutung man diesem an sich so unschuldigen Arrangement gegeben hatte. Das Wahrscheinlichste ist, daß Alle Diejenigen, denen ihr Rang Zulassung hätte sichern sollen, sich darüber geärgert hatten, daß man ihnen Andere, welche unterhaltender waren als sie, vorgezogen. Im Grunde rührte die Sache daher, daß man Betzky und die Trubetzkoys, in welche meine Mutter ein größeres Vertrauen setzte, nicht an der Reise nach Kiew hatte theilnehmen lassen. Hieran waren Brummer und die Gräfin Romanzow sicherlich Schuld und der achtsitzige Wagen, in den sie nicht zugelassen wurden, war eine Art Rache.

Im November bekam der Großfürst in Moskau die Masern. Da ich dieselben noch nicht gehabt, wandte man Vorsichtsmaßregeln an, um mich vor Ansteckung zu bewahren. Die Umgebung des Prinzen kam nicht mehr zu uns und alle Vergnügungen hörten auf. Nach der Genesung des Prinzen und nach dem Eintritt des Winters reisten wir in Schlitten von Moskau nach Petersburg, meine Mutter und ich in einem, der Großfürst und Brummer in einem andern. Wir feierten den 18. December, den Geburtstag der Kaiserin, in Twer und setzten Tags darauf unsere Reise fort. Auf der Mitte des Weges, in dem Flecken Chotilowo, wurde der Großfürst Abends, als er in meinem Zimmer war, unwohl. Man brachte ihn in seinem Zimmer zu Bett. Während der Nacht litt er an heftigem Fieber. Den folgenden Morgen, um Mittag, begaben meine Mutter und ich uns in sein Zimmer, um ihn zu besuchen. Allein kaum hatte ich die Thürschwelle überschritten, als Graf Brummer mir entgegen kam und mir untersagte weiter zu gehn. Ich verlangte die Ursache zu wissen, worauf er mir sagte, daß

Pockenflecken beim Großfürsten zum Vorschein gekommen wären. Da ich die Pocken nicht gehabt hatte, brachte meine Mutter mich schnell aus dem Zimmer und es wurde beschlossen, daß meine Mutter und ich noch denselben Tag nach Petersburg abreisen sollten, indeß der Großfürst und seine Umgebung in Chotilowo zurückblieben. Auch die Gräfin Romanzow und die Ehrendame meiner Mutter blieben dort, um, wie man sagte, den Kranken zu pflegen.

Man hatte einen Courier an die Kaiserin abgeschickt, die vor uns abgereist und schon in Petersburg angekommen war. Kurz vor Nowgorod trafen wir die Kaiserin. Sie hatte auf die Nachricht, daß die Pocken bei dem Großfürsten ausgebrochen seien, Petersburg verlassen, um sich zu ihm nach Chotilowo zu begeben und hielt sich wirklich dort so lange auf, als die Krankheit währte. So wie die Kaiserin uns sah, ließ sie, obgleich es mitten in der Nacht war, ihren und unsern Schlitten halten, und fragte uns, wie sich der Großfürst befinde. Meine Mutter sagte ihr Alles was sie wußte, worauf die Kaiserin dem Kutscher weiterzufahren befahl und auch wir unsere Fahrt nach Nowgorod fortsetzten, wo wir gegen Morgen eintrafen.

Es war Sonntag und ich ging zur Messe. Dann dinirten wir. Eben als wir abfahren wollten, kamen der Kammerherr Fürst Galitzin und der Kammercavalier Zacharias Czernitscheff an, die sich ebenfalls von Moskau nach Petersburg begaben. Meine Mutter erzürnte sich gegen den Fürsten Galitzin, weil er mit Graf Czernitscheff reiste und dieser ich weiß nicht welche Lüge gesagt hatte. Sie sagte man müsse ihn fliehn als einen gefährlichen Menschen, der nach Belieben Geschichten erdichte. Sie schmollte mit

Beiden. Aber da man sich bei diesem Schmollen sterblich langweilte, da man außerdem keine Wahl hatte, da sie viel unterrichteter waren und besser conversirten als die Andern, so stimmte ich nicht darin ein, was mir von Seiten meiner Mutter mehrere bittre Bemerkungen zuzog.

Endlich kamen wir in Petersburg an und wurden in einem der zum Hofe gehörenden Häuser einquartirt. In dem Palaste war damals auch für den Großfürsten noch kein Raum, so daß er ein zwischen dem Palaste und dem unsern liegendes Haus bewohnte. Meine Zimmer befanden sich zur Linken, die meiner Mutter zur Rechten des Palastes. So wie meine Mutter diese Anordnung bemerkte, wurde sie böse darüber: erstens weil es ihr schien als seien meine Zimmer besser gelegen als die ihren; zweitens weil die ihren von den meinigen durch einen gemeinsamen Saal getrennt waren. In Wahrheit hatte jede von uns vier Zimmer, zwei nach vorn, und zwei nach dem Hofe des Hauses; die Zimmer waren gleich und ohne Unterschied mit blauen und rothen Stoffen meublirt. Aber was viel dazu beitrug meine Mutter aufzubringen, war, daß die Gräfin Romanzow mir in Moskau den Plan des Hauses auf Befehl der Kaiserin gezeigt, mir verboten davon zu sprechen, und mich zu Rathe gezogen hatte, in welcher Art wir wohnen sollten. Da die Zimmer gleich waren, konnte von einer Wahl nicht die Rede sein. Ich sagte dies der Gräfin, welche mich merken ließ, daß es der Kaiserin angenehmer sein würde, wenn ich für mich wohnte, statt, wie in Moskau, mit meiner Mutter die Wohnung zu theilen. Diese Einrichtung gefiel auch mir, weil ich mich in den Zimmern meiner Mutter sehr unbehaglich fühlte und wirklich ihre Gesellschaft Niemandem

zusagte. Meine Mutter erfuhr, daß man mir jenen Plan gezeigt. Sie redete mich darauf an und ich erzählte ihr ganz einfach was vorgefallen war. Sie schalt mich, daß ich ihr die Sache verheimlicht habe. Ich erwiederte, man habe mir verboten davon zu reden; aber sie beruhigte sich bei diesem Grunde nicht und ich bemerkte überhaupt wie sie von Tage zu Tage gereizter gegen mich wurde und ziemlich mit Allen in gespanntem Verhältniß lebte, so daß sie weder mehr zum Diner noch zum Souper zur Tafel kam, sondern sich in ihren Zimmern serviren ließ. Ich besuchte sie drei bis viermal am Tage. Den Rest meiner Zeit benutzte ich die russische Sprache zu erlernen, Clavier zu spielen und Bücher zu lesen, die ich mir selbst gekauft; so war ich denn mit funfzehn Jahren für mein Alter einsam und fleißig genug.

Gegen das Ende unsres Aufenthalts in Moskau war eine schwedische Gesandtschaft angekommen, an deren Spitze der Senator Cederkreutz stand. Kurz darauf traf auch Graf Gyllenburg ein, um der Kaiserin von der Vermählung des Kronprinzen von Schweden, des Bruders meiner Mutter, mit einer schwedischen Prinzessin Anzeige zu machen. Wir kannten Graf Gyllenburg und viele andre Schweden seit der Abreise des Kronprinzen nach Schweden. Er war ein Mensch von vielem Geist, nicht mehr jung; und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. Ich meinerseits war ihm einigermaßen verpflichtet. Denn als er in Hamburg bemerkte, daß meine Mutter wenig oder gar nichts von mir halte, sagte er ihr, sie habe Unrecht, ich sei entschieden ein über mein Alter entwickeltes Kind. In Petersburg angelangt, kam er zu uns und da er in Hamburg gegen mich geäußert, ich

habe eine sehr philosophische Geistesrichtung, fragte er mich, wie es in dem Strudel meines gegenwärtigen Lebens mit meiner Philosophie stehe. Ich erzählte ihm, womit ich mich in meinem Zimmer beschäftige. Er sagte: eine funfzehnjährige Philosophin könne sich nicht selbst kennen und ich sei von so vielen Klippen umgeben, daß er sehr fürchte, ich werde scheitern, wenn nicht mein Geist ganz überlegener Art wäre. Es sei nothwendig, ihn durch die beste Lectüre zu bilden; und zu diesem Zweck empfahl er mir „Plutarch's Lebensbeschreibungen berühmter Männer“, das „Leben Cicero's“ und die „Ursachen der Größe und des Verfall's des römischen Reichs“ von Montesquieu. Ich ließ mir sogleich diese Bücher besorgen, die damals in Petersburg nur mit Mühe aufzutreiben waren; und sagte ihm, ich wolle eine Schilderung meiner selbst für ihn entwerfen, so wie ich mich kenne, damit er sehen möge, ob ich mich kenne oder nicht.

In der That entwarf ich ein Bild von mir in einem Aufsatz, mit dem Titel: „Portrait der funfzehnjährigen Philosophin“ — und händigte ihm denselben ein. Viele Jahre später, nämlich 1758, habe ich dieses Portrait wiedergefunden und war erstaunt über die tiefe Selbstkenntniß welche es enthielt. Unglücklicherweise habe ich es in jenem Jahre mit allen meinen anderen Papieren verbrannt, da ich mich fürchtete, ein einziges in meinem Zimmer zu behalten, wegen der unglücklichen Affaire mit Bestuscheff.

Der Graf Gyllenburg gab mir einige Tage später mein Schriftstück wieder. Ich weiß nicht, ob er eine Abschrift davon genommen hat. Er begleitete es mit einem Dutzend Seiten voll Reflexionen, worin er versuchte die Seelengröße und Festigkeit ebenso sehr in mir zu befestigen wie die ande=

ren Eigenschaften des Herzens und Geistes. Ich las mehreremale durch was er geschrieben hatte, nahm es in mich auf und setzte mir ernstlich vor, seinen Rathschlägen zu folgen. Ich versprach es mir selbst und wenn ich mir etwas selbst versprochen habe, habe ich es soviel ich weiß immer gehalten. Ich gab darauf dem Grafen Gyllenburg sein Schriftstück zurück, wie er mich gebeten hatte und ich gestehe daß es sehr dazu gedient hat meinen Geist und meine Seele zu bilden und zu stählen.

Im Anfang Februar kam die Kaiserin mit dem Großfürsten von Chotilowo zurück. Sobald man uns von ihrer Ankunft benachrichtigte, gingen wir ihr entgegen und trafen sie im großen Saale zwischen vier und fünf Uhr Abends, in der Dunkelheit. Trotzdem erschrack ich fast, als ich den Großfürsten sah, der bedeutend gewachsen, aber im Gesichte ganz unkenntlich geworden war. Seine Züge waren grob geworden, das Gesicht geschwollen, und es war unzweifelhaft, daß man ihm die Spuren seiner Krankheit immer beträchtlich ansehen würde. Da man ihm die Haare abgeschnitten hatte, trug er eine ungeheure Perrücke, welche ihn noch mehr entstellte. Er kam auf mich zu und fragte mich, ob es mir nicht schwer werde ihn wieder zu erkennen. Ich stammelte einen Glückwunsch zu seiner Genesung, aber er war in der That abscheulich häßlich geworden.

Am 9. Februar war gerade ein Jahr seit meiner Ankunft am russischen Hofe verflossen. Am 10. Februar 1745 feierte die Kaiserin den Geburtstag des Großfürsten. Er trat in sein siebzehntes Jahr. Sie dinirte mit mir allein auf dem Throne. Der Großfürst erschien an diesem Tage und noch lange Zeit später nicht öffentlich. Man fühlte sich

nicht gedrungen ihn in dem Zustande zu zeigen, in den er durch die Pocken versetzt war. Die Kaiserin war während des Diners sehr gnädig gegen mich. Sie sagte mir, daß *die* russischen Briefe welche ich ihr nach Chotilowo geschrieben, ihr viele Freude gemacht hätten (in der That waren sie von Herrn Adadurof abgefaßt, aber ich hatte sie eigenhändig geschrieben), sie wisse daß ich mich sehr darum bemühe die Landessprache zu lernen. Sie sprach russisch mit mir und wollte, daß ich ihr in dieser Sprache antwortete, was ich auch that, und dann lobte sie meine gute Aussprache. Darauf gab sie mir zu verstehen, daß ich seit meiner Krankheit in Moskau hübscher geworden sei; kurz während des ganzen Diners war sie nur darauf bedacht, mir ihre Güte und Zuneigung zu bezeigen. Ich kam sehr heiter und glücklich in mein Zimmer zurück und Jedermann beglückwünschte mich. Die Kaiserin ließ mein Portrait, welches der Maler Caravaque angefangen hatte, holen und behielt es in ihrem Zimmer; es ist dasselbe welches der Bildhauer Falconnet mit sich nach Frankreich genommen hat; es war damals sprechend ähnlich. Um in die Messe oder zur Kaiserin zu gehen, mußte meine Mutter und ich die Gemächer des Großfürsten passiren, welche ganz nahe an meiner Wohnung lagen; wir sahen ihn daher oft. Auch brachte er des Abends einige Augenblicke bei mir zu, aber ohne besondere Lust; im Gegentheil war er immer sehr vergnügt wenn er einen Vorwand fand um sich zu entschuldigen und in seinen Gemächern zu bleiben, umgeben von seinem gewöhnlichen Spielzeug, wovon ich bereits gesprochen habe.

Kurz nach der Ankunft der Kaiserin und des Groß-

fürsten in Petersburg hatte meine Mutter einen großen Kummer, welchen sie nicht verbergen konnte; der Sachverhalt ist folgender.

Prinz August, der Bruder meiner Mutter, hatte ihr nach Kiew geschrieben, daß er gern nach Rußland kommen möchte. Meine Mutter wußte, daß diese Reise nur den Zweck für ihn hatte, bei der Majorennität des Großfürsten, welche man vor der Zeit proklamiren wollte, die Verwaltung Holsteins zu erhalten; d. h. man wünschte die Vormundschaft aus den Händen des ältesten Bruders zu nehmen, der Kronprinz von Schweden geworden war, und die Landesverwaltung Holsteins dem Prinzen August, jüngerem Bruder meiner Mutter und des Kronprinzen von Schweden, unter dem Namen eines volljährigen Großherzogs zu übertragen.

Diese Intrigue war angesponnen von der, dem Kronprinzen von Schweden feindlichen mit den Dänen verbundenen Partei, da die Dänen es diesem Prinzen nicht verzeihen konnten, daß er in Schweden den Sieg über den Kronprinzen von Dänemark davongetragen hatte, den die Dalecarlier zum schwedischen Thronfolger wählen wollten. Meine Mutter antwortete ihrem Bruder, dem Prinzen August, von Koselsk: statt sich zu Intriguen herzugeben, die ihn verführten gegen seinen Bruder zu handeln, würde er besser thun, im holländischen Dienste, worin er sich befand, seine Pflicht zu erfüllen und ehrenvoll zu sterben, als gegen seinen Bruder zu kabaliren und sich mit den Feinden seiner Schwester in Rußland zu verbinden. Hiermit deutete meine Mutter auf den Grafen Bestuscheff, welcher diese ganze Intrigue im Gange hielt, um Brummer und allen anderen

Freunden des schwedischen Kronprinzen, des Vormundes des Großfürsten für Holstein, zu schaden. Dieser Brief wurde geöffnet und von dem Grafen Bestuscheff und der Kaiserin gelesen, welche letztere durchaus nicht mit meiner Mutter zufrieden und gegen den schwedischen Kronprinzen sehr erbittert war, weil er unter dem Einfluß seiner Gemahlin, einer Schwester des Königs von Preußen, sich zu den Ansichten der französischen Partei, welche denen Rußlands vollkommen entgegen waren, hatte fortreißen lassen. Man warf ihm seine Undankbarkeit vor, und beschuldigte meine Mutter des Mangels an Zärtlichkeit gegen ihren jüngeren Bruder, weil sie ihm geschrieben, er solle sich tödten lassen, ein Ausdruck den man hart und unmenschlich fand, während meine Mutter ihren Freunden gegenüber sich rühmte, einen festen und treffenden Ton angewendet zu haben. Das Resultat war endlich, daß ohne Rücksicht auf die Stimmung meiner Mutter, oder vielmehr um sie zu verletzen und die ganze holsteinisch-schwedische Partei zu ärgern, Graf Bestuscheff für den Prinzen August von Holstein, ohne Wissen meiner Mutter die Erlaubniß erlangte, nach Petersburg zu kommen. Als meine Mutter erfuhr daß er unterwegs sei, wurde sie sehr verstimmt und aufgebracht, und empfing ihn mit großer Kälte. Er jedoch, von Bestuscheff angetrieben, ließ sich nicht beirren. Man überredete die Kaiserin ihn freundlich zu empfangen, was auch nach außen hin geschah; doch dauerte dies nur kurze Zeit und konnte auch nicht lange dauern, da der Prinz August eine unbedeutende Persönlichkeit war. Schon sein Aeußeres nahm nicht zu seinen Gunsten ein; er war sehr klein und schlecht gewachsen, hatte dazu wenig Geist bei großem Jähzorn und wurde von seiner Umgebung geleitet,

die ganz bedeutungslos war, und da es doch gesagt sein muß, es war die Dummheit ihres Bruders, die meine Mutter sehr ärgerte; kurz seine Ankunft brachte sie fast zur Verzweiflung.

Indem Graf Bestuscheff sich des Prinzen durch seine Umgebung versicherte, erreichte er durch Ein Mittel verschiedene Zwecke. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der Großfürst Brummer ebenso sehr haßte wie er selbst es that. Auch der Prinz August liebte ihn nicht, weil er dem Kronprinzen von Schweden ergeben war, unter dem Vorwande der Verwandtschaft und als Holsteiner. Der Prinz schlich sich in die Gunst des Großfürsten ein, indem er ihm beständig von Holstein redete und ihn von seiner künftigen Volljährigkeit unterhielt, bis er ihn dahin brachte, in seine Tante und den Grafen Bestuscheff zu dringen, eine Beschleunigung seiner Mündigkeitserklärung zu bewirken. Hierzu war die Erlaubniß des römischen Kaisers nothwendig. Dies war zu jener Zeit Karl VII. aus dem Hause Baiern. Aber er starb inzwischen, so daß diese Angelegenheit sich bis zur Wahl Franz I. verzögerte.

Da Prinz August von meiner Mutter sehr kalt empfangen worden war und ihr selbst wenig Achtung bezeigte, verminderte er auch bei dem Großfürsten das geringe Maß von Respect, den er bis dahin für meine Mutter bewahrt hatte. Andererseits unterhielten sowohl Prinz August als der alte Kammerdiener, der Günstling des Großfürsten, die offenbar meinen künftigen Einfluß fürchteten, den Großfürsten häufig über die Art und Weise, wie er seine Gemahlin behandeln müsse. Romberg, früher schwedischer Dragoner, sagte ihm, daß die seinige nicht vor ihm zu muckſen, noch

sich in seine Angelegenheiten zu mischen wage; daß, wenn sie nur den Mund öffne, er ihr zu schweigen befehle; daß er der Herr im Hause, und daß es für einen Mann schmachvoll sei, sich wie ein Einfaltspinsel von seiner Frau lenken zu lassen.

Der Großfürst seinerseits war diskret wie ein Kanonenschuß und hatte, wenn Herz und Geist ihm von einer Sache voll waren, nichts Eiligeres zu thun, als es Denen zu erzählen, mit welchen er zu sprechen gewohnt war, ohne zu bedenken wem er es sagte. So erzählte mir Se. Kaiserliche Hoheit auch diese Gespräche ganz offen bei der ersten Gelegenheit wieder wo er mich sah. Er nahm immer von vorne herein an, daß Alle seiner Ansicht seien, und daß Nichts natürlicher sei als dies. Ich scheute mich nicht offen hierüber zu reden, aber ich konnte nicht umhin über das Loos das mich erwartete sehr ernste Gedanken zu hegen. Ich beschloß das Vertrauen des Großfürsten so viel als möglich zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person betrachte, der er ohne Scheu Alles sagen könne. Dies gelang mir während einer langen Zeit. Uebrigens behandelte ich Alle so gut ich irgend konnte, und machte mir ein Studium daraus die Freundschaft derer zu gewinnen, oder doch wenigstens ihre Feindschaft zu mindern, von welchen ich nur eine üble Stimmung gegen mich argwöhnen konnte. Ich bewies keine Neigung nach irgend einer Seite, mischte mich in Nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen Alle; und da ich von Natur heiter war, sah ich mit Vergnügen wie ich von Tage zu Tage die Zuneigung des Publikums gewann, das mich als ein interes-

santes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist fehle. Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin einen unbedingten Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht, und suchte mit unermüdlichem Eifer die Zuneigung des Publikums.

Die Kaiserin hatte mir schon in Moskau Damen und Herren beigegeben, welche meinen Hof bildeten. Bald nach meiner Ankunft in Petersburg gab sie mir russische Kammerfrauen, um, wie sie sagte, mir das Erlernen der russischen Sprache zu erleichtern. Dies war mir sehr angenehm, da es nur junge Damen waren, von denen die älteste ungefähr zwanzig Jahre zählte; Alle waren sehr heiter, so daß ich von diesem Augenblick an nichts that als singen, tanzen und scherzen von meinem Erwachen an bis zum Schlafengehn. Abends nach dem Souper ließ ich meine drei Damen, die beiden Prinzessinen Gagarin und Fräulein Kucheleff in mein Schlafzimmer kommen, wo wir Blindekuh und alle Arten kindlicher Spiele spielten. Alle diese Mädchen hatten die größte Furcht vor der Gräfin Romanzow; aber da diese vom Morgen bis zum Abend im Vorzimmer oder in ihren Gemächern Karten spielte und nur nothgedrungen von ihrem Sessel aufstand, kam sie höchst selten zu mir herein.

Inmitten unserer Vergnügungen fiel es mir ein, die Aufsicht über all' meine Sachen unter meine Damen zu vertheilen. Ich überließ meine Kasse, meine Ausgaben und meine Wäsche dem Fräulein Schenck, dem Kammermädchen, welches ich aus Deutschland mitgebracht hatte. Sie war eine alte Jungfer, einfältig und mürrisch, der unsere Heiterkeit aufs höchste mißfiel, und die außerdem auf alle diese

jungen Gefährtinnen, welche ihre Geschäfte und meine Zuneigung theilen sollten, eifersüchtig war. Meine Juwelen gab ich an Fräulein Jukoff, die, weil sie am meisten Geist hatte und heiterer und offener als die anderen war, meine besondere Gunst zu gewinnen anfing. Meine Kleider vertraute ich meinem Kammerdiener Timotheus Jevreinoff; meine Spitzen Fräulein Balkoff, welche bald darauf den Dichter Sumarokoff heirathete; meine Bänder erhielt Fräulein Surrachodoff die ältere, später an Aristarchus Kachkin verheirathet; ihre jüngere Schwester Anna erhielt Nichts, weil sie erst dreizehn bis vierzehn Jahre alt war. Am Tage nach dieser schönen Anordnung, wo ich meine Centralgewalt in meinem Zimmer ausgeübt hatte, ohne eine Seele um Rath zu fragen, war Abends Theater. Um dorthin zu gehen, mußte man die Gemächer meiner Mutter passiren. Die Kaiserin, der Großfürst und der ganze Hof fanden sich ein. Man hatte ein kleines Theater errichtet in einer Reitbahn, welche zur Zeit der Kaiserin Anna dem Herzog von Kurland gehört hatte, dessen Gemächer ich bewohnte. Nach dem Theater, als die Kaiserin in ihre Gemächer zurückgekehrt war, kam die Gräfin Romanzow in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin die von mir angeordnete Vertheilung meiner Bedienung unter meine Damen mißbillige, und daß sie Befehl habe die Schlüssel zu meinen Juwelen aus den Händen von Fräulein Jukoff an Fräulein Schenck zurückzugeben, was sie in meiner Gegenwart that. Hierauf entfernte sie sich und ließ uns, Fräulein Jukoff und mich mit länger gewordenen Gesichtern, und Fräulein Schenck triumphirend über das Vertrauen der Kaiserin zurück. Sie begann mir gegenüber eine anmaßende Miene anzunehmen,

welche sie einfältiger als je und noch unliebenswürdiger machte, als sie schon war.

In der ersten Woche der großen Fasten hatte ich eine merkwürdige Scene mit dem Großfürsten. Eines Morgens als ich mit meinen Damen, die alle sehr fromm waren, mich in meinem Zimmer befand, um die Frühmesse zu hören, die im Vorzimmer gesungen wurde, erhielt ich vom Großfürsten eine Botschaft. Er schickte seinen Zwerg, um mich zu fragen wie ich mich befände und mir anzuzeigen, daß er wegen der großen Fasten an diesem Tage nicht zu mir kommen werde. Der Zwerg fand uns im Anhören der Gebete, indem wir genau die Fastenvorschriften nach unserm Ritus erfüllten. Ich sandte dem Großfürsten durch seinen Zwerg die gebräuchliche Begrüßung zurück und er entfernte sich. Als der Zwerg das Zimmer seines Herrn wieder erreicht, fing er, sei es weil er wirklich von dem was er gesehen erbaut worden war, oder weil er dadurch seinen Herrn und Gebieter, der nichts weniger als fromm war, zu gleichen Uebungen zu bringen wünschte, sei es aus Unbesonnenheit, die in meinen Gemächern herrschende Frömmigkeit laut zu preisen an und versetzte dadurch den Großfürsten in sehr schlechte Stimmung gegen mich. Als ich ihn wieder sah, begann er mit mir zu schmollen. Auf meine Frage, was ihn dazu veranlasse, schalt er mich wegen der nach seiner Meinung übermäßigen Frömmigkeit, der ich mich hingebe. Ich fragte ihn, wer ihm dies gesagt, worauf er mir seinen Zwerg als Augenzeugen nannte. Ich erwiederte ihm, daß ich nicht weiter als passend sei, in der Ausübung einer Pflicht ginge, der Alle sich bequemten und von der man sich nicht ohne Scandal lossagen könne; aber er war verschiedener Meinung. Dieser Streit endete wie die meisten

Streite enden, nämlich damit, daß jeder bei seiner Meinung blieb und da Se. Kaiserliche Hoheit während der Messe mit Niemandem außer mit mir sprechen konnte, hörte er allmälig auf mit mir zu schmollen.

Zwei Tage nachher hatte ich eine andere Aufregung. Am Morgen, während man die Frühmesse bei mir sang, trat Fräulein Schenck voller Bestürzung in mein Zimmer und sagte mir, daß meine Mutter sich schlecht befinde, daß sie in Ohnmacht gefallen sei. Ich eilte sofort zu ihr. Ich fand sie auf einer Matratze an der Erde liegen, aber nicht bewußtlos. Ich nahm mir die Freiheit sie zu fragen was ihr fehle. Sie erwiederte, sie habe einen Aderlaß nehmen wollen, da aber der Wundarzt das Ungeschick gehabt viermal vergeblich anzusetzen, an beiden Händen und an beiden Füßen, sei sie in Ohnmacht gefallen. Ich wußte übrigens, daß sie den Aderlaß fürchtete; ihren Zweck dabei kannte ich so wenig, als ich wußte, daß sie eines Aderlasses bedurfte. Dennoch warf sie mir vor, an ihrem Zustande wenig Theil zu nehmen und that in Beziehung darauf viele unerfreuliche Aeußerungen. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, indem ich meine Unwissenheit eingestand; da ich aber bemerkte, daß sie sehr verstimmt war, schwieg ich, versuchte meine Thränen zurückzuhalten und ging erst fort nachdem sie es mir mit vieler Bitterkeit befohlen. Weinend in mein Zimmer zurückgekehrt, fragten meine Damen nach der Ursache meiner Thränen: ich sagte sie ihnen gradheraus. Mehrmals des Tages ging ich in das Zimmer meiner Mutter, wo ich aber nur so lange blieb, als ich ihr nicht lästig zu fallen schien, was bei ihr ein Hauptpunkt war, an den ich mich vollkommen gewöhnt hatte; so daß ich in meinem Leben nichts mehr vermieden habe, als dieses

und mich immer sofort zurückzog, wenn in meinem Geiste der Argwohn entstand, ich könne lästig sein und deßhalb Langeweile erregen. Aber ich weiß aus Erfahrung, daß nicht Alle denselben Grundsatz befolgen, weil meine eigene Geduld oft von denen auf die Probe gestellt worden ist, die sich nicht zu entfernen wissen, bevor sie lästig fallen oder Langeweile erregen.

Während der Fastenzeit erlebte meine Mutter einen wirklichen Schmerz. Sie erhielt in einem Augenblick wo sie es am wenigsten erwartete, die Nachricht, daß meine jüngste Schwester Elisabeth im Alter von drei bis vier Jahren plötzlich gestorben sei. Sie war sehr betrübt darüber. Auch ich weinte um sie.

Einige Tage nachher sah ich eines schönen Morgens die Kaiserin in mein Zimmer treten. Sie ließ meine Mutter holen und ging mit ihr in mein Toilettenzimmer, wo sie ganz unter sich eine lange Unterredung hatten, an derem Ende sie in mein Schlafzimmer zurückkehrten, meine Mutter mit sehr gerötheten, thränenerfüllten Augen. Aus dem Fortgang des Gesprächs erfuhr ich, daß es sich um den Tod Kaisers Karl VII., aus dem Hause Baiern, handle, von dem die Kaiserin soeben gehört hatte. Die Kaiserin war damals noch ohne Allianz und schwankte zwischen der des Königs von Preußen und der des Oesterreichischen Hauses — jede von Beiden hatte ihre Parteigänger. Die Kaiserin hatte dieselben Beschwerden gegen Oesterreich gehabt, wie gegen Frankreich, an dem der König von Preußen festhielt; und Marquis Botta, der Gesandte des Wiener Hofes, hatte, wegen schlechter Reden auf Kosten der Kaiserin, Rußland verlassen müssen, was man seiner Zeit als eine Verschwörung darzustellen versuchte.

Aus ähnlichen Ursachen war auch der Marquis de la Chétardie fortgeschickt worden. Ich kenne den Zweck dieser Unterredung nicht, aber meine Mutter schien große Hoffnungen daraus zu schöpfen und sah sehr befriedigt darauf zurück. Sie neigte sich damals durchaus nicht auf die Seite Oesterreichs. Was mich betrifft, so war ich bei allen diesen Dingen ein sehr passiver, sehr discreter und fast gleichgültiger Zuschauer.

Nach Ostern, als der Frühling eingekehrt war, erklärte ich der Gräfin Romanzow mein Verlangen reiten zu lernen; sie verschaffte mir die Erlaubniß der Kaiserin. Ich begann beim Wechsel der Jahreszeit Brustschmerzen zu fühlen, nach der Pleuresie in Moskau und blieb fortwährend sehr mager. Die Aerzte riethen mir, jeden Morgen Milch und Selterwasser zu nehmen. Im Hause Romanzow, in der Kaserne des Regiments Ismaïlofsky, nahm ich meine erste Reitstunde. Ich hatte schon mehrmals in Moskau geritten, aber sehr schlecht.

Im Mai bezog die Kaiserin mit dem Großfürsten den Sommerpalast. Meiner Mutter und mir wies man ein steinernes Gebäude an, welches damals an der Fontanka lag, nahe beim Hause Peters I. Meine Mutter bewohnte in diesem Gebäude den einen Flügel und ich den andern. Hier hörten alle Aufmerksamkeiten des Großfürsten für mich auf. Er ließ mir ganz einfach durch einen Bedienten sagen, daß er zu weit von mir wohne, um mich oft besuchen zu können. Ich fühlte vollkommen wie wenig ihm daran lag und wie wenig Zuneigung ich für ihn empfand. Meine Eigenliebe und meine Eitelkeit seufzten im Stillen; aber ich war zu stolz um mich zu beklagen; ich würde mich für er-

niedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft, die man hätte für Mitleid nehmen können. Doch wenn ich allein war vergoß ich Thränen, trocknete sie ganz leise und fing an mit meinen Damen zu scherzen. Auch meine Mutter behandelte mich sehr kalt und förmlich; ich unterließ nie mehrere Male am Tage zu ihr zu gehen. Im Grunde fühlte ich große Langeweile; aber ich hütete mich davon zu sprechen. Eines Tages indeß bemerkte Fräulein Jukoff meine Thränen und redete mich darauf an; ich gab ihr so gute Gründe als ich konnte, ohne ihr die wahren mitzutheilen. Ich bemühte mich mehr als je die Zuneigung Aller zu gewinnen; Große und Kleine, Niemand wurde von mir vernachlässigt, ich machte mir eine Regel daraus zu denken, daß ich Aller bedürfe und demgemäß Alles zu thun um mir Wohlwollen zu erwerben, was mir in der That gelang.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen im Sommerpalast, wo man von den Vorbereitungen zu meiner Hochzeit zu sprechen anfing, siedelte der Hof nach Peterhof über, wo er näher zusammen wohnte als in der Stadt.

Die Kaiserin und der Großfürst bewohnten den oberen Theil des Hauses, welches Peter I. gebaut hatte; meine Mutter und ich wohnten unten in den Gemächern des Großfürsten. Wir dinirten jeden Tag mit ihm unter einem Zelte auf der offenen, an seine Wohnung stoßenden Gallerie; er speiste bei uns zu Abend. Die Kaiserin war oft abwesend, indem sie bald dieses bald jenes ihrer verschiedenen Landhäuser besuchte. Wir tummelten uns viel zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen umher. Ich erkannte damals sonnenklar, daß die ganze Umgebung des Großfürsten und besonders seine Lehrer, alle Achtung und Autorität bei ihm

verloren hatten. Die militärischen Spiele, die er früher versteckte, führte er jetzt gewissermaßen in ihrem Beisein aus. Graf Brummer und sein erster Lehrer sahen ihn fast nur noch bei öffentlichen Gelegenheiten, als sein Gefolge. Den Rest der Zeit brachte er wörtlich in der Gesellschaft von Kammerdienern zu, mit für sein Alter unerhörten Kindereien, denn er spielte mit Puppen.

Meine Mutter machte sich die Abwesenheit der Kaiserin zu Nutze, um in den umliegenden Landhäusern, besonders beim Prinzen und der Prinzessin von Hessen=Homburg zu soupiren. Eines Abends, als sie dorthin geritten war, reizte mich nach dem Abendessen das schöne Wetter, mein Zimmer, welches mit dem Garten in gleicher Höhe lag und aus dem eine Thür hinaus führte, zu verlassen. Ich schlug meinen Frauen und meinen drei Ehrenfräulein vor, einen Spaziergang in den Garten zu machen. Es kostete keine Mühe sie zu überreden. Wir waren acht, mein Kammer=diener der neunte, und zwei Bediente folgten uns; wir spa=zierten bis Mitternacht ohne allen Arg umher. Nach der Rückkehr meiner Mutter hatte Fräulein Schenck, welche uns nicht begleiten wollte und über unsern Spaziergang schalt, nichts Eiligeres zu thun, als derselben zu mel=den, daß ich trotz ihrer Vorstellungen hinausgegangen sei. Meine Mutter ging zu Bette, und als ich mit meiner Begleitung zurückkam, sagte mir Fräulein Schenck mit triumphirender Miene, meine Mutter habe zweimal fragen lassen, ob ich wieder da sei, weil sie mit mir sprechen wolle, und da es so spät und sie müde geworden mich zu erwar=ten, sei sie zu Bette gegangen. Ich wollte sofort zu ihr eilen, fand aber die Thüre verschlossen. Ich sagte Fräulein

Schenck, sie hätte mich rufen lassen können; sie behauptete nicht gewußt zu haben wo wir wären; aber dies Alles war nur ein Spiel mich in Zänkereien zu verwickeln und mich auszuschelten: ich merkte dies sehr gut und ging aufgeregt schlafen. Am folgenden Morgen, sogleich nach meinem Erwachen, ging ich zu meiner Mutter, die ich im Bette fand. Ich näherte mich um ihr die Hand zu küssen, aber sie zog dieselbe zürnend zurück und schalt mich aufs heftigste, daß ich gewagt am Abend ohne ihre Erlaubniß spazieren zu gehn. Ich erwiederte, sie sei nicht zu Hause gewesen. Sie erklärte es sei eine unpassende Zeit und tausend andere Dinge, scheinbar um mir die Lust zu nächtlichen Spaziergängen zu nehmen; sicher jedoch ist dies, daß unser Spaziergang eine Unvorsichtigkeit sein konnte, aber die unschuldigste Sache von der Welt war. Was mich am meisten betrübte war die Beschuldigung, wir seien in die Gemächer des Großfürsten hinaufgegangen. Ich erklärte dies für eine abscheuliche Verläumdung, worüber sie im Zorn fast außer sich gerieth. Es half mir nichts daß ich auf meine Kniee fiel, ihren Unwillen zu beschwichtigen; sie behandelte meine Unterwerfung als eine Komödie und jagte mich aus dem Zimmer. Weinend kam ich in meine Wohnung zurück. Zur Essenszeit ging ich mit meiner Mutter, die immer noch sehr aufgebracht war, zum Großfürsten hinauf. Er fragte mich was mir fehle, da meine Augen roth geweint waren. Ich erzählte ihm einfach was geschehen sei. Diesmal nahm er meine Partei und klagte meine Mutter der Laune und Heftigkeit an. Ich bat ihn nicht mit ihr davon zu reden; er that dies, und ihr Zorn ging allmählig vorüber, aber sie behandelte mich fortwährend mit großer Kälte. Von

Peterhof kehrten wir Ende Juli in die Stadt zurück, wo Alles sich auf die Feier der Hochzeit vorbereitete.

Der 21. August wurde endlich von der Kaiserin für diese Ceremonie festgesetzt. Je näher der Tag kam, desto tiefer wurde mein Trübsinn. Mein Herz sagte mir kein großes Glück voraus: nur der Ehrgeiz hielt mich aufrecht. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches mich nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveraine Kaiserin von Rußland werden würde, in eigener Machtvollkommenheit.

Die Hochzeit ging mit viel Pomp und Glanz vor sich. Des Abends fand ich in meinem Zimmer Madame Kruse, die Schwester der ersten Kammerfrau der Kaiserin, welche diese mir als erste Kammerfrau beigegeben hatte. Schon den Tag darauf bemerkte ich, daß diese Frau alle meine Frauen in Furcht halte, denn als ich mich einer von ihnen näherte, um wie gewöhnlich mit ihr zu reden, sagte sie mir: „um Gotteswillen kommen Sie mir nicht nahe, man hat uns verboten halblaut mit Ihnen zu sprechen.“ Andererseits bekümmerte mein lieber Gemahl sich durchaus nicht um mich, sondern war fortwährend mit dem Einexercieren seiner Bedienten beschäftigt, die er in seinem Zimmer einübte, wobei er zwanzigmal in einem Tage die Uniform wechselte. Ich gähnte, langweilte mich, da ich mit Niemandem reden konnte, oder ich war bei öffentlichen Festlichkeiten zugegen. Am dritten Tage nach meiner Hochzeit, der ein Ruhetag sein sollte, ließ die Gräfin Romanzow mir sagen, daß die Kaiserin sie ihrer Stellung bei mir enthoben habe und daß sie in ihr Haus zu ihrem Gemahl und ihren Kindern zurück-

kehre. Ich bedauerte diese Nachricht nicht sehr, denn unser Verhältniß war immer ein gespanntes gewesen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauerten zehn Tage. Dann bezogen wir, der Großfürst und ich, den Sommerpalast wo die Kaiserin wohnte; und man begann von der Abreise meiner Mutter zu sprechen, die ich seit meiner Heirath seltener sah, die sich aber seit diesem Zeitpuncte gegen mich weit freundlicher bewies. Gegen Ende September reis'te sie ab. Der Großfürst und ich begleiteten sie bis Zarskoe Selo. Ihre Abreise betrübte mich aufrichtig, ich weinte heftig. Nach ihrer Abreise kehrten wir in die Stadt zurück. Bei meiner Ankunft im Palast fragte ich nach Fräulein Jukoff: man sagte mir sie sei zu ihrer Mutter gegangen, welche krank geworden. Den Tag darauf dieselbe Frage meinerseits, dieselbe Antwort von meinen Frauen. Gegen Mittag zog die Kaiserin mit großem Pomp aus der Sommer- in die Winterwohnung. Wir folgten ihr in ihre Gemächer. In ihrem Parade-Schlafgemach angelangt blieb sie stehen und begann nach einigen gleichgültigen Bemerkungen von der Abreise meiner Mutter zu sprechen, indem sie mich freundlich aufforderte meinen Schmerz darüber zu bezwingen. Aber ich glaubte aus den Wolken zu fallen, als sie mir in Gegenwart von etwa dreißig Personen sagte, daß sie auf Bitten meiner Mutter Fräulein Jukoff entlassen habe, weil meine Mutter fürchtete, ich möge eine zu große Zuneigung zu einem Mädchen gewinnen, welches dieselbe so wenig verdiene; und hierauf begann sie mit einer auffallenden Lebhaftigkeit von der armen Jukoff zu sprechen.

In der That war ich durchaus nicht von dieser Scene erbaut, noch auch von den Gründen ihrer Kaiserlichen

Majestät, sondern tief betrübt über das Unglück von Fräulein Jukoff, die einzig und allein deßhalb vom Hofe entfernt wurde, weil sie mir durch ihre gesellige Laune besser zusagte als meine anderen Damen; denn, fragte ich mich, warum hat man sie mir gegeben, wenn sie dessen nicht würdig war. Meine Mutter konnte sie nicht kennen, konnte selbst nicht mit ihr sprechen, da sie das Russische nicht verstand und die Jukoff keine andere Sprache kannte; meine Mutter konnte sich nur an das alberne Gerede der Schenck halten, die kaum gesunden Menschenverstand hatte. Dies Mädchen leidet für mich, dachte ich, deßhalb darf ich sie nicht verlassen in ihrem Unglück, dessen Ursache nichts ist als meine Zuneigung zu ihr. Ich bin niemals im Stande gewesen zu entdecken ob meine Mutter die Kaiserin wirklich gebeten hatte jene Dame von mir fort zu schicken. Wenn sie es gethan, so muß meine Mutter den Weg der Heftigkeit dem der Milde vorgezogen haben, denn niemals hat sie über diesen Gegenstand ein Wort mit mir gesprochen. Dennoch hätte ein einziges Wort von ihrer Seite genügt, mich wenigstens aufmerksam zu machen auf eine übrigens sehr unschuldige Zuneigung. Anderer Seits hätte auch die Kaiserin in weniger schroffer Weise eingreifen können. Das Mädchen war jung; es hätte nur an ihr gelegen ihr eine passende Parthie zu finden, was sehr leicht gewesen sein würde; statt dessen geschah es wie ich erzählt habe.

Nachdem die Kaiserin uns verabschiedet hatte, gingen wir, der Großfürst und ich, in unsere Gemächer. Auf dem Wege sah ich, daß die Kaiserin ihren Herrn Neffen von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt hatte. Ich erwähnte meine Einwürfe dagegen, und ließ ihn fühlen, daß dies

Mädchen ihr Unglück nur meiner vorausgesetzten Vorliebe für sie verdanke, und daß, da sie aus Liebe zu mir litt, ich mich im Rechte fühle sie nicht zu verlassen, wenigstens so weit dies von mir abhinge. Auch schickte ich ihr sofort durch meinen Kammerdiener Geld; aber er sagte mir daß sie schon mit ihrer Mutter und Schwester nach Moskau abgereis't sei. Ich befahl, ihr das was ich für sie bestimmt hatte durch ihren Bruder, einem Gardeunterofficier zukommen zu lassen. Man benachrichtigte mich, daß auch er mit seiner Frau den Befehl erhalten sich zu entfernen, und daß man ihn in einem Landregimente als Officier angestellt habe. Noch im gegenwärtigen Augenblick vermag ich nicht einen vernünftigen Grund für das Alles zu entdecken, und mir scheint, daß man ohne Veranlassung, aus Caprice, ohne einen Schatten von Vernunft, ja selbst von einem Vorwande, Unrecht that. Doch die Sache blieb hierbei nicht stehen. Durch meine Kammerdiener und meine anderen Leute suchte ich eine passende Partbie für Fräulein Jukoff zu finden. Fravin schlug mir eine solche vor, einen Gardeunterofficier, einen Mann der Vermögen hatte. Er ging nach Moskau um sie zu heirathen, wenn sie ihm gefiele. Er heirathete sie und man machte ihn zum Lieutenant in einem Landregimente. Sobald die Kaiserin davon hörte, verbannte sie Beide nach Astrachan. Für diese Verfolgung ist es schwer Gründe zu finden.

Im Winterpalast wohnten wir, der Großfürst und ich, in den Gemächern, welche wir schon früher benutzt hatten. Die des Großfürsten waren von den meinigen durch eine mächtige Treppe getrennt, die auch zu den Gemächern der Kaiserin führte. Um zu ihm oder zu mir zu gelangen,

mußte man den Vorplatz dieser Treppe überschreiten, was besonders im Winter nicht eben bequem war. Dennoch machten wir diesen Weg jeden Tag viele male. Abends ging ich zum Spiel mit dem Kammerherrn Berkholz in sein Vorzimmer, während der Großfürst im andern Zimmer mit seinen Cavalieren scherzte. Mein Billardspiel wurde durch den Rücktritt der Herren Brummer und Berkholz, welche die Kaiserin zu Ende des Winters 1746 aus dem Dienste des Großfürsten entließ, unterbrochen. Der Winter ging dahin mit Maskenbällen in den vornehmen Häusern der Stadt, die damals sehr klein waren. Der Hof und die ganze Stadt nahmen regelmäßig Theil daran.

Den letzten dieser Bälle gab der Oberpolizeimeister Tatitscheff in einem der Kaiserin gehörenden Hause, Namens Smolloy Dworetz. Der mittlere Theil dieses aus Holz gebauten Hauses war durch eine Feuersbrunst verzehrt worden; nur die aus je zwei Etagen bestehenden Flügel waren verschont geblieben. Man tanzte in dem einen; aber zum Souper ließ man uns im Januar durch den beschneiten Hof gehen. Nach dem Souper mußten wir denselben Weg zurück gehen. Der Großfürst gieng gleich nach seiner Ankunft zu Hause zu Bette; aber am folgenden Morgen erwachte er mit heftigen Kopfschmerzen, die ihn hinderten aufzustehen. Ich ließ die Aerzte rufen, welche erklärten, es sei ein hitziges Fieber. Gegen Abend brachte man ihn aus meinem Bett in mein Audienz-Zimmer, wo man ihn, nachdem ihm zur Ader gelassen worden, auf einem besonders dazu aufgeschlagenen Lager niederlegte. Man ließ ihm wiederholt zur Ader. Er befand sich sehr schlecht. Die Kaiserin kam mehrmals des Tages zu ihm und bewies mir Theilnahme,

als sie mich weinen sah. Eines Abends, als ich die Abendgebete in einem kleinen Betstuhl nahe bei meinem Toilettenzimmer las, sah ich Madame Ismaïloff, eine Vertraute der Kaiserin, eintreten. Sie sagte mir, die Kaiserin, welche mich wegen der Krankheit des Großfürsten betrübt wisse, habe sie geschickt, um mir zu sagen, ich solle Zuversicht in Gott haben, mich nicht grämen, und überzeugt sein, daß sie mich nie verlassen würde. Sie fragte mich was ich läse? ich erwiderte: die Abendgebete. Sie sagte ich würde meine Augen verderben, wenn ich bei Licht so kleine Buchstaben läse, worauf ich sie bat Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre Freundlichkeit gegen mich zu danken. Wir trennten uns aufs Zärtlichste, sie um über ihre Botschaft zu berichten, ich um mich schlafen zu legen. Am folgenden Morgen schickte mir die Kaiserin ein Gebetbuch mit großen Buchstaben, um wie sie sagte, meine Augen zu schonen.

Das Zimmer des Großfürsten, obgleich es an das meinige stieß, betrat ich nur wenn ich nicht überflüssig zu sein glaubte, weil ich bemerkte, daß ihm nicht viel an meiner Anwesenheit liege, und daß er die Gesellschaft seiner Umgebung vorziehe, welche, die Wahrheit zu sagen, mir nicht gefiel. Außerdem war ich nicht gewohnt allein unter Männern zu verkehren. Inzwischen kam die Fastenzeit heran. Ich unterzog mich während der ersten Wochen den religiösen Uebungen. Ich war damals überhaupt zu dergleichen Uebungen aufgelegt. Ich sah klar, daß der Großfürst mich nicht liebte: vierzehn Tage nach meiner Hochzeit hatte er mir wieder anvertraut, daß er in Fräulein Carr, Ehrendame Ihrer Kaiserlichen Majestät, und später an einen Fürsten Galitzin, Stallmeister der Kaiserin, verheirathet, ver-

liebt sei. Er hatte dem Grafen Dévier*), seinem Kammerherrn, gesagt, diese Dame und ich seien gar nicht zu vergleichen. Dévier hatte das Gegentheil behauptet und sich mit ihm erzürnt. Diese Scene war gewissermaßen in meiner Gegenwart vorgegangen und ich sah dieses Schmollen mit an. In der That sagte ich mir, daß ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden müsse, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht erwidere, und daß ich ohne Nutzen für irgend jemand vor Eifersucht sterben könne. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf diesen Menschen eifersüchtig zu sein, dazu gab es nur ein Mittel: ihn nicht zu lieben. Wenn er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies nicht schwer für mich gewesen: ich war von Natur geneigt und daran gewöhnt, meine Pflichten zu erfüllen; aber ich hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand hatte und diesen hatte er nicht.

Ich hatte während der ersten Woche der großen Fastenzeit kein Fleisch gegessen. Die Kaiserin ließ mir am Sonnabend sagen, ich möge ihr den Gefallen thun, auch die zweite Woche zu fasten. Ich ließ Ihrer Majestät antworten, ich bitte sie mir zu erlauben, die ganze Fastenzeit zu halten. Sievers, der Hofmarschall der Kaiserin und Schwiegersohn von Madame Kruse, welcher diese Worte überbracht hatte, sagte mir, die Kaiserin habe sich wahrhaft über diese Bitte gefreut und gewähre sie mir. Als der Großfürst erfuhr, daß ich fortfahre zu fasten, schalt er mich sehr. Ich erwiderte ihm, ich könne nicht anders. Als er sich bes-

*) Devierre?

ser befand, spielte er noch den Kranken, um sein Zimmer nicht verlassen zu müssen, wo es ihm besser als in der Gesellschaft des Hofes gefiel. Er verließ es erst in der letzten Fastenwoche, wo er seine religiösen Uebungen verrichtete.

Nach Ostern ließ er in seinem Zimmer ein Marionetten-Theater errichten und lud Alle, auch die Damen dazu ein. Dies Schauspiel war das Einfältigste was man sich denken kann. Das Zimmer in welchem das Theater sich befand, hatte eine verbotene Thür, welche in ein anderes zu den Gemächern der Kaiserin führendes Zimmer ging, wo ein Tisch war, den man vermittelst einer Maschine senken und heben konnte, um ohne Bedienten zu speisen. Als der Großfürst eines Tages in seinem Zimmer war, um sein sogenanntes Schauspiel vorzubereiten, hörte er in dem anstoßenden Zimmer sprechen, und da er eine unbedachtsame Lebhaftigkeit besaß, nahm er von dem Theater ein Tischlerinstrument, womit man Löcher in die Bretter bohrt, und begann Löcher in die verbotene Thür zu machen, so daß er Alles was dort vorging, und namentlich das dort stattfindende Diner der Kaiserin beobachten konnte. Der Oberjägermeister, Graf Razumowsky in verbrämtem Schlafrocke — er hatte an jenem Tage Arzenei eingenommen — und ein Dutzend der intimsten Vertrauten der Kaiserin, dinirten dort mit ihr. Der Großfürst, nicht zufrieden für sich allein die Frucht seiner geschickten Arbeit zu genießen, rief seine ganze Umgebung herbei um auch sie des Vergnügens, durch die mit so viel Fleiß von ihm angebrachten Löcher zu sehn, theilhaftig zu machen. Nachdem er selbst und die welche um ihn waren, ihre Augen an diesem indiscreten Vergnügen gesättigt hatten, lud er Madame Kruse, mich und meine

Frauen ein, zu ihm zu kommen, um etwas zu sehn was wir noch nie gesehn hätten. Er sagte uns nicht was dies sei, scheinbar um uns eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Da ich mich gerade nicht sehr beeilte, dauerte ihm die Zeit in seinem Eifer zu lange und er ging mit Madame Kruse und meinen Frauen voraus. Ich kam zuletzt und fand sie vor jener Thüre, wohin er Bänke, Stühle, Schemel gesetzt hatte, wie er sagte zur Bequemlichkeit der Zuschauer. Indem ich eintrat, fragte ich, was dies bedeute. Er lief mir entgegen und erklärte mir warum es sich handele. Ich war erschreckt und aufgebracht über seine Verwegenheit, und sagte ihm, daß ich Nichts sehen noch irgend einen Theil an diesem ärgerlichen Vorgang haben wolle; daß derselbe unzweifelhaft unangenehme Folgen von Seiten seiner Tante für ihn nach sich ziehen werde, wenn diese es erführe und daß sie höchst wahrscheinlich es erfahren werde, weil er wenigstens zwanzig Personen in sein Geheimniß eingeweiht hätte. Alle die sich hatten bereden lassen durch die Thüre zu sehn, als sie bemerkten, daß ich mich weigere dasselbe zu thun, begannen, Einer nach dem Andern, diese Thür zu verlassen. Der Großfürst selbst fing an einige Reue zu empfinden über das was er gethan, und kehrte zu der Arbeit an seinem Marionetten=Theater zurück, während ich mich in mein Zimmer begab.

Bis Sonntag hörten wir von nichts reden; aber an diesem Tage geschah es, daß ich, ich weiß nicht weßhalb, etwas später als gewöhnlich zur Messe kam. In mein Zimmer zurückgekehrt, wollte ich eben mein Hofkleid ablegen, als ich die Kaiserin mit sehr aufgebrachtem und hochrothem Gesichte eintreten sah. Da sie nicht zur Messe in der Ka=

pelle gewesen war, sondern dem Gottesdienst in ihrer kleinen Privat-Kapelle beigewohnt hatte, ging ich ihr wie gewöhnlich entgegen, um, da ich sie an diesem Tage noch nicht gesehn, ihr die Hand zu küssen. Sie umarmte mich, befahl den Großfürsten zu rufen und schalt mich unterdessen, daß ich zu spät zur Messe käme und der Toilette den Vorzug vor dem lieben Gott gebe. Sie fügte hinzu, daß zur Zeit der Kaiserin Anna, obgleich sie nicht am Hofe gewohnt, sondern in einem vom Hofe ziemlich entfernten Hause, sie nie ihre Pflichten versäumt habe, und deßhalb oft bei Licht aufgestanden sei. Dann ließ sie meinen Kammerfriseur rufen und sagte ihm, wenn er mich künftig so langsam frisire, werde sie ihn fortschicken. Nachdem sie mit ihm fertig geworden, trat der Großfürst, der sich in seinem Zimmer umkleidete, im Schlafrock, die Nachtmütze in der Hand, sehr vergnügt und rasch herein; er eilte, der Kaiserin die Hand zu küssen, diese küßte ihn und fragte, wie er sich habe unterstehn können zu thun was er gethan, indem sie fortfuhr, sie sei in das Zimmer gekommen wo der Tisch mit der Maschine stehe, habe dort die Thüre ganz durchlöchert gefunden und alle Löcher auf den Platz gerichtet, wo sie gewöhnlich sitze; daß durch ein solches Verfahren er offenbar die nöthige Rücksicht gegen sie verletzt, daß sie ihn nur noch als einen Undankbaren betrachten könne, daß ihr eigener Vater Peter I. auch einen undankbaren Sohn gehabt habe, den er durch Entfernung gestraft; daß zur Zeit der Kaiserin Anna sie selbst dieser immer die Achtung bewiesen, welche man einem gekrönten und von Gott gesalbten Haupte schuldig sei; daß jene keinen Scherz verstanden und die, welche es an Respect fehlen ließen, auf die Festung geschickt habe;

und daß er nichts als ein dummer Junge sei, den sie Lebensart lehren müsse. Bei diesen Worten fing er an ärgerlich zu werden und stammelte, indem er ihr antworten wollte, einige Worte heraus; aber sie befahl ihm zu schweigen und wurde so heftig, daß sie in ihrem Zorne kein Maß mehr hielt, was gewöhnlich geschah, wenn sie sich ärgerte, und sagte ihm mit ebensoviel Verachtung als Zorn die größten Grobheiten in's Gesicht.

Wir waren Beide bestürzt und betäubt, und obgleich der ganze Auftritt nicht mich direct betraf, traten mir doch die Thränen in die Augen. Sie bemerkte es und sagte mir: „Meine Worte sind nicht an Sie gerichtet; ich weiß daß Sie an dem was er gethan, keinen Theil genommen, daß Sie weder durch die Thüre gesehn, noch haben hindurchsehn wollen.“ Diese gerechte Bemerkung beruhigte sie ein wenig und sie schwieg — es war auch in der That schwer, dem was sie gesagt noch etwas hinzuzufügen — dann grüßte sie uns und entfernte sich, hochroth mit funkelnden Augen. Der Großfürst begab sich in sein Zimmer, ich legte mein Hofkleid schweigend ab, indem ich über das Geschehene nachsann. Als ich mich umgekleidet, kam der Großfürst zurück und sagte mit halb traurigem, halb satyrischem Ton: „Sie war wie eine Furie, sie wußte nicht was sie sagte.“ Ich erwiderte: „Sie war aufs höchste erzürnt.“ Und wir wiederholten uns ihre Worte, worauf wir allein in meinem Zimmer dinirten. Nachdem der Großfürst mich verlassen hatte, trat Madame Kruse herein und sagte: „Man muß gestehen, daß die Kaiserin heute wahrhaft als Mutter gehandelt hat.“ Ich sah, daß sie mich zum Reden zu bringen wünschte und schwieg deßhalb. Sie

fuhr fort: „Eine Mutter wird böse, schilt ihre Kinder und dann ist die Sache abgethan; Sie hätten beide sagen sollen: Виноваты Матушка und Sie würden sie entwaffnet haben.“ Ich erwiderte, der Zorn ihrer Majestät habe mich verwirrt und betäubt, Alles was ich in diesem Augenblick habe thun können, sei gewesen: zuzuhören und zu schweigen. Sie verließ mich, offenbar um ihren Bericht abzustatten. Mir aber blieb das: „Ich bitte Sie um Verzeihung, Madame,“ als Mittel den Zorn der Kaiserin zu entwaffnen, im Gedächtniß, und später, wie man sehen wird, habe ich mich seiner bei passender Gelegenheit mit Erfolg bedient.

Kurz bevor die Kaiserin den Grafen Brummer und den Oberkammerherrn Berkholz ihres Dienstes beim Großfürsten enthob, fand ich den ersteren, als ich eines Morgens mein Zimmer früher als gewöhnlich verließ, allein im Vorzimmer. Er ergriff diese Gelegenheit mit mir zu reden und mich zu bitten und zu beschwören, jeden Tag regelmäßig in das Toilettenzimmer der Kaiserin zu gehen, wozu meine Mutter bei ihrer Abreise mir die Erlaubniß verschafft hatte. Ich hatte bis dahin von diesem Vorrecht sehr geringen Gebrauch gemacht, weil dasselbe mich aufs höchste langweilte. Ich war ein- oder zweimal gekommen, hatte die Frauen der Kaiserin dort gefunden und war, indem diese sich nach und nach zurückzogen, mit der Kaiserin allein geblieben. Ich erzählte ihm dies. Er meinte, das thue nichts zur Sache, ich müsse fortfahren. Offen gestanden begriff ich diese Beharrlichkeit des Hofmannes nicht. Ihm konnte es für seine Pläne dienen, aber mir nützte es nichts, im Toilettenzimmer der Kaiserin zu kratzfüßeln und ihr noch dazu lästig zu fallen. Ich erklärte dem Grafen Brummer meinen Wider-

willen, er that Alles mich zu überreden, doch ohne Erfolg. Es gefiel mir in meinen Zimmern besser, besonders wenn Madame Kruse nicht da war. Ich entdeckte bei ihr während des Winters eine besondere Neigung zum Trunk, und da sie bald nachher ihre Tochter an den Hofmarschall Sievers verheirathete, ging sie entweder aus, oder meine Leute fanden Mittel sie betrunken zu machen; sie verfiel dann in Schlaf und mein Zimmer war von diesem mürrischen Argus befreit.

Nachdem Graf Brummer und der Oberkammerherr Berkholz ihrer Dienste beim Großfürsten enthoben waren, ernannte die Kaiserin den General Fürsten Repnin zum Begleiter des Großfürsten. Eine bessere Ernennung hätte die Kaiserin gewiß nicht treffen können; denn Fürst Repnin war nicht nur ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, sondern auch ein Mensch von Geist und Galanterie, voller Offenheit und Loyalität. Ich besonders konnte das Benehmen Fürst Repnin's nur loben. Graf Brummer entbehrte ich nicht; er langweilte mich durch seine ewigen Gespräche über Politik; er lebte in Intriguen, während der offene militairische Character Fürst Repnin's mir Vertrauen einflößte. Der Großfürst war froh, seiner bisherigen Lehrmeister entledigt zu sein. Dennoch jagte ihm die Entfernung der letzteren noch einen großen Schreck ein, weil er nämlich dadurch den Intriguen des Grafen Bestuscheff preisgegeben wurde, welcher die Triebfeder aller unter dem bequemen Vorwande der Mündigkeit seiner Kaiserlichen Hoheit im Herzogthum Holstein vorgenommenen Veränderungen war. Prinz August, mein Onkel, befand sich noch immer in Petersburg und wartete dort auf die Verwaltung des Erblandes des Großfürsten.

Im Mai bezogen wir den Sommerpalast. Gegen Ende Mai gab mir die Kaiserin Madame Tschoglokoff, eine ihrer Ehrendamen und ihre Verwandtin, als Oberhofmeisterin zu. Dies war ein Donnerschlag für mich; denn diese Dame war dem Grafen Bestuscheff ganz ergeben, dazu äußerst einfältig, schlecht, launenhaft und selbstsüchtig. Ihr Gemahl, Kammerherr der Kaiserin, war damals, ich weiß nicht mit welchem kaiserlichen Auftrage nach Wien gegangen. Als ich sie kommen sah, weinte ich den ganzen Rest des Tages heftig. Mir mußte am folgenden Tage zur Ader gelassen werden. Am Morgen kam die Kaiserin in mein Zimmer und sagte, als sie meine rothgeweinten Augen sah: die jungen Frauen, welche ihre Männer nicht liebten, pflegten zu weinen; meine Mutter jedoch habe ihr versichert, ich empfinde keinen Widerwillen dagegen, den Großfürsten zu heirathen, sonst würde sie mich nicht dazu gedrängt haben; da ich aber einmal verheirathet sei, solle ich aufhören zu weinen. Ich erinnerte mich der Vorschriften Madame Kruse's und erwiederte Виновата Матушка, worauf die Kaiserin sich beruhigte. Inzwischen kam der Großfürst, den sie diesmal sehr freundlich empfing; dann entfernte sie sich. Man ließ mir zur Ader, was ich augenblicklich sehr nöthig hatte; dann legte ich mich zu Bette und weinte den ganzen Tag. Den Tag darauf nahm der Großfürst mich bei Seite, und ich sah deutlich, daß man ihm zu verstehen gegeben hatte, Madame Tschoglokoff sei zu mir geschickt, weil ich ihn, den Großfürsten, nicht liebe. Aber ich begreife nicht, wie man glauben konnte meine Zärtlichkeit für ihn zu erhöhen, indem man mir jene Frau beigab. Dies sagte ich ihm. Als Argus über mich zu wachen war eine

andere Sache. Doch hierzu hätte man nicht eine so dumme Person wählen müssen, und sicherlich genügte es für ein solches Amt nicht, schlecht und böswillig zu sein. Man hielt Madame Tschoglokoff für äußerst tugendhaft, weil sie ihren Gemahl damals bis zur Anbetung liebte. Sie hatte ihn aus Liebe geheirathet; indem man mir ein so schönes Beispiel vor Augen stellte, dachte man vielleicht mich zu überreden dasselbe zu thun. Wir werden sehen mit welchem Erfolg; dies aber war es anscheinend, was jene Verordnungen beschleunigt hatte. Ich sage beschleunigt, denn ich glaube, daß von Anfang an Graf Bestuscheff beabsichtigte, uns mit seinen Kreaturen zu umgeben. Er hätte gern mit der Umgebung Ihrer Majestät dasselbe gethan, aber dies war nicht so leicht.

Der Großfürst hatte bei meiner Ankunft in Moskau in seinem Zimmer drei Bedienten mit Namen Czernitscheff, alle drei Söhne von Grenadieren aus der Leib-Garde der Kaiserin. Diese hatten Lieutenantsrang, zur Belohnung dafür, daß sie die Kaiserin auf den Thron gesetzt hatten. Der ältere Czernitscheff war ein Vetter der beiden anderen, welche Brüder waren. Der Großfürst liebte sie alle drei sehr. Sie waren sehr intim, in der That sehr dienstfertig, alle drei groß und wohlgebaut, besonders der Aeltere. Der Großfürst bediente sich des Letzteren zu allen seinen Aufträgen und schickte ihn täglich mehrere Male zu mir. Dieser Mensch war ein sehr intimer Freund meines Kammerdieners Yevreinoff und ich erfuhr auf diesem Wege oft, was mir sonst unbekannt geblieben sein würde. Dazu waren mir Beide von ganzem Herzen ergeben, so daß ich über viele Dinge Aufklärung von ihnen gewann, die ich auf andere

Weise mir nicht ohne Mühe hätte verschaffen können. Ich weiß nicht in Beziehung worauf der ältere Czernitscheff dem Großfürsten eines Tages gesagt hatte: „Вашъ Женихъ, sie ist nicht meine Verlobte, sondern die Ihre.“ Dieser Einfall hatte das Lachen des Großfürsten erregt; er erzählte mir davon und seitdem gefiel es Sr. Kaiserlichen Hoheit mich его невѣста, seine Verlobte und Andreas Czernitscheff, wenn er mit mir sprach Вашъ Женихъ Ihren Verlobten, zu nennen. Andreas Czernitscheff, um mit diesem Scherz ein Ende zu machen, schlug Sr. Kaiserlichen Hoheit vor, mich nach unserer Verheirathung seine Mutter zu nennen, Матушка, und ich nannte ihn сынокъ мой. Aber es war fortwährend zwischen dem Großfürsten und mir die Rede von diesem Sohn, den er wie seinen Augapfel liebte, und dem auch ich sehr zugethan war.

Meine Leute wurden mißtrauisch, die Einen aus Eifersucht, die andern aus Furcht vor den Folgen, welche für sie und für uns daraus hervorgehen könnten. Eines Tages, wo bei Hofe ein Maskenball stattfand, kehrte ich in mein Zimmer zurück, um meine Kleider zu wechseln, als mein Kammerdiener Thimotheus Jevreinoff zu mir trat und sagte, er sowohl als alle meine Diener seien erschreckt vor der Gefahr, in welche sie mich hineinstürzen sähen. Ich fragte ihn, was für eine Gefahr er meine. Er erwiederte: „Sie sprechen von nichts und beschäftigen sich mit nichts, als mit Andreas Czernitscheff.“ — „Nun,“ sagte ich in der Unschuld meines Herzens, „was ist denn Schlimmes dabei? er ist mein Sohn; der Großfürst liebt ihn so sehr als ich, und er ist uns ergeben und treu.“ — „Ja,“ antwortete er, „das ist wahr, der Großfürst kann thun was ihm gefällt,

aber Sie haben nicht dasselbe Recht. Was Sie Güte und Zuneigung nennen, weil dieser Mensch Ihnen treu dient, nennen Ihre Leute Liebe.“ Als er dies Wort ausgesprochen hatte, was mir nie in den Sinn gekommen war, traf mich sowohl das Urtheil meiner Leute, welches ich verwegen nannte, als der Zustand in dem ich ohne es zu ahnen mich befand, wie ein Donnerschlag. Er sagte mir, daß er seinem Freunde Andreas Czernitscheff gerathen, sich für krank auszugeben, um diesen Reden Einhalt zu thun. Jener folgte dem Rathe Jevreinoff's und seine angebliche Krankheit dauerte bis ungefähr zum April. Der Großfürst beschäftigte sich mit dieser Krankheit viel und sprach oft mit mir darüber, ohne von dem Vorgefallenen das Geringste zu wissen. Im Sommerpalast erschien Andreas Czernitscheff wieder; ich konnte ihn nicht ohne Verwirrung wiedersehen. Inzwischen hatte die Kaiserin für gut befunden, eine neue Anordnung mit den Hofbeamten zu treffen. Sie dienten abwechselnd in allen Gemächern, also auch Andreas Czernitscheff. Der Großfürst hatte am Nachmittage oft Concerte, wobei er selbst die Violine spielte. Während eines dieser Concerte, in dem ich mich sehr langweilte, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Dieses ging auf den großen Saal des Sommerpalastes, dessen Decke damals gemalt wurde und der ganz voll war von Gerüsten. Die Kaiserin war abwesend; Madame Kruse war zu ihrer Tochter Madame Sievers gegangen; ich fand keine lebende Seele in meinem Zimmer. Aus Langeweile öffnete ich die Thüre des Saales und erblickte am anderen Ende Andreas Czernitscheff. Ich machte ihm ein Zeichen, sich zu nähern; er kam mit großer Besorgniß an die Thüre. Ich fragte ihn, ob die

Kaiserin bald zurückkehren werde. Er erwiderte: „Ich kann nicht mit Ihnen reden, man macht im Saale zu viel Lärm; erlauben Sie mir, in Ihr Zimmer zu treten. Ich antwortete: „dies werde ich nicht thun.“ Er war außerhalb der Thür, ich innerhalb, indem ich sie halb geöffnet hielt und so mit ihm sprach. Eine unwillkürliche Bewegung veranlaßte mich, mich nach der entgegengesetzten Seite umzuwenden; ich sah hinter mir an der anderen Thür meines Toilettenzimmers den Kammerherrn Grafen Divier, welcher mir sagte: „der Großfürst schickt nach Ihnen, Madame.“ Ich schloß die Thüre des Saales und kehrte mit dem Grafen Divier in das Zimmer zurück, wo der Großfürst sein Concert hatte. Später erfuhr ich, daß Graf Divier, wie mehrere andere Personen unserer Umgebung, eine Art von förmlich beauftragtem Berichterstatter war. Am folgenden Tage, Sonntags nach der Messe, erfuhren der Großfürst und ich, daß die drei Czernitscheff als Lieutenants in die bei Orenburg liegenden Regimenter versetzt seien, und am Nachmittag dieses Tages wurde Madame Tschoglokoff mir beigegeben.

Kurz nachher erhielten wir den Befehl, uns zur Begleitung der Kaiserin auf ihrer Reise nach Reval zu rüsten. Zugleich meldete mir Madame Tschoglokoff von Seiten Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie mich in Zukunft meiner Besuche in ihrem Toilettenzimmer enthebe, und daß, wenn ich ihr etwas zu sagen habe, ich dies durch keinen Andern thun solle als durch sie, Madame Tschoglokoff. Im Grunde war ich sehr froh über diesen Befehl, der mich davon befreite unter den Frauen der Kaiserin zu kratzfüßeln; außerdem ging ich nicht oft hin, und sah Ihre Majestät sehr selten.

Seit meinem ersten Besuch hatte sie sich mir höchstens drei oder viermal gezeigt, und gewöhnlich verließen die Frauen der Kaiserin nach einander das Zimmer, wenn ich eintrat. Um nicht allein mit ihr zu sein, blieb ich auch nie lange Zeit dort.

Im Juni reiste die Kaiserin nach Reval, und wir begleiteten sie. Der Großfürst und ich reisten in einem viersitzigen Wagen, zusammen mit dem Prinzen August und Madame Tschoglokoff. Unsere Art zu reisen war weder bequem noch angenehm. Die Post= oder Stationshäuser wurden von der Kaiserin benutzt, uns gab man Zelte oder quartierte uns in die Büreaus. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages mich auf dieser Reise bei dem Ofen ankleidete, wo man eben Brod gebacken hatte, und daß ein anderes Mal in dem Zelte wo mein Bett aufgeschlagen war, das Wasser einen halben Fuß hoch stand als ich eintrat. Da außerdem die Kaiserin keine Zeit, weder für die Abreise noch für die Ankunft noch für die Mahlzeiten noch für die Ruhestunden festgesetzt hatte, wurden wir Alle, Herren und Diener, auf sonderbare Weise gequält.

Nach zehn oder zwölf Reisetagen langten wir auf einem Gute des Grafen Steinbock, vierzig Werste von Reval an, von wo die Kaiserin mit feierlichem Gepränge abfuhr, weil sie noch am Abend in Catharinenthal eintreffen wollte; aber aus irgend welchen mir unbekannten Gründen, verlängerte sich die Reise bis halb zwei Uhr Morgens.

Während der ganzen Fahrt von Petersburg nach Reval langweilte und verstimmte Madame Tschoglokoff unsere Gesellschaft. Was man auch sagen mochte, immer erwiderte sie: „Solch eine Unterhaltung würde Ihrer Majestät miß=

fallen;“ oder: „So etwas würde die Kaiserin nicht billigen.“ Es waren oft die unschuldigsten und gleichgültigsten Dinge, die sie auf diese Weise bezeichnete. Was mich angeht, so faßte ich meinen Entschluß: ich schlief im Wagen während der ganzen Reise.

Seit dem Tage nach unserer Ankunft in Catharinenthal kehrte der gewöhnliche Gang des Hoflebens zurück, das heißt, vom Morgen bis zum Abend und tief in die Nacht hinein spielte man ziemlich hoch im Vorzimmer der Kaiserin, einem Saale, welcher das Haus und die zwei Etagen theilte. Madame Tschoglokoff liebte das Spiel. Sie forderte mich auf wie die Anderen Pharo zu spielen. Alle Günstlinge der Kaiserin waren gewöhnlich dort versammelt, wenn sie sich nicht im Zimmer Ihrer Kaiserlichen Majestät oder vielmehr in ihrem Zelte befanden; denn sie hatte ein sehr großes und prächtiges Zelt aufschlagen lassen, zur Seite ihrer Zimmer, welche sich parterre befanden und sehr klein waren, wie Peter I. sie gewöhnlich baute. Er hatte dies Landhaus errichtet und den Garten angelegt.

Der Fürst und die Fürstin Repnin, die an der Reise Theil nahmen, und von dem anmaßenden und unverständigen Benehmen der Madame Tschoglokoff während der Reise unterrichtet waren, forderten mich auf, der Gräfin Schuwaloff und Madame Ismailoff, den vertrautesten Damen der Kaiserin, davon Mittheilung zu machen. Diese Damen liebten Madame Tschoglokoff nicht, und wußten bereits was vorgefallen war. Die kleine Gräfin Schuwaloff, welche die Indiscretion selbst war, wartete nicht bis ich ihr davon erzählte, sondern begann, da sie beim Spiel an meiner Seite saß, selbst mit mir davon zu reden, wobei

sie durch ihren scherzhaften Ton das ganze Benehmen von Madame Tschoglokoff so ins Komische zog, daß diese bald zum Gegenstande allgemeinen Spottes wurde. Sie that noch mehr: sie erzählte der Kaiserin was sich ereignet hatte; augenscheinlich wurde der Madame Tschoglokoff ein Verweis ertheilt, denn sie milderte ihren Ton gegen mich sehr. In der That bedurfte ich dies, denn ich fing an eine große Neigung zur Melancholie zu spüren. Ich fühlte mich vollkommen isolirt. Der Großfürst faßte in Reval eine vorübergehende Neigung zu einer Dame Namens Cédéraparre. Er verfehlte nicht, seiner Gewohnheit gemäß, mich sofort ins Vertrauen zu ziehen. Ich litt an häufigen Brustschmerzen und wurde in Catharinenthal von Blutspeien befallen, weßhalb man mir zur Ader ließ. Am Nachmittage dieses Tages trat Madame Tschoglokoff in mein Zimmer und fand mich mit Thränen in den Augen. Mit sehr viel freundlicherem Ausdruck fragte sie mich dann, was mir fehle, und schlug mir Seitens der Kaiserin vor, einen Gang in den Garten zu machen, um, wie sie sagte, meine Hypochondrie zu zerstreuen. An eben diesem Tage war der Großfürst mit dem Oberjägermeister Razumowsky auf die Jagd gegangen. Sie händigte mir außerdem, Seitens Ihrer Kaiserlichen Majestät, 3000 Rubel zum Pharospiel ein. Die Damen hatten bemerkt, daß es mir an Geld fehle und hatten es der Kaiserin gesagt. Ich bat sie, Ihrer Kaiserlichen Majestät für ihre Güte zu danken und ging mit Madame Tschoglokoff im Garten spazieren, um frische Luft zu schöpfen.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Catharinenthal traf der Großkanzler Graf Bestuscheff ein, in Begleitung

des Kaiserlichen Gesandten Baron Preyslain und aus den Glückwünschen, welche er uns darbrachte, sahen wir, daß die beiden Kaiserlichen Höfe sich durch einen Allianz-Vertrag vereinigt hatten. Hierauf ging die Kaiserin zum Flottenmanöver; aber mit Ausnahme des Pulverdampfes sahen wir nichts. Der Tag war ausnehmend heiß und die Windstille vollkommen. Nach der Rückkehr von diesem Manöver fand in den auf der Terrasse aufgeschlagenen Zelten der Kaiserin ein Ball statt. Das Souper war unter freiem Himmel angerichtet um ein Bassin, wo Fontainen springen sollten. Aber kaum hatte sich die Kaiserin zu Tische gesetzt, als ein Platzregen die ganze Gesellschaft durchnäßte, die sich dann so gut es ging in die Häuser und Zelte zurückzog. So endete dieses Fest.

Einige Tage nachher ging die Kaiserin nach Roguervick. Die Flotte manövrirte wieder: wir sahen wieder nichts als Dampf. Bei dieser Reise verletzten wir uns Alle die Füße auf sonderbare Art. Der Boden jener Gegend ist Fels, bedeckt von einer dichten Lage kleiner Kieselsteine, in welche, wenn man einige Zeit auf derselben Stelle steht, die Füße einsinken und von den Kieseln bedeckt werden. Wir kampirten dort und waren genöthigt mehrere Tage hindurch von einem Zelte zum andern und innerhalb unserer Zelte auf diesem Boden zu gehen. Mir thaten die Füße noch vier Monate nachher davon weh. Die Galeerensclaven, welche an dem Hafendamme arbeiteten, brachten uns Holzschuhe, aber auch diese hielten nicht länger als acht oder zehn Tage.

Der Kaiserliche Gesandte war Ihrer Majestät in diesen Hafen gefolgt. Er dinirte und soupirte mit ihr auf der Mitte des Weges zwischen Roguervick und Reval. Während

des Soupers brachte man eine alte Frau von 130 Jahren herein, welche das Ansehn eines wandelnden Skeletts hatte. Die Kaiserin ließ ihr von den Gerichten ihrer Tafel und eine Summe Geld geben, und wir setzten unsere Reise fort.

Bei der Rückkehr nach Catharinenthal hatte Madame Tschoglokoff die Freude, ihren Gemahl zu treffen, der von seiner Sendung nach Wien zurückgekommen war. Viele Hofequipagen befanden sich schon auf dem Wege nach Riga, wohin die Kaiserin sich begeben wollte. Aber nach der Rückkehr von Roguervick änderte sie plötzlich ihren Plan. Man zerbrach sich den Kopf, um die Ursache zu entdecken; aber erst mehrere Jahre später klärte sich dieselbe auf. Auf der Reise durch Riga hatte ein Lutherischer Prediger, der ein Narr oder Fanatiker war, Herrn Tschoglokoff einen Brief und eine Denkschrift an die Kaiserin überreicht, worin er sie ermahnte, die Reise nicht zu unternehmen, weil sie auf derselben sich der größten Gefahr aussetzen würde; denn die Feinde des Reiches hätten Leute gedungen sie dort zu tödten; und anderes Geschwätz derselben Art. Der Empfang dieser Schriften verdarb Ihrer Kaiserlichen Majestät die Lust weiter zu gehen. Man fand daß der Priester ein Narr war, aber die Reise fand nicht Statt.

Wir kehrten in kleinen Tagereisen von Reval nach Petersburg zurück. Ich bekam auf dieser Reise ein heftiges Halsweh, welches mich mehrere Tage ans Bett fesselte. Hierauf gingen wir nach Peterhof und machten von dort alle acht Tage Ausflüge nach Oranienbaum.

Zu Anfang August ließ die Kaiserin dem Großfürsten und mir sagen, daß wir zum Abendmahl gehn sollten. Wir entsprachen Beide ihren Wünschen und begannen

sogleich die Früh- und Spätmesse bei uns singen zu lassen, und täglich in die Messe zu gehn. Am Freitage, als es sich darum handelte die Beichte abzulegen, klärte die Ursache jenes Kaiserlichen Befehles sich auf. Simon Theodorsky, Bischof von Pleskow, fragte uns Beide, Jeden besonders aus über das was zwischen den Czernitscheffs und uns vorgegangen sei. Aber da gar Nichts vorgegangen war, wurde er etwas beschämt als er sah, daß man ihm mit der Offenheit der Unschuld erklärte, auch nicht ein Schatten von dem was man gewagt habe anzunehmen, sei gegründet. Es entfuhr ihm die Anrede an mich: „Aber woher kommt es dann, daß die Kaiserin vom Gegentheil überzeugt ist?“ worauf ich ihm antwortete, ich wisse es nicht. Ich glaube, daß unser Beichtvater unsere Geständnisse dem Beichtvater der Kaiserin mittheilte, und daß dieser, was uns sicherlich nicht schaden konnte, Ihrer Majestät Nachricht davon gab. Wir nahmen das Abendmahl am Sonnabend, und gingen am Sonntage auf acht Tage nach Oranienbaum, während die Kaiserin einen Ausflug nach Zarskoe-Selo machte.

Nach unserer Ankunft in Oranienbaum bildete der Großfürst aus seinem ganzen Gefolge eine Compagnie. Die Kammerherren, die Kammercavaliere, die Hofchargen, die Adjutanten des Fürsten Repnin, auch dessen Sohn, die Hofbedienten, die Jäger, die Gärtner, alle nahmen die Flinte auf die Schulter. Seine Kaiserliche Hoheit übte sie täglich und ließ sie auf die Wache ziehen; der Corridor des Hauses diente ihnen als Wachstube, wo sie den Tag über zubrachten. Zu den Mahlzeiten gingen die Cavaliere hinauf, und Abends kamen sie in den Saal, um in Gamaschen zu tanzen. Von Damen war nur ich, Madame Tschoglokoff, die Fürstin

Repnin, meine drei Ehrendamen und meine Kammerfrauen da: folglich waren diese Bälle sehr spärlich und schlecht arrangirt, zumal da die Männer vom fortwährenden Exerciren, einer Beschäftigung, die nicht im Geschmack der Hofleute ist, ermüdet und verstimmt waren. Nach dem Ball durften sie in ihren Zimmern zu Bette gehn. Im Allgemeinen waren ich und alle Anderen des langweiligen Lebens in Oranienbaum, wo wir fünf oder sechs Frauen vom Morgen bis zum Abend miteinander allein waren, während die Männer ihrerseits wider Willen exercirten, herzlich satt. Ich nahm meine Zuflucht zu den Büchern die ich mitgebracht hatte. Seit meiner Heirath beschäftigte ich mich fast ausschließlich mit Lectüre. Das erste Buch, welches ich nach meiner Verheirathung las, war ein Roman, betitelt Tiran le Blanc, und ein ganzes Jahr las ich Nichts als Romane. Doch diese begannen mich zu langweilen. Zufällig kam ich auf die Briefe von Madame de Sévigné, eine Lectüre die mich amüsirte. Nachdem ich sie verschlungen hatte, fielen die Werke Voltaire's mir in die Hand. Nach dieser Lectüre suchte ich meine Bücher mit größerer Wahl aus.

Wir kehrten nach Peterhof zurück und nach zwei oder drei Hin- und Rückreisen zwischen Peterhof und Oranienbaum, wobei der Zeitvertreib derselbe blieb, bezogen wir den Sommerpalast in Petersburg.

Zu Ende des Herbstes siedelte die Kaiserin in den Winterpalast über. Sie bewohnte dort die Gemächer, welche wir den Winter vorher benutzt hatten, indeß wir in die vor unserer Verheirathung vom Großfürsten bewohnten einquartirt wurden. Diese Gemächer gefielen uns sehr und waren in der That außerordentlich bequem. Es waren die der

Kaiserin Anna. Jeden Abend versammelte sich dort unser ganzer Hof; man spielte alle Arten Gesellschaftsspiele oder es fanden Concerte statt. Zweimal wöchentlich spielte man in dem großen Theater, welches damals der Kasaner Kirche gegenüber stand. Kurz dieser Winter war einer der heitersten und angenehmsten, die ich je verlebt habe. Wir thaten wirklich den ganzen Tag Nichts als Lachen und Umherspringen.

Ungefähr in der Mitte des Winters befahl uns die Kaiserin, ihr nach Tichvine, wohin sie sich begab, zu folgen. Diese Reise hatte einen religiösen Zweck. Aber in dem Augenblick als wir in den Schlitten steigen wollten, erfuhren wir, daß die Reise aufgeschoben sei. Man flüsterte uns ins Ohr, der Oberjägermeister Graf Razumowsky sei von der Gicht befallen, und Ihre Majestät wolle nicht ohne ihn reisen. Zwei oder drei Wochen später gingen wir wirklich nach Tichvine. Die Reise dauerte, bis zu unserer Rückkehr, im Ganzen nur fünf Tage. Als wir durch Ribatchia Slobodk kamen und das Haus passirten, wo wie ich wußte, die Czernitscheffs sich befanden, suchte ich sie hinter den Fenstern zu erspähen; aber ich sah Nichts. Fürst Repnin nahm an dieser Reise keinen Theil. Man sagte uns, er leide am Stein. Der Gemahl der Madame Tschoglokoff besorgte auf dieser Reise die Geschäfte des Fürsten Repnin, was Allen nicht sehr angenehm war. Er war ein anmaßender und brutaler Narr, Alle hatten die größte Furcht vor ihm, selbst seine Frau, und in der That waren sie Beide wirklich böswillige Menschen. Dennoch gab es, wie wir nachher bemerkten, Mittel, nicht nur diese Argusse einzuschläfern, sondern sie auch zu gewinnen. Damals bemühte man sich noch, diese

Mittel zu entdecken. Eins der sichersten war, Pharo mit ihnen zu spielen. Sie waren Beide Spieler und sehr interessirte Spieler. Diese Schwäche bemerkten wir zuerst, die anderen nachher.

Im Laufe des Winters starb die Ehrendame, Fürstin Gagarin, an einem hitzigen Fieber, eben als sie im Begriffe war sich mit dem Kammerherrn, Fürsten Galitzin, welcher später ihre jüngere Schwester heirathete, zu vermählen. Ich bedauerte ihren Verlust sehr und besuchte sie oft während ihrer Krankheit, trotz der Einwendungen von Madame Tschoglokoff. Die Kaiserin ließ an ihrer Stelle ihre ältere Schwester aus Moskau kommen, die seitdem mit dem Grafen Matuschkin vermählt ist.

Im Frühlinge siedelten wir in den Sommerpalast und von dort auf das Land über. Fürst Repnin erhielt angeblich wegen Krankheit die Erlaubniß sich in sein Haus zurückzuziehen, und Tschoglokoff führte ad interim die Geschäfte des Fürsten Repnin bei uns fort. Das erste was er that, war die Verabschiedung unseres Kammerherrn, Grafen Divier, der als Brigadier, und des Kammercavaliers Villebois, der als Oberst in die Armee versetzt wurde, beides auf Veranlassung Tschoglokoffs, der sie mit Mißfallen betrachtete, weil der Großfürst und ich ihnen Wohlwollen bewiesen. Eine ähnliche Verabschiedung hatte auf die Bitte meiner Mutter schon im Jahre 1745 den Grafen Zacharias Czernitscheff betroffen; aber immer wurden diese Verabschiedungen als Zeichen der Ungnade bei Hofe angesehn und dadurch für die betreffenden Personen sehr empfindlich. Die eben erwähnte war dem Großfürsten und mir besonders unangenehm. Nachdem der Prinz August Alles erhalten hatte

was er wünschte, wurde ihm Seitens der Kaiserin geboten, sich zu entfernen. Auch dies war ein Kunstgriff der Tschoglokoffs, die den Großfürsten und mich gänzlich isoliren wollten. Sie folgten darin den Verordnungen des Grafen Bestuscheff, dem Alle ohne Ausnahme verdächtig waren.

Während dieses Winters war, da ich nichts Besseres zu thun hatte und die Langeweile bei uns groß wurde, Reiten meine Hauptleidenschaft. Den Rest meiner Zeit benutzte ich, in meinem Zimmer Alles zu lesen was mir in die Hände fiel. Was den Großfürsten anging, so wählte er, da man ihm die Leute die er am Meisten liebte genommen hatte, unter den Hofbedienten sich neue Günstlinge aus.

Während dieser Zeit benachrichtigte mich mein Kammerdiener Jevreinoff, als er mich eines Morgens frisirte, er habe durch einen eigenthümlichen Zufall entdeckt, daß Andreas Czernitscheff und seine Brüder in Ribatschia in einem Lusthause der Kaiserin, welches sie von ihrer Mutter geerbt, gefangen säßen. Er hatte dies auf folgende Weise entdeckt. Während des Karnevals hatte er eine Schlittenfahrt gemacht, bei der seine Frau und seine Schwägerin mit ihm im Schlitten und seine beiden Schwäger hintenauf saßen. Der Gemahl der Schwägerin war Magistratssecretair in Petersburg. Derselbe hatte eine Schwester, welche an einen Untersecretair der geheimen Kanzlei verheirathet war. Sie gingen eines Tages nach Ribatschia und traten bei dem Verwalter dieses Gutes der Kaiserin ein. Sie hatten einen Streit über den Tag auf welchen das Osterfest fallen würde. Der Hauswirth sagte, er könne diese Meinungsverschiedenheit schnell schlichten; er brauche die Gefangenen nur um ein Buch zu bitten, welches Swiatzj heiße, in dem alle Feste und der

Kalender für mehrere Jahre aufgeführt seien. Nach einigen Augenblicken brachte man dies Buch. Der Schwager Jevreinoff's ergriff es und das Erste, was er, indem er es öffnete, darin fand, war der Name Andreas Czernitscheff's, und das Datum des Tages an welchem der Großfürst ihm dies Buch geschenkt hatte. Hiernach suchte er das Osterfest darin auf. Der Streit war beendet, das Buch wurde abgegeben und sie kehrten nach Petersburg zurück, wo der Schwager Jevreinoffs ihm einige Tage später diese Entdeckung anvertraute. Er bat mich inständig, nicht mit dem Großfürsten davon zu reden, weil man auf seine Verschwiegenheit durchaus nicht bauen könne. Ich versprach es und hielt Wort.

Um die Mitte der Fastenzeit gingen wir mit der Kaiserin nach Gostilitza, zur Feier des Namensfestes des Oberjägermeisters Razumowsky. Man tanzte und vergnügte sich dort und kehrte dann in die Stadt zurück.

Einige Tage nachher meldete man mir das Abscheiden meines Vaters, eine Nachricht die mir tiefen Schmerz verursachte. Man ließ mich acht Tage weinen so viel ich wollte; doch am Ende dieser acht Tage erklärte mir Madame Tschoglokoff, es sei nun des Weinens genug; die Kaiserin befehle mir, aufzuhören; mein Vater sei kein König gewesen. Ich erwiderte, ein König sei er freilich nicht gewesen; worauf sie erwiderte: es schicke sich für eine Großfürstin nicht, länger um einen Vater zu weinen, der kein König gewesen sei. Endlich verordnete man, ich solle den nächsten Sonntag ausgehn und sechs Wochen Trauer tragen.

Als ich zuerst mein Zimmer verließ, fand ich den Grafen Santi, Oberceremonienmeister der Kaiserin, im Vorzim-

mer Ihrer Kaiserlichen Majestät. Ich richtete einige gleichgültige Worte an ihn und ging weiter. Ein paar Tage später erschien Madame Tschoglokoff, um mir zu sagen, Ihre Majestät habe vom Grafen Bestuscheff, dem Santi es schriftlich gegeben, erfahren, daß ich zu Santi gesagt: ich finde es sehr sonderbar, daß die Gesandten mir wegen des Todes meines Vaters keine Beileidsbezeugungen abgestattet. Eine solche Bemerkung gegen Santi finde Ihre Majestät sehr schlecht angebracht; ich sei zu stolz, ich müsse mich erinnern, daß mein Vater kein König gewesen und daß ich aus diesem Grunde Beileidsbezeugungen seitens der fremden Gesandten weder verlangen könne noch dürfe. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich Madame Tschoglokoff so reden hörte. Ich erwiderte, wenn Graf Santi gesagt oder geschrieben, daß ich ein einziges dem erwähnten auch nur ähnliches Wort über diesen Gegenstand mit ihm gesprochen, so sei er ein absichtlicher Lügner; nichts Aehnliches sei mir je in den Sinn gekommen, folglich könne ich auch weder an ihn noch an sonst Jemand solche Worte gerichtet haben. Dies war die strengste Wahrheit; denn ich hatte mir eine unveränderliche Regel daraus gemacht, in keinem Falle irgend welche Ansprüche zu erheben; mich in allen Dingen dem Willen Ihrer Kaiserlichen Majestät zu fügen und zu thun was man mir zu thun befahl. Augenscheinlich wurde Madame Tschoglokoff durch die Offenheit, mit welcher ich antwortete, überzeugt. Sie erwiderte, sie werde nicht verfehlen der Kaiserin zu berichten, daß ich Graf Santi Lügen strafe. In der That begab sie sich zu Ihrer Majestät und kam zurück um mir zu sagen, daß die Kaiserin sehr böse auf Santi sei, weil er sich einer solchen Lüge schuldig gemacht

und daß sie befohlen, ihm einen Verweis zu geben. Einige Tage nachher schickte Graf Santi mehrere Personen zu mir, unter andern den Kammerherrn Grafen Nikita Panin und den Vicekanzler Woronzoff, um mir zu sagen, daß Graf Bestuscheff ihn zu dieser Lüge gezwungen, und daß es ihm sehr schmerzlich sei, deßhalb bei mir in Ungnade gefallen zu sein. Ich sagte diesen Herren, ein Lügner sei ein Lügner, was er auch für Gründe haben möge zu lügen; und aus Besorgniß, er könne mich in seine Lügen verwickeln, werde ich nicht wieder mit ihm reden. Meine Ansicht der Sache ist folgende. Santi war ein Italiäner. Er intriguirte gern und war erfüllt von seinem Amt als Oberceremonienmeister. Ich hatte mit ihm immer gesprochen, wie ich mit allen Anderen sprach. Er hatte vielleicht geglaubt, daß Beileidsbezeugungen für den Tod meines Vaters seitens des diplomatischen Corps zulässig seien, und bei seiner Art zu denken scheint es, daß er mir hierdurch einen Gefallen zu erweisen glaubte. Er ging also zum Großkanzler Grafen Bestuscheff, seinem Obern und berichtete ihm, ich sei zum erstenmal ausgegangen und habe ihm sehr betrübt geschienen; die Unterlassung von Beileidsbezeugungen könne dazu beigetragen haben, diese Stimmung zu vermehren. Graf Bestuscheff, immer zänkisch und geneigt wie er war, mich zu demüthigen, ließ sofort aufschreiben was Santi ihm gesagt oder angedeutet und auf meinen Namen gestützt hatte und ließ ihn das Protokoll unterzeichnen. Santi, der seinen Obern wie das Feuer fürchtete, und vor Allem den Verlust seiner Stellung, zögerte nicht, lieber diese Lüge zu unterschreiben als seine Existenz zu opfern. Der Großkanzler schickte den Bericht an die Kaiserin. Diese zürnte über meine Anmaßung

und schickte Madame Tschoglokoff zu mir, wie ich oben erzählt habe. Nachdem sie aber meine auf die strikte Wahrheit gegründete Antwort gehört, erfolgte weiter Nichts daraus, als ein Nasenstüber für den Herrn Oberceremonienmeister.

Auf dem Lande schaffte der Großfürst sich eine Meute an und begann selbst, Hunde zu dressiren. Wenn er müde wurde sie zu quälen, fing er an auf der Geige zu kratzen. Er kannte keine Note, aber er hatte ein gutes Gehör und glaubte die Schönheit der Musik bestände in der Stärke und Heftigkeit, mit welcher er Töne aus seinem Instrument hervorlockte. Seine Zuhörer würden sich oft gerne die Ohren verstopft haben, hätten sie es gewagt; denn er quälte sie schrecklich. Diese Lebensweise dauerte sowohl auf dem Lande als in der Stadt fort. Nach unserer Rückkehr in den Sommerpalast bewies Madame Kruse, welche nie aufgehört hatte ihre Argusrolle zu spielen, sich in sofern freundlicher gegen uns, als sie sich sehr oft dazu hergab, die Tschoglokoffs zu hintergehn, welche Allen zuwider geworden waren. Sie that mehr, sie verschaffte dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bett; der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir Beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis ein oder zwei Uhr Morgens. Wohl oder übel mußte ich an diesen herrlichen Vergnügungen Theil nehmen, ebenso Madame Kruse. Oft lachte ich darüber, aber häufiger war es mir unangenehm und zuwider: das ganze Bett war von Puppen und Spielsachen, die bisweilen ziemlich plump waren, bedeckt und angefüllt. Ich weiß

nicht, ob Madame Tschoglokoff diesen nächtlichen Vergnügungen auf die Spur gekommen war; aber eines Abends gegen Mitternacht klopfte sie plötzlich an die Thüre unsereres Schlafzimmers. Man öffnete ihr nicht sogleich, weil der Großfürst, Madame Kruse und ich nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Bett von den Spielsachen zu säubern und sie zu verbergen, wobei die Bettdecke uns gute Dienste leistete. Hierauf öffnete man; aber sie beklagte sich bitter, wie lange wir sie hätten warten lassen, und erklärte, die Kaiserin würde sehr unwillig sein, wenn sie erführe, daß wir zu so später Stunde noch nicht schliefen. Dann ging sie scheltend fort, ohne eine andere Entdeckung gemacht zu haben. Nachdem sie sich entfernt, setzte der Großfürst seine Beschäftigung fort, bis ihm die Lust zum Schlafe kam.

Beim Eintritt des Herbstes bezogen wir die Zimmer wieder, die wir zuerst nach unserer Heirath im Winterpalast bewohnt hatten. Dort erging ein strenges Gebot seitens Ihrer Majestät, durch das Organ Herrn Tschoglokoffs, daß Niemand des Großfürsten und meine Gemächer ohne die ausdrückliche Erlaubniß Herrn und Madame Tschoglokoffs betreten solle; so wie zu gleicher Zeit ein Befehl an die Damen und Herren unseres Hofes, sich im Vorzimmer aufzuhalten und die Schwelle der Thüre nicht zu überschreiten; nur laut mit uns und mit den Domestiken zu sprechen; Alles bei Strafe, verabschiedet zu werden. Der Großfürst und ich, auf diese Weise auf das Alleinsein miteinander beschränkt, murrten Beide und theilten uns gegenseitig unsere Gedanken über diese Gefängnißstrafe mit, die keiner von uns verdient hatte. Um sich während des Winters mehr Unterhaltung zu verschaffen, ließ der Großfürst acht bis zehn

Jagdhunde vom Lande kommen und placirte sie hinter einen Holzverschlag, welcher den Alkoven meines Schlafzimmers von einem großen, hinter unsern Gemächern liegenden Vorhof trennte. Da nun der Alkoven nur eine Bretterwand hatte, drang der Geruch des Hundestalles herein und wir schliefen in diesem Gestank. Wenn ich mich darüber beklagte, erwiderte er, es sei unmöglich zu ändern. Da der Hundestall ein großes Geheimniß war, so ertrug ich diese Unannehmlichkeit und bewahrte das Geheimniß Sr. Kaiserlichen Hoheit.

Weil es während dieses Karnevals durchaus keine Unterhaltung bei Hofe gab, fiel es dem Großfürsten ein, in meinem Zimmer Maskenbälle zu veranstalten. Er ließ seine Diener, die meinigen und meine Frauen Maskenkostüme anlegen und in meinem Schlafzimmer tanzen. Er selbst spielte die Geige und tanzte mit. Dies dauerte bis ziemlich tief in die Nacht hinein. Was mich betraf, so legte ich mich unter dem Vorwande von Kopfweh oder Müdigkeit auf ein Sopha, doch immer im Maskenkostüm, und langweilte mich zum Sterben über die Einfältigkeit dieser Maskenbälle, die ihm unendliches Vergnügen machten. Nach dem Beginn der Fastenzeit entfernte man noch vier Personen von ihm, unter anderen drei Pagen, die er allen Uebrigen vorzog. Diese häufigen Verabschiedungen waren ihm unangenehm; aber er that keinen Schritt ihnen Einhalt zu thun, oder vielmehr er beschwerte sich auf so linkische Weise, daß er sein Uebel nur vermehrte.

Während dieses Winters erfuhren wir, daß Fürst Repnin, krank wie er war, das Truppencorps kommandiren sollte, welches man zur Unterstützung der Kaiserin-Königin

Maria Theresia nach Böhmen zu schicken beabsichtigte. Dies war ein Zeichen völliger Ungnade für Fürst Repnin. Er ging und kehrte nie zurück; er starb aus Verdruß in Böhmen. Die Fürstin Gagarin, meine Ehrendame, gab mir die erste Nachricht davon, trotz aller Verbote uns das kleinste Wort von dem was in der Stadt oder am Hofe vorging, zu melden. Man sieht hieraus was es mit ähnlichen Verboten auf sich hat; sie werden nie in ihrer ganzen Strenge ausgeführt, weil zu viele Leute ein Interesse haben, sie zu übertreten. Unsere ganze Umgebung, selbst die nächsten Verwandten der Tschoglokoffs, bemühten sich, die Strenge des politischen Gefängnisses zu mildern, worin man uns fesseln wollte. Ja der Bruder Madame Tschoglokoffs, Graf Hendrikoff, ließ mir oft eben so nützliche als nothwendige Rathschläge zugehn; oder Andere bedienten sich seiner, sie mir zugehen zu lassen, wozu er immer mit der Offenheit eines tüchtigen und ehrenhaften Mannes bereit war. Auch moquirte er sich über die Dummheiten und Rohheiten seiner Schwester und seines Schwagers. Alle fühlten sich daher in seiner Gesellschaft wohl, ohne ihm im Geringsten zu mißtrauen, weil er nie Jemanden bloß gestellt, noch gegen irgend Jemand gefehlt hatte. Er war ein rechtgesinnter aber bornirter Mensch; schlecht erzogen, sehr unwissend, aber fest und ohne Böswilligkeit.

Während dieser Fasten begab ich mich eines Tages gegen Mittag in das Zimmer, wo die Kavaliere und Damen sich aufhielten — die Tschoglokoffs waren noch nicht dort — und indem ich bald mit Diesem bald mit Jenem sprach, näherte ich mich der Thüre, wo der Kammerherr Oelzin sich befand. Dieser äußerte sich halblaut über das

langweilige Leben, welches wir führten, und sagte, daß man uns noch außerdem bei der Kaiserin in ein schlechtes Licht setze; daß wenige Tage vorher Ihre Kaiserliche Majestät bei Tafel bemerkt habe, ich überlade mich mit Schulden; Alles was ich thue, habe einen Anstrich von Dummheit; dennoch bilde ich mir ein, daß ich viel Geist habe, allein außer mir selbst denke Niemand so vortheilhaft von mir und ich täusche Niemand; meine unzweifelhafte Dummheit sei Allen bekannt, weßhalb man weniger auf das achten müsse was der Großfürst, als auf das was ich thue. Und mit Thränen im Auge fügte er hinzu, er habe Befehl von der Kaiserin mir dies zu sagen, bat mich aber, nicht zu thun als ob ich wisse, was er mir mitzutheilen beauftragt war. Ich antwortete ihm, was meine Dummheit angehe, so könne mir keine Schuld daran zugeschrieben werden, da Jeder sei, wie Gott ihn geschaffen; daß ich aber Schulden habe, sei nicht sehr merkwürdig, weil bei 30,000 Rubel Einnahme meine Mutter bei ihrer Abreise mir noch 6000 Rubel, die sie schuldete, zu zahlen hinterlassen; daß außerdem die Gräfin Romanzow mich zu tausenderlei Ausgaben genöthigt, welche sie als unvermeidlich angesehen; daß Madame Tschoglokoff allein mir in diesem Jahre 17,000 Rubel gekostet, und daß er selbst das Teufelsspiel kenne, welches wir täglich mit ihnen durchzuführen hätten. Diese Antwort könne er Denen geben, die ihn beauftragt; übrigens sei ich sehr böse zu hören, daß man mich bei Ihrer Kaiserlichen Majestät in ein schlechtes Licht setze, da ich es doch nie an Respekt, an Gehorsam und an Unterthänigkeit gegen die Kaiserin habe fehlen lassen, wovon man sich um so mehr überzeugen würde, je mehr man mich beobachte.

Ich versprach ihm, sein Geheimniß, wie er mich gebeten, zu bewahren, und ich bewahrte es. Ich weiß nicht, ob er meine Aufträge ausrichtete; aber ich glaube es, obgleich ich nicht wieder über diese Dinge reden hörte und mich hütete, eine so wenig angenehme Unterredung zu erneuern.

In der letzten Woche der Fasten bekam ich die Masern. Ich konnte zu Ostern nicht öffentlich erscheinen; ich nahm das Abendmahl am Sonnabend in meinem Zimmer. Während dieser Krankheit verließ Madame Tschoglokoff, obgleich sie hochschwanger war, mich kaum einen Augenblick und that was sie konnte, mich zu unterhalten. Ich hatte damals eine kleine kalmuckische Dienerin, die mir sehr angenehm war. Dieses Kind bekam die Masern von mir. Nach Ostern zogen wir in den Sommerpalast und von dort, zu Ende Mai zum Himmelfahrtsfeste in den Palast des Grafen Razumowsky, nach Gostilitza. Die Kaiserin beschied am drei und zwanzigsten desselben Monats den Gesandten des Kaiserlichen Hofes, Baron Breitlack, welcher nach Wien ging, dorthin. Er brachte den Abend beim Souper mit der Kaiserin dort zu. Dies Souper verlängerte sich bis tief in die Nacht, so daß wir erst nach Sonnenaufgang in das von uns bewohnte Häuschen zurückkehrten. Dasselbe war von Holz gebaut und lag auf einer kleinen Anhöhe, nahe bei der Rutschbahn. Seine Lage hatte uns gefallen, als wir im Winter zum Namensfeste des Oberjägermeisters in Gostilitza gewesen waren, und aus Gefälligkeit gegen uns hatte man uns diesmal darin einquartirt. Es bestand aus zwei Etagen. Die obere enthielt eine Treppe, einen Saal und drei kleinere Zimmer, von denen wir das eine als Schlafzimmer benutzten; der Großfürst kleidete sich in

dem anderen an, und Madame Kruse bewohnte das dritte. Unten logirten die Tschoglokoffs, meine Ehrendamen und meine Kammerfrauen. Nach der Rückkehr von dem Souper begaben sich Alle zu Bette. Gegen sechs Uhr Morgens kam ein Garde-Unteroffizier, Namens Levascheff, von Oranienbaum an, um mit Tschoglokoff über die dortigen Bauten zu sprechen. Da er alle im Hause schlafend fand, setzte er sich zu der Schildwache, als er ein Krachen hörte, welches ihm verdächtig schien. Die Schildwache sagte, dies Krachen habe sich mehrmals wiederholt seit sie auf Posten sei. Levascheff erhob sich und eilte nach der Außenseite des Hauses. Er sah, wie große Quadersteine sich an der Basis des Hauses loslös'ten. Schnell weckte er Tschoglokoff und berichtete, das Fundament des Hauses stürze ein, man müsse versuchen, die welche darin schliefen herauszubringen. Tschoglokoff warf sich in seinen Schlafrock und eilte hinauf, wo, da er die Glasthüren verschlossen fand, er die Riegel erbrechen ließ. So gelangte er in das Kabinet wo wir schliefen, weckte uns indem er den Vorhang aufzog, und forderte uns auf, so schnell als möglich uns anzukleiden und hinauszueilen, weil das Fundament des Hauses einbreche. Der Großfürst sprang aus dem Bett, ergriff seinen Schlafrock und eilte davon. Ich sagte Tschoglokoff ich werde ihm folgen und er ging. Ich kleidete mich schnell an. Indem ich dies that erinnerte ich mich, daß Madame Kruse in dem andern Kabinet schlief. Ich ging hinein sie zu wecken. Da sie aber in tiefem Schlafe lag, gelang mir dies nur mit Mühe und eben so schwierig war es, ihr begreiflich zu machen, daß sie das Haus verlassen müsse. Ich half ihr beim Anziehen und als sie fertig war, überschritten

wir die Schwelle der Thür und traten in den Saal. Doch in demselben Augenblick als wir den Fuß hineinsetzten, erfolgte ein allgemeiner Einsturz, begleitet von einem Lärm, wie der eines Schiffes das man von Stapel läßt. Madame Kruse und ich fielen zu Boden. Im Moment unseres Falles kam Levascheff durch die Treppenthüre, welche uns gegenüber lag. Er hob mich auf und trug mich aus dem Zimmer. Zufällig warf ich mein Auge auf die Rutschbahn; dieselbe war auf dem Niveau der zweiten Etage gewesen; sie war es nicht mehr, sondern wenigstens funfzehn Fuß unter dem Niveau derselben. Als Levascheff mit mir bei der Treppe anlangte auf der er hinauf gekommen war, fand er sie nicht mehr vor, sie war eingestürzt. Doch mehrere Personen waren auf die Trümmern gestiegen und Levascheff überlieferte mich den nächsten, diese wieder anderen, so daß ich von Hand zu Hand endlich bis zum Fuße der Treppe in die Vorhalle kam; von dort trug man mich in eine Wiese hinaus. Ich fand hier den Großfürsten im Schlafrocke. Sobald ich das Haus verlassen hatte, begann ich mein Augenmerk auf das zu richten, was dort vorging. Ich sah mehrere Personen ganz von Blut bedeckt herauskommen, andere wurden herausgetragen. Unter den am schwersten Verwundeten befand sich die Fürstin Gagarin, meine Ehrendame. Sie hatte sich wie die Andern aus dem Hause retten wollen, aber indem sie ein Zimmer durchschritt, welches an das ihrige stieß, stürzte ein Ofen im Zusammenbrechen auf den Ofenschirm, und schleuderte sie auf ein in dem Zimmer befindliches Bett; mehrere Ziegelsteine fielen ihr auf den Kopf und brachten ihr, sowie einem Mädchen, welches sich mit ihr rettete, schwere Verletzungen bei. In

derselben Etage war eine kleine Küche, in welcher mehrere Domestiken schliefen; von ihnen wurden drei durch das Zusammenstürzen eines Heerdes getödtet. Doch dies war Nichts, verglichen mit dem, was zwischen der Grundmauer und der ersten Etage des Hauses vorging; sechszehn bei der Rutschbahn angestellte Arbeiter schliefen dort und Alle wurden durch das Einbrechen derselben zerschmettert. Die Ursache des ganzen Vorfalles war, daß das Haus im Herbste in Eile gebaut worden war. Als Grundmauer hatte man ihm vier Reihen Kalksteine gegeben. Der Architekt hatte in der ersten Etage zwölf Balken in Pfeilerform in der Vorhalle aufstellen lassen. Er mußte in die Ukraine verreisen und sagte dem Verwalter des Gutes Gostilitza bei seiner Abreise, er solle nicht erlauben, daß man bis zu seiner Rückkehr jene zwölf Balken anrühre. Als der Verwalter von unserm beabsichtigten Aufenthalt in dem Hause hörte, hatte er, da die zwölf Balken die Vorhalle entstellten, trotz der Vorschrift des Architekten, nichts eiligeres zu thun, als sie umhauen zu lassen. Als dann das Thauwetter kam, senkte sich das Ganze auf die vier Reihen Kalksteine, welche nach verschiedenen Seiten heraustraten, während das Haus selbst einer Anhöhe zuglitt, welche es aufhielt. Ich kam mit einigen blauen Flecken und einem großen Schreck, wegen dessen man mir zur Ader ließ, davon. Dieser Schreck war bei Allen so heftig gewesen, daß vier Monate hindurch jede etwas laut schließende Thür uns Alle zittern machte. Als an jenem Tage die erste Furcht vorüber war, ließ die Kaiserin, welche ein anderes Haus bewohnte, uns zu sich kommen, und da sie den Wunsch hatte, die Gefahr als geringer erscheinen zu lassen, suchten Alle sie als sehr gering,

Einige als gar nicht vorhanden zu betrachten. Mein Schreck mißfiel ihr besonders; sie schalt mich deßhalb aus. Der Oberjägermeister weinte und war in Verzweiflung; er sprach davon sich durch einen Pistolenschuß zu tödten. Man verhinderte ihn zum Scheine daran; denn er that nichts dergleichen, und den Tag darauf kehrten wir nach Petersburg, einige Wochen später in den Sommerpalast, zurück.

Ich erinnere mich nicht genau, doch ich glaube um diese Zeit war es, daß der Chevalier Sakromoso in Rußland ankam. Es war sehr lange her, seit ein Malthefer Ritter Rußland besucht hatte und im Allgemeinen sah man damals sehr wenig Fremde in Petersburg; folglich war seine Ankunft eine Art Ereigniß. Man empfing ihn aufs Beste und zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten in Petersburg und Kronstadt. Ein angesehener Marine-Officier wurde ihm als Begleiter gegeben. Es war dies Poliansky, damals Kapitain eines Kriegsschiffes, später Admiral. Er wurde uns vorgestellt. Indem er mir die Hand küßte, ließ Sakromoso ein ganz kleines Billet in meine Hand gleiten und sagte leise: „von Ihrer Frau Mutter.“ Ich war betäubt vor Schreck über das was er gethan. Ich starb fast vor Furcht, Jemand könnte es bemerkt haben, besonders die Tschoglokoffs, die ganz in der Nähe standen. Dennoch nahm ich das Billet und schob es in meinen rechten Handschuh: ohne daß Jemand es bemerkte. In mein Zimmer zurückgekehrt, fand ich in diesem zusammengerollten Billet (worin er mir sagte, daß er die Antwort durch einen italiänischen Musiker erwarte der zu dem Concert des Großfürsten kam) wirklich ein Billet meiner Mutter, die, beunruhigt über mein unfreiwilliges Schweigen, mich nach der

Ursache desselben fragte, und wissen wollte in welcher Lage ich mich befinde. Ich antwortete meiner Mutter und benachrichtigte sie von dem, was sie wissen wollte. Ich sagte ihr, daß man mir verboten habe, an sie oder an irgend Jemand sonst zu schreiben, unter dem Vorwande, daß es für eine russische Großfürstin nicht passend sei, andere Briefe zu schreiben, als die im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten abgefaßten, denen ich nur meine Unterschrift beifügen durfte, ohne jemals zu sagen was man schreiben solle, weil das Ministerium besser als ich wisse, was zu schreiben passend sei; daß man Herrn Olsufieff fast ein Verbrechen daraus gemacht habe, daß ich ihm einige Zeilen geschickt mit der Bitte, dieselben in einen Brief an meine Mutter einzulegen. Ich benachrichtigte sie noch von mehreren anderen Dingen nach denen sie fragte; rollte mein Billet zusammen wie das, welches ich erhalten und erwartete mit Ungeduld und Unruhe den Augenblick es abzugeben. Bei dem ersten Concert, welches bei dem Großfürsten Statt fand, ging ich durch das Orchester und blieb hinter dem Stuhle des Violinsolisten Ologlio stehen, welcher die Person war, die man mir bezeichnet hatte. Als er mich hinter seinem Stuhle ankommen sah, that er, als wolle er sein Taschentuch aus seiner Rocktasche nehmen und machte so diese Tasche weit offen. Ich ließ ohne das geringste Aufsehen mein Billet hinein gleiten, entfernte mich nach einer andern Seite und Niemand faßte den geringsten Argwohn. Sakromoso steckte mir während seines Aufenthaltes in Petersburg noch zwei bis drei Billete zu, welche über denselben Gegenstand handelten, und meine Antworten gelang=

ten auf dieselbe Weise an ihn. Niemals hat Jemand etwas davon erfahren.

Aus dem Sommerpalast zogen wir nach Peterhof, welches damals umgebaut wurde. Man quartirte uns oben in den alten Bau Peters I. ein, der zu jener Zeit noch stand. Aus Langerweile spielte hier der Großfürst jeden Nachmittag mit mir L'Hombre. Wenn ich gewann, wurde er ärgerlich; wenn ich verlor, wollte er sofort bezahlt sein. Obgleich ich keinen Sous hatte, fing er dennoch an mit mir Hazard zu spielen. Ich erinnere mich daß eines Tages seine Nachtmütze uns als Marke für 10,000 Rubel diente; aber wenn er verlor, wurde er am Ende des Spieles wüthend und konnte mehrere Tage hindurch schmollen. Diese Spiele sagten mir in keiner Weise zu.

Während des Aufenthaltes in Peterhof sahen wir aus unseren Fenstern, welche über den Garten aufs Meer hinausgingen, daß Herr und Madame Tschoglokoff in fortwährender Bewegung zwischen dem höhergelegenen Palast und dem von der Kaiserin bewohnten und am Ufer des Meeres gelegenen Monplaisir, waren. Es verlangte uns ebenso wie Madame Kruse, die Ursache dieses häufigen Gehens und Kommens zu wissen. Madame Kruse begab sich daher zu ihrer Schwester, welche erste Kammerfrau bei der Kaiserin war. Sie kam ganz strahlend zurück, denn sie hatte erfahren, daß all dies Gehen und Kommen nur daher rühre, daß die Kaiserin von einem zärtlichen Verhältniß Tschoglokoffs mit einer meiner Ehrendamen, Fräulein Kocheleff, Kunde erhalten und in Erfahrung gebracht habe, daß diese guter Hoffnung sei. Die Kaiserin hatte Madame Tschoglokoff zu sich gerufen und ihr gesagt: ihr Gemahl betrüge

sie, während sie diesen Gemahl bis zur Narrheit liebe, ja so weit verblendet gewesen sei, das Fräulein, die gute Freundin ihres Gemahles, gewissermaßen bei sich wohnen zu lassen; und wenn sie sich augenblicklich von ihrem Gemahl trenne, würde sie einen Schritt thun, der Ihrer Majestät nicht mißfallen könne, die überhaupt die Vermählung Madame Tschoglokoff's mit ihrem Gemahle nicht gern gesehen hatte. Sie erklärte ihr ferner geradezu, sie wolle nicht, daß ihr Gemahl bei uns bleibe, sie werde ihn verabschieden und den Dienst ihr allein überlassen. Im ersten Augenblick leugnete Madame Tschoglokoff der Kaiserin gegenüber die Leidenschaft ihres Gemahls, und erklärte dieselbe für eine Verläumdung; aber Ihre Kaiserliche Majestät hatte während der Zeit wo sie mit der Gemahlin sprach, das Fräulein befragen lassen. Diese gestand Alles ein, was die Gemahlin gegen ihren Gemahl wüthend machte. Sie kehrte in ihre Zimmer zurück, wo sie ihrem Gemahl die bittersten Vorwürfe machte. Dieser fiel auf die Kniee, bat um Verzeihung und wandte seinen ganzen Einfluß über sie an, sie zu besänftigen. Die Schaar ihrer Kinder diente dazu ihr Einverständniß wieder herzustellen; dennoch war es seit dieser Zeit nicht mehr aufrichtig. Getrennt durch die Liebe, verbanden sie sich aus Interesse: die Gemahlin verzieh dem Gemahle; sie ging zu der Kaiserin und sagte ihr, daß sie ihrem Gemahl alles verziehen habe und daß sie bei ihm bleiben wolle. aus Liebe zu ihren Kindern. Sie bat Ihre Majestät auf den Knieen, ihn nicht schimpflich vom Hofe zu verabschieden, indem sie behauptete, dies werde sie entehren und ihr Unglück auf die Spitze treiben; kurz sie benahm sich bei dieser Gelegenheit so gut, mit so viel Festigkeit und

Großmuth, und ihr Schmerz war außerdem so aufrichtig, daß sie den Zorn der Kaiserin entwaffnete. Sie that mehr, sie führte ihren Gemahl vor Ihre Kaiserliche Majestät, sagte ihm offen die Wahrheit, warf sich dann mit ihm vor der Kaiserin auf die Kniee und bat dieselbe, ihrem Gemahl aus Gnade gegen sie und ihre sechs Kinder, deren Vater er sei, zu verzeihen. Alle diese verschiedenen Scenen dauerten fünf bis sechs Tage und wir erfuhren fast stündlich was vorgefallen war, weil man uns während der Zwischenzeit weniger auflauerte und weil Alle auf die Verabschiedung der Tschoglokoffs hofften. Aber der Ausgang entsprach der Erwartung nicht die man sich gemacht hatte; denn nur das Fräulein wurde zu ihrem Onkel dem Oberhofmarschall Chepeleff geschickt; die Tschoglokoffs blieben, obgleich weniger glorreich als bisher. Man wählte dazu den Tag wo wir nach Oranienbaum gehen sollten, und während wir von der einen Seite abreisten, entließ man das Fräulein von der andern.

In Oranienbaum wohnten wir dieses Jahr in der Stadt, zur Rechten und Linken des kleinen Hauptgebändes. Das Abenteuer in Gostilitza hatte so großen Schrecken verursacht, daß man in allen Häusern des Hofes die Decken und Fußböden untersuchen ließ, worauf die, welche es bedurften, ausgebessert wurden.

Mein Leben in Oranienbaum war folgender Art. Ich stand um drei Uhr Morgens auf und kleidete mich selbst von Kopf zu Fuß in Männerzeug; einer meiner Diener, ein alter Jäger, erwartete mich schon mit den Flinten; ein Fischerboot lag am Ufer des Meeres bereit; wir durchschritten den Garten zu Fuß, die Flinte auf der Schulter und

bestiegen, er, ich, ein Hund und der Fischer, welcher uns fuhr, das Boot. Ich schoß darauf Enten in dem Schilfrohr, welches das Meer auf beiden Seiten des Kanals von Oranienbaum, welcher zwei Werste weit in das Meer hinausläuft, begränzt. Wir fuhren oft über diesen Kanal hinaus und wurden daher bisweilen bei stürmischem Wetter in unserm Boot aufs offene Meer hinausgetrieben. Der Großfürst folgte uns eine bis zwei Stunden später, weil er immer ein Frühstück und Gott weiß was sonst noch nöthig hatte. Wenn er uns begegnete gingen wir zusammen; wenn nicht, schoß und jagte Jeder für sich. Um zehn Uhr, und mitunter später, kehrte ich zurück und kleidete mich zum Diner an. Nach dem Diner ruhte man aus und Abends hatte der Großfürst Musik, oder wir machten einen Spazierritt. Nachdem ich ohngefähr acht Tage auf diese Art gelebt hatte, fühlte ich mich sehr angegriffen und begann an Kopfweh zu leiden. Ich sah ein, daß Ruhe und Diät mir nöthig seien. Vierundzwanzig Stunden hindurch aß ich nichts, trank nur kaltes Wasser und schlief zwei Nächte so viel ich konnte; dann begann ich dieselbe Lebensweise und befand mich sehr wohl. Ich erinnere mich, daß ich damals Brantome's Memoiren las, die mich sehr amüsirten. Vorher hatte ich das Leben Heinrich's IV. von Perifix gelesen.

Beim Beginn des Herbstes kehrten wir in die Stadt zurück und erfuhren, daß wir den Winter in Moskau zubringen würden. Madame Kruse meldete mir, daß ich zu dieser Reise meine Wäsche vermehren müsse. Ich beschäftigte mich mit den einzelnen Stücken; Madame Kruse suchte mich zu unterhalten, indem sie die Leinewand in meinem Zimmer schneiden ließ, um, wie sie sagte, mir zu zeigen wie

viel Hemden aus einem Stück Leinewand gemacht werden könnten. Dieser Unterricht oder dieses Amüsement mißfiel offenbar Madame Tschoglokoff, welche seit der Entdeckung der Untreue ihres Gemahls in noch schlechterer Stimmung war als vorher. Ich weiß nicht was sie der Kaiserin sagte, aber eines Nachmittages zeigte sie mir an, daß Ihre Majestät Madame Kruse des Dienstes bei mir enthebe, sowie daß sie sich zu dem Kammerherrn Sievers, ihrem Schwiegersohn, zurückziehen werde. Tags darauf brachte sie mir Madame Wladislava, die ihre Stelle bei mir einnehmen sollte. Diese war eine großgewachsene Frau, von den besten Manieren, deren geistvoller Ausdruck mir sogleich gefiel. Ich befragte mein Orakel Timotheus Yevreinoff über diese Wahl. Er sagte mir, diese Frau, die ich nie vorher gesehn, sei die Schwiegermutter des Rathes Pugovischnikoff, ersten Secretairs des Grafen Bestuscheff; es fehle ihr weder an Geist, noch an Heiterkeit, aber sie gelte für sehr verschlagen; ich müsse sehn, wie sie sich benehmen werde und ihr vor Allem kein zu großes Vertrauen beweisen. Ihr Name war Praskovia Nikitischna. Sie debütirte vortrefflich; sie war gesellig, sprach gern, sprach und erzählte mit Geist, kannte alle Anekdoten der Vergangenheit und Gegenwart aufs Gründlichste, war in die Geschichte von vier bis fünf Generationen aller Familien eingeweiht, hatte die Genealogie der Väter, Mütter, Großmütter und der väterlichen und mütterlichen Ahnen der ganzen Welt frisch und fertig in ihrem Gedächtniß. In der That hat mich Niemand besser als sie über das unterrichtet, was seit hundert Jahren in Rußland vorgegangen war. Geist und Benehmen dieser Frau sagten mir sehr zu und wenn ich mich langweilte, ließ ich sie plau=

dern, wozu sie immer bereit war. Ohne Mühe entdeckte ich, daß sie die Worte und Handlungen der Tschoglokoff's sehr oft mißbilligte; aber da sie sehr oft in die Zimmer Ihrer Majestät ging, ohne daß man im geringsten wußte weßhalb, hütete man sich bis auf einen gewissen Punkt vor ihr, ungewiß, wie die unschuldigsten Worte oder Handlungen ausgelegt werden könnten.

Vom Sommerpalast zogen wir in den Winterpalast. Hier wurde Madame La Tour l'Annois uns vorgestellt, die in der ersten Jugend der Kaiserin in ihrem Dienst gewesen war und die Fürstin Anna Petrowna, die älteste Tochter Peters I. begleitet hatte, als diese, beim Regierungsantritt Peters II., Rußland mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Holstein, verließ. Nach dem Tode der Fürstin war Madame l'Annois nach Frankreich zurückgekehrt, und gegenwärtig war sie nach Rußland gekommen, um sich hier zu fixiren, oder auch um sich zu entfernen, nachdem sie von Ihrer Majestät einige Gnadenbezeugungen erhalten. Madame l'Annois hoffte sie werde wegen ihrer alten Bekanntschaft die Gunst und das Vertrauen der Kaiserin wiedererlangen; aber sie täuschte sich sehr, denn Alle vereinigten sich, sie davon auszuschließen. Schon während der ersten Tage nach ihrer Ankunft sah ich das Resultat voraus, und zwar auf folgende Weise. Eines Abends, als man im Zimmer der Kaiserin beim Spiele war, kam und ging Ihre Majestät von einem Zimmer ins andere, ohne sich, wie es ihre Gewohnheit war, an irgend einem Platze niederzulassen, Madame l'Annois, welche ihr augenscheinlich den Hof zu machen hoffte, folgte ihr überall. Als Madame Tschoglokoff dies sah, sagte sie mir: „Sehen Sie wie diese Frau

die Kaiserin verfolgt; doch wird dies nicht lange dauern, man wird es ihr schnell genug abgewöhnen, hinter der Kaiserin herzulaufen.“ Ich ließ mir dies gesagt sein und in der That begann man sie zu entfernen und schickte sie bald darauf beschenkt nach Frankreich zurück.

Im Laufe des Winters fand die Heirath Graf Lestocq's und Fräulein Mengden's, einer Ehrendame der Kaiserin, statt. Ihre Majestät war mit dem ganzen Hofe zugegen und erwies den Neuvermählten die Ehre, sie zu besuchen. Man hätte glauben sollen, daß sie in der höchsten Gunst ständen; aber ein bis zwei Monate später wendete sich das Glück. Als wir eines Abends im Zimmer der Kaiserin spielten, bemerkte ich Graf Lestocq. Ich näherte mich, um mit ihm zu sprechen; allein er sagte mir halblaut: „Nähern Sie sich mir nicht; ich bin eine verdächtige Person.“ Ich glaubte er scherze, und fragte ihn was er damit sagen wolle. Er antwortete: „Ich wiederhole Ihnen im vollen Ernst, sich mir nicht zu nähern, weil ich eine verdächtige Person bin, die man meiden muß.“ Ich sah, daß sein Ausdruck verändert und sein Gesicht geröthet war. Ich hielt ihn für betrunken und wandte mich um; dies geschah am Freitage. Als Timotheus Yevreinoff mich Sonntag Morgens frisirte, sagte er: „Wissen Sie schon, daß Graf Lestocq und seine Frau diese Nacht verhaftet und als Staatsverräther auf die Festung gebracht sind?“ Niemand wußte weßhalb, doch erfuhr man, daß General Stefan Apraxin und Alexander Schuwaloff zu Commissären für diese Angelegenheit ernannt seien.

Die Abreise des Hofes nach Moskau wurde auf den 16. December festgesetzt. Die Czernitscheff's waren in ein

Haus der Kaiserin innerhalb der Festung gebracht worden, welches Smolnoy Dvor hieß. Der ältere der drei Brüder machte mitunter seine Wächter betrunken und besuchte dann seine Freunde in der Stadt. Eines Tages brachte mir eins meiner Garderobenmädchen, eine Finnländerin, die mit einem Hofbedienten, einem Verwandten Jevreinoff's verlobt war, einen Brief von Andreas Czernitscheff, worin er mich um verschiedene Sachen bat. Das Mädchen hatte ihn bei ihrem Zukünftigen gesehn, wo sie den Abend zusammen zugebracht hatten. Ich wußte nicht, wo ich diesen Brief lassen sollte. Ich wollte ihn nicht verbrennen, um mich zu erinnern, um was er mich bat. Sehr lange Zeit war mir selbst die Correspondenz mit meiner Mutter verboten. Durch dies Mädchen verschaffte ich mir eine silberne Feder und ein Dintenfaß. Den Tag über hatte ich den Brief in meiner Tasche; als ich mich auskleidete, steckte ich ihn unter das Strumpfband in meinen Strumpf und nahm ihn, ehe ich mich zu Bette legte, von dort weg und verbarg ihn in meinem Hemdärmel. Endlich antwortete ich; schickte ihm was er gewünscht hatte, auf demselben Wege auf welchem sein Brief an mich gelangt war und benutzte einen günstigen Moment um diesen Brief, der mir so viel Unruhe verursacht hatte, zu verbrennen.

Mitte December reisten wir nach Moskau ab. Der Großfürst und ich fuhren in einem großen Schlitten, dessen vorderen Theil die Cavaliere einnahmen. Im Laufe des Tages setzte sich der Großfürst in einen Stadtschlitten zu Herrn Tschoglokoff; ich blieb in dem großen Schlitten, den wir nie schlossen und unterhielt mich mit den vor mir Sitzenden. Ich erinnere mich, daß der Kammerherr Fürst Alexan-

der Trubetzkoy mir während dieser Zeit erzählte, Graf Lestocq habe sich, in den ersten elf Tagen seiner Gefangenschaft auf der Festung, durch Hunger tödten wollen, aber man habe ihn gezwungen, Nahrung zu nehmen. Er war angeklagt vom König von Preußen 1000 Rubel für die Betreibung der preußischen Interessen empfangen und einen gewissen Oettinger, der gegen ihn hätte aussagen können, vergiftet zu haben. Er wurde auf die Folter gespannt und nach Sibirien exilirt.

Während der Reise eilte die Kaiserin uns nach Twer voraus und da die für uns bestimmten Pferde und Lebensmittel für ihr Gefolge genommen wurden, blieben wir 24 Stunden ohne Nahrung und ohne Pferde in Twer. Uns hungerte sehr. Gegen Abend brachte Tschoglokoff uns einen gebratenen Stör, der uns ein Leckerbissen schien. Wir fuhren in der Nacht weiter und kamen zwei bis drei Tage vor Weihnachten in Moskau an. Die erste Neuigkeit welche wir dort erfuhren, war, daß unser Kammerherr, Fürst Alex. Mich. Galitzin, im Augenblick unserer Abreise von Petersburg Befehl erhalten hatte, sich als russischer Minister mit 4000 Rubel Gehalt nach Hamburg zu begeben. Man erblickte in ihm wieder einen Exilirten mehr. Seine Schwägerin, Fürstin Gagarin, welche in meiner Umgebung war, weinte viel darüber und wir alle bedauerten ihn.

Wir bewohnten in Moskau dieselben Gemächer, welche ich 1744 mit meiner Mutter eingenommen hatte. Um in die große Hofkirche zu gehn, mußte man das ganze Haus im Wagen umfahren. Am Weihnachtstage gingen wir zur Zeit der Messe hinab, den Wagen zu besteigen und befanden uns in einer Kälte von 29 Grad schon auf dem

Perron der Treppe, als uns Seitens der Kaiserin gemeldet wurde, sie dispensire uns, wegen der großen Kälte, für heute vom Besuch der Messe. Die Kälte war in der That schrecklich. Ich mußte während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Moskau das Zimmer hüten wegen eines rothen Ausschlags, der in meinem Gesicht zum Vorschein gekommen war. Ich ängstigte mich halbtodt, die Flecke zu behalten. Ich ließ den Arzt Boërhave rufen, der mir beruhigende und ganz auf die Vertreibung der Flecke gerichtete Mittel verordnete. Endlich als Nichts half, sagte er eines Tages: „Jetzt werde ich Ihnen Etwas geben was sie vertreibt.“ Er zog ein kleines Fläschchen mit Falk'schem Oel aus der Tasche und verordnete mir, einen Tropfen davon in eine Tasse zu thun und hiermit von Zeit zu Zeit mein Gesicht zu waschen, etwa alle acht Tage. Wirklich reinigte das Fläschchen Oel mein Gesicht und nach etwa 10 Tagen konnte ich wieder öffentlich erscheinen. Kurz nach unserer Ankunft in Moskau (1749) meldete mir Madame Wladislava, die Kaiserin habe befohlen, mein finnisches Garderobenmädchen so schnell als möglich zu verheirathen. Der einzige Grund weßhalb man wahrscheinlich diese Heirath beschleunigte, war offenbar weil ich für dies Mädchen, die eine lustige Schwester war und mich bald auf diese bald auf jene Art erheiterte, indem sie Allen und besonders Madame Tschoglokoff sehr komisch nachmachte, eine entschiedene Vorliebe gezeigt hatte. Man verheirathete sie also und sprach nicht weiter von ihr.

In der Mitte des Karnevals, während dessen man durchaus keine Belustigungen hatte, wurde die Kaiserin von einer sehr heftigen Kolik befallen, welche bald einen ernst-

haften Character anzunehmen schien. Madame Wladislava und Thimotheus Jevreinoff flüsterten mir dies ins Ohr, indem sie mich auch zugleich inständig baten, Niemandem zu sagen, daß sie mir davon erzählt hätten. Ohne sie zu nennen, benachrichtigte ich den Großfürsten, der dadurch in eine gehobene Stimmung versetzt wurde. Eines Morgens meldete mir Jevreinoff, der Kanzler Bestuscheff und General Apraxin hätten die Nacht im Zimmer Herrn und Madame Tschoglokoffs zugebracht; woraus man schloß, daß die Kaiserin sehr krank sein müsse. Tschoglokoff und seine Frau waren mürrischer als je, kamen zu uns, dinirten und soupirten mit uns, aber ließen kein Wort fallen von dieser Krankheit. Wir sprachen nicht mehr darüber, und wagten eben so wenig fragen zu lassen, wie Ihre Majestät sich befände, weil man uns sofort gefragt haben würde: „Wie, woher, von wem wißt Ihr, daß sie krank ist?" und die welche genannt oder nur beargwöhnt worden wären, würden sicherlich verabschiedet oder verbannt, oder selbst vor die geheime Kanzlei, die Staatsinquisition, geschickt worden sein, welche man mehr als das Feuer fürchtete. Als Ihre Majestät nach zehn Tagen sich endlich besser befand, wurde am Hofe die Hochzeit einer ihrer Ehrendamen gefeiert. Bei Tafel saß ich zur Seite der Favoritin der Kaiserin, Gräfin Schuwaloff. Sie erzählte mir, Ihre Majestät sei von der schrecklichen Krankheit die sie gehabt noch so schwach, daß sie (eine Ehre welche sie allen ihren Ehrendamen erwies) die Verlobte auf dem Bette sitzend und nur die Füße außerhalb des Bettes haltend, mit ihren Diamanten coiffirt habe; und daß sie auch deßhalb nicht bei dem Hochzeitsfest erschienen sei. Da Gräfin Schuwaloff die erste war, welche von

dieser Krankheit mit mir redete, bezeugte ich ihr den Schmerz, welchen der Zustand der Kaiserin mir verursacht, und den Antheil, den ich daran genommen habe. Sie erwiderte, Ihre Majestät werde mit Genugthuung hören, wie ich in dieser Beziehung dächte. Zwei Tage später kam Madame Tschoglokoff Morgens in mein Zimmer und sagte mir in Gegenwart von Madame Wladislava, die Kaiserin sei sehr aufgebracht gegen den Großfürsten und mich, wegen des geringen Interesses das wir an ihrer Krankheit genommen, worin wir so weit gegangen seien, daß wir nicht ein einziges Mal hätten fragen lassen, wie sie sich befinde. Ich erwiderte Madame Tschoglokoff, ich könne mich in dieser Hinsicht nur an sie selbst halten; denn weder sie noch ihr Gemahl hätten uns ein einziges Wort von der Krankheit Ihrer Majestät gesagt; da wir aber nichts davon gewußt, hätten wir auch den Antheil, den wir daran nahmen, nicht bezeugen können. Sie antwortete: „Wie können Sie sagen, daß Sie nichts davon gewußt haben, Gräfin Schuwaloff hat Ihrer Majestät gesagt, daß Sie bei Tafel mit ihr von dieser Krankheit gesprochen haben.“ Ich erwiderte: „Es ist wahr daß ich mit ihr davon gesprochen habe, weil sie mir sagte, Ihre Majestät sei noch schwach und könne nicht ausgehn; bei dieser Gelegenheit fragte ich sie nach den Details der Krankheit.“ Madame Tschoglokoff entfernte sich verdrießlich und Madame Wladislava sagte zu mir: es sei sehr sonderbar einen Streit mit Menschen anzufangen über eine Sache, die sie nicht wissen; da die Tschoglokoff's allein das Recht hätten, davon zu sprechen, sei es ihre Schuld wenn sie nicht davon gesprochen, und nicht die unsere, wenn wir aus Unwissenheit gefehlt hätten. Einige

Zeit nachher näherte sich mir die Kaiserin während einer Vorstellung bei Hofe, und ich fand einen günstigen Augenblick ihr zu sagen, daß weder Tschoglokoff noch seine Frau uns von ihrer Krankheit benachrichtigt hätten, und daß wir aus diesem Grunde nicht im Stande gewesen wären, ihr unsere Theilnahme zu beweisen. Sie nahm dies sehr freundlich auf und es schien mir, als wäre der Einfluß jener Menschen im Abnehmen.

In der ersten Woche der Fasten wollte Tschoglokoff zum Abendmahle gehn. Er beichtete, aber der Beichtvater der Kaiserin verbot ihm das Abendmahl zu nehmen. Der ganze Hof sagte, dies geschehe auf Befehl Ihrer Kaiserlichen Majestät wegen seines Abentheuers mit Fräulein Kocheleff. Während eines Theiles unsers Aufenthalts in Moskau, schien Tschoglokoff sehr intim mit dem Kanzler Grafen Bestuscheff und mit dem General Stephan Apraxin, welcher diesem mit Leib und Leben ergeben war. Er befand sich fortwährend in ihrer Gesellschaft, und wenn man ihn reden hörte, hätte man denken können, er sei Graf Bestuscheff's geheimer Rath; doch er konnte dies in Wahrheit nicht sein, weil Bestuscheff zu viel Geist hatte um sich von einem anmaßenden Narren wie Tschoglokoff rathen zu lassen. Etwa gegen die Mitte unseres Aufenthalts in Moskau hörte jene große Vertraulichkeit, ich weiß nicht aus welchem Grunde, plötzlich auf, und er wurde der geschworene Feind derer, mit denen er kurz vorher in dem intimsten Verkehre gestanden hatte.

Kurz nach meiner Ankunft in Moskau fing ich aus Langeweile an, die Geschichte Deutschlands, in 9 Quartbänden, von Pater Barre, Kanonikus von St. Geneviève

zu lesen. Alle acht Tage beendigte ich einen Band; dann las ich Plato's Werke. Meine Zimmer gingen auf die Straße; das Hintergebäude, dessen Fenster auf einen kleinen Hof gingen, wurde vom Großfürsten bewohnt. Ich war in meinem Zimmer mit Lesen beschäftigt; ein Kammermädchen kam gewöhnlich herein und stand im Zimmer so lange es ihr gefiel; dann ging sie fort und eine andre nahm ihren Platz ein, wann sie es passend fand. Ich ließ Madame Wladislava merken, daß dies mir nur Unbequemlichkeiten verursache und daß ich außerdem von der Nähe der Zimmer des Großfürsten und von dem was dort vorging, viel zu leiden habe. Sie selbst litt in der That ebensoviel davon als ich, weil sie ein kleines, grade am Ende meiner Zimmer gelegenes Cabinet bewohnte, und verstand sich dazu, die Kammermädchen jener Art Etikette zu entheben. Was wir im Laufe des Tages und bis tief in die Nacht zu erdulden hatten, war dies: der Großfürst dressirte mit seltener Beharrlichkeit, unter lautem Peitschenknallen, eine Meute Hunde, die er, indem er nach Jägerart schrie, in seinen beiden Zimmern (denn er hatte nicht mehr) auf- und niedertrieb. Die Hunde, welche müde wurden, oder aus der Reihe ließen, wurden auf's strengste gezüchtigt, worauf sie natürlich noch lauter lärmten. War er endlich dieser für die Ohren wie für die Ruhe seiner Nachbarn unerträglichen Unterhaltung satt, so nahm er eine Geige zur Hand, und strich durch die Zimmer gehend, mißtönig und mit wilder Heftigkeit darauf los. Hierauf begann er die Dressur der Meute und die Züchtigungen wieder, die mir wahrhaft grausam zu sein schienen. Eines Tages, als ich einen armen Hund laut und sehr lange winseln hörte, öffnete ich die Thür meines

Schlafzimmers, wo ich eben saß und welches an das Zimmer stieß wo die Sache vorging. Ich sah, wie er einen seiner Hunde am Halsbande in der Luft hielt, indeß einer seiner Burschen, ein Kalmucke von Geburt, denselben Hund (es war ein armer kleiner Charlot von englischer Race) beim Schwanz gefaßt hatte, und der Großfürst mit einem dicken Peitschenstocke so stark er konnte darauf losschlug. Ich suchte für das arme Thier Fürbitte einzulegen, bewirkte aber Nichts als eine Verdoppelung der Schläge. Da ich dieses widerwärtige Schauspiel nicht ertragen konnte, kehrte ich, Thränen in den Augen, in mein Zimmer zurück. Thränen und Bitten versetzten überhaupt den Großfürsten in Zorn, statt ihn zum Mitleid zu bewegen. Mitleid war für seinen Geist ein peinliches, ja ein unerträgliches Gefühl.

Um diese Zeit überbrachte mein Kammerdiener Timotheus Yevreinoff mir einen Brief von seinem alten Kameraden Andreas Czernitscheff, den man endlich freigelassen hatte und der in der Nähe von Moskau vorbeikam, um sich zu dem Regiment zu begeben, in welches er als Lieutenant versetzt war. Ich machte es mit diesem Briefe wie mit dem vorhergehenden; ich schickte ihm Alles warum er mich bat und erwähnte kein Wort davon weder gegen den Großfürsten, noch gegen irgend Jemand sonst.

Im Frühling ließ uns die Kaiserin nach Perowa kommen, wo wir mit ihr einige Tage beim Grafen Razumowsky zubrachten. Der Großfürst und Tschoglokoff gingen fast täglich mit dem Hausherrn auf die Jagd. Ich las in meinem Zimmer, oder Madame Tschoglokoff kam, wenn sie nicht spielte, aus Langerweile zu mir, um mir Gesellschaft zu leisten. Sie beklagte sich sehr über den Ortsherrn und

über die fortwährenden Jagden ihres Gemahls, der ein leidenschaftlicher Jäger geworden war, seitdem er in Moskau einen sehr schönen englischen Jagdhund zum Geschenk erhalten hatte. Ich erfuhr von andrer Seite, daß ihr Gemahl allen übrigen Jägern zum Gelächter diene; daß er sich einbilde und daß man ihm glauben mache: seine Circe (so hieß seine Hündin) fange alle Hasen die man auftrieb. Tschoglokoff war im Allgemeinen sehr zu dem Glauben geneigt, daß Alles was ihm gehörte von seltner Schönheit oder Vortrefflichkeit sei. Seine Frau, seine Kinder, seine Diener, sein Haus, seine Tafel, seine Pferde, seine Hunde, kurz Alles, — obgleich es sehr mittelmäßig war, nahm an seiner Selbstliebe Theil, und besaß, da es ihm gehörte, in seinen Augen einen unvergleichlichen Werth.

In Perowa bekam ich eines Tages so heftiges Kopfweh, wie ich mich nicht erinnere je sonst in meinem Leben gehabt zu haben. Der übermäßige Schmerz brachte ein heftiges Herzweh hervor; Erbrechen folgte und jeder Fußtritt in meinem Zimmer vermehrte mein Leiden. Fast 24 Stunden blieb ich in diesem Zustande; endlich schlief ich ein. Den folgenden Tag fühlte ich nur noch große Mattigkeit. Madame Tschoglokoff sorgte während dieses Anfalles auf jede Weise für mich. Ueberhaupt faßten alle diejenigen mit denen die unverkennbarste Böswilligkeit mich umgab, in kurzer Zeit unwillkürlich ein wohlwollendes Interesse für mich und handelten, wenn sie nicht gescholten oder von neuem angestachelt wurden, gegen die Absichten derer, welche sie angestellt, ja ließen sich oft von der Neigung die sie zu mir hinzog, oder vielmehr von dem Interesse das ich ihnen einflößte, fortreißen. Sie fanden mich nie zänkisch oder

mürrisch, sondern immer bereit, das kleinste Entgegenkommen von ihrer Seite zu erwidern. Hierbei war mein heiteres Temperament mir von großem Nutzen; denn alle diese Argusse amüsirten sich oft über meine Bemerkungen und wider ihren Willen verschwand allmälig der Ernst von ihrer Stirne.

Ihre Majestät hatte in Perowa einen neuen Kolikanfall. Sie ließ sich nach Moskau bringen und wir fuhren im Schritt zu dem nur vier Werste entfernten Palast. Der Anfall hatte übrigens keine weiteren Folgen, so daß Ihre Majestät kurz darauf eine Wallfahrt nach dem Kloster Troïtza unternehmen konnte. Sie wollte die sechzig Werste zu Fuß zurücklegen und begab sich daher in das Haus von Pokrowskoé. Wir wurden auf den Weg nach Troïtza geschickt und hielten uns auf diesem Wege, elf Werste von Moskau, in Rajowa, einem kleinen Landhause Madame Tschoglokoff's, auf. Die Räumlichkeiten desselben bestanden in einem kleinen Saal in der Mitte und zwei sehr kleinen Zimmern auf beiden Seiten. Unser ganzes Gefolge wurde in Zelten untergebracht, welche um das Haus aufgeschlagen wurden. Der Großfürst nahm eins davon für sich. Ich bewohnte eins der kleinen Zimmer; Madame Wladislawa das zweite; die Tschoglokoffs waren in den andern. Wir dinirten im Saale. Die Kaiserin machte drei bis vier Werste zu Fuß und ruhte dann einige Tage aus. Diese Reise dauerte fast den ganzen Sommer. Alle Nachmittage gingen wir auf die Jagd.

Als Ihre Majestät bis Taininska (welches auf der Seite der großen Straße von Troïtza, Rajowa ziemlich gegenüber liegt) gekommen war, fiel es dem Hetman Grafen

Razumowsky, dem jüngern Bruder des Günstlings, ein, von seinem Landhause Pokrowskoé, welches auf der Straße nach Petersburg, an der anderen Seite von Moskau lag, uns in Rajowa täglich zu besuchen. Er war sehr heiteren Temperaments und ungefähr von unserm Alter. Wir hatten ihn sehr gern. Als Bruder des Günstling's empfingen Herr und Madame Tschoglokoff ihn bereitwillig in ihrem Hause. Seine Besuche gingen den ganzen Sommer hindurch fort und wir sahen seine Ankunft immer mit vielem Vergnügen. Er dinirte und soupirte mit uns und nach dem Souper kehrte er auf sein Gut zurück; er machte also täglich 40—50 Werste. Etwa zwanzig Jahre später hatte ich den Einfall ihn zu fragen, was ihn zu jener Zeit veranlaßt, die Langeweile und Oede unsres Aufenthalts in Rajowa mit uns zu theilen, während sein eignes Haus täglich von der besten Gesellschaft Moskau's wimmelte. Er erwiderte ohne sich zu bedenken: „die Liebe." — „Aber, lieber Himmel," sagte ich, „in welche Person unsres Kreises konnten Sie denn damals verliebt sein?" — „In wen!" antwortete er; „in Sie." Ich brach in ein lautes Gelächter aus, denn nie würde mir dies in den Sinn gekommen sein. Dazu war er seit mehreren Jahren vermählt mit einer reichen Erbin des Hauses Narischkin, welche die Kaiserin ihm allerdings etwas gegen seinen Willen zur Gemahlin gegeben, mit der er aber doch glücklich zu leben schien; auch war es bekannt, daß die schönsten Frauen des Hofes und der Stadt sich um ihn rissen. Und er war in der That ein schöner Mensch, von originellem Geist und gefälligem Benehmen. In Verstand übertraf er bei weitem seinen Bruder, der ihm andrerseits an Schönheit gleich kam, in

Edelmuth und Wohlwollen ihn aber übertraf. Diese beiden Brüder waren die beliebteste Günstlingsfamilie welche mir je vorgekommen ist.

Um den St. Peterstag ließ uns die Kaiserin zu sich nach Bratowchina kommen. Da ich den ganzen Frühling und einen Theil des Sommers auf der Jagd oder doch fortwährend in freier Luft gewesen war, (denn das Haus in Rajowa war so klein, daß wir den größten Theil des Tages in dem es umgebenden Walde zubrachten) kam ich in Bratowchina sehr roth und sonnverbrannt an. Als die Kaiserin mich sah, schalt sie über meine Röthe und sagte, sie werde mir ein Wasser schicken zur Entfernung meines Sonnenbrands. Wirklich sandte sie sogleich eine Flasche mit einer Mischung von Citronensaft, Eiweis und Franzbranntwein. Sie befahl meinen Kammerfrauen, sich mit der Mischung und dem Verhältniß der Bestandtheile bekannt zu machen. Nach einigen Tagen verschwand mein Sonnenbrand und seitdem habe ich dies Mittel gebraucht und es Andern für ähnliche Fälle mitgetheilt. Bei Erhitzung der Haut kenne ich kein besseres Heilmittel. Auch gegen das was man im Russischen Лишй nennt (ich erinnere mich augenblicklich des französischen Namens nicht), eine Erhitzung welche Aufspringen der Haut verursacht, ist es wirksam.

Den Tag des heiligen Peter brachten wir im Kloster Troïtza zu. Da es am Nachmittag dieses Tages Nichts gab was den Großfürsten unterhalten konnte, kam er auf den Einfall, in seinen Zimmern einen Ball zu veranstalten, an welchem jedoch nur er, zwei seiner Kammerdiener und zwei Frauen meiner Begleitung, von denen die eine eine Funfzigerin war, Theil nahmen. Aus dem Kloster begab

Ihre Majestät sich nach Taininskoé, wir gingen nach Rajowa zurück und setzten unser früheres Leben fort. Wir blieben dort bis Mitte August, wo die Kaiserin eine Reise nach Sophino unternahm, einem 60—70 Werste von Moskau gelegenen Orte. Wir lagerten dort in Zelten. Den Tag nach unsrer Ankunft gingen wir in das Zelt der Kaiserin und fanden sie beschäftigt den Verwalter des Gutes zu schelten. Sie war gekommen um auf die Jagd zu gehen und hatte keine Hasen vorgefunden. Der Mensch war blaß und zitterte — sie überhäufte ihn mit Schmähungen jeder Art; in der That, sie schien außer sich vor Wuth. Als sie uns zum Handkuß kommen sah, umarmte sie uns wie gewöhnlich und setzte dann ihr Schelten fort. In ihrem Zorn schleuderte sie Pfeile nach allen Seiten. Sie sprang vom Einen auf's Andere und ihre Zungenfertigkeit war großartig. Unter anderm bemerkte sie: sie verstehe sich vollkommen auf die Verwaltung von Gütern; die Regierung der Kaiserin Anna habe sie darüber belehrt; als sie wenig gehabt, habe sie sich gehütet viel auszugeben; wenn sie Schulden gemacht hätte, würde sie gefürchtet haben, sich in Verdammniß zu stürzen; wäre sie mit Schulden gestorben, so würde Niemand sie bezahlt haben, ihre Seele würde zur Hölle gefahren sein, was sie nicht wolle; sie trage deßhalb zu Hause, auch wenn sie es nicht nöthig habe, sehr einfache Kleider, oben aus weißem Taffet, unten aus schwarzem Tuch; auf diese Weise spare sie viel; und sie hüte sich kostbare Stoffe auf dem Lande oder auf der Reise zu tragen. Das sollte auf mich gehen, denn ich trug ein Lilakleid mit Silber; ich ließ es mir also gesagt sein. Diese Vorlesung (denn eine solche war es, da Niemand, wenn er sie

von Zorn roth und flammend sah, ein Wort redete) dauerte wenigstens dreiviertel Stunden. Endlich brachte ein Narr der Kaiserin, Namens Aksakoff, sie zum Schluß. Er trat mit einem kleinen Stachelschwein herein, welches er ihr in seinem Hute darreichte. Sie näherte sich ihm, um es zu betrachten, stieß aber sowie sie es sah, einen lauten Schrei aus, erklärte, es gleiche einer Maus und entfloh spornstreichs in ihr Zelt. Sie hatte die größte Furcht vor Mäusen. Wir sahen sie dann nicht mehr; sie dinirte allein. Am Nachmittag ging sie auf die Jagd, nahm den Großfürsten mit und befahl mir, mit Madame Tschoglokoff nach Moskau zurückzukehren. Der Großfürst folgte uns in einigen Stunden, da die Jagd wegen des heftigen Windes von kurzer Dauer gewesen war.

Eines Sonntags, als wir schon nach Rajowa zurückgekehrt waren, ließ die Kaiserin uns nach Taininskoé kommen und wir hatten die Ehre, daselbst an Ihrer Majestät Tafel mit ihr zu diniren. Sie saß allein am Ende der Tafel, der Großfürst zu ihrer Rechten, ich ihm gegenüber, zu ihrer Linken; neben dem Großfürsten der Marschall Buturlin, neben mir die Gräfin Schuwaloff; die Tafel war sehr lang und schmal. Bei dieser Gelegenheit betrank sich der Großfürst unter Beistand des Marschalls Buturlin, der kein Verächter des Trunkes war, auf eine Weise die alles Maß überschritt, so daß er nicht mehr wußte was er sagte und that, gebrochne Worte stammelte, kurz so peinlich auffiel, daß mir die Thränen in die Augen kamen, mir, die ich damals so viel in meinen Kräften stand, alles Verwerfliche an ihm zu verhüllen und zu verbergen suchte. Die Kaiserin nahm meine schmerzliche Erregung gut auf und erhob sich

von der Tafel eher als gewöhnlich. Seine Kaiserliche Hoheit hatte am Nachmittag mit Graf Razumowsky auf die Jagd gehen sollen, blieb jedoch in Taininskoé, während ich nach Rajowa zurückkehrte. Unterwegs befiel mich heftiges Zahnweh. Das Wetter begann kalt und feucht zu werden und in Rajowa gab es Nichts als das nackte Obdach. Der Bruder Madame Tschoglokoff's, Graf Hendrikoff, welcher dienstthuender Kammerherr bei mir war, machte seiner Schwester den Vorschlag, mich augenblicklich zu kuriren. Sie sprach mit mir davon. Ich willigte ein, sein Mittel zu versuchen, an dem Nichts zu sein schien, das vielmehr den Anschein völligen Charlatanismus hatte. Er ging sogleich in das andere Zimmer und brachte eine ganz kleine Papierrolle, die er mich aufforderte mit dem kranken Zahn zu kauen. Kaum hatte ich gethan was er sagte, als meine Zahnschmerzen so heftig wurden, daß ich mich zu Bette legen mußte. Ein hitziges Fieber ergriff mich, ich begann zu fantasiren. Madame Tschoglokoff, über meinen Zustand erschreckt, schalt ihren Bruder, dessen Mittel ihr daran Schuld zu sein schien. Sie verließ mein Bett die ganze Nacht nicht, ließ der Kaiserin sagen, ihr Haus in Rajowa sei durchaus kein geeigneter Aufenthalt für Jemand der so krank sei wie ich und brachte es dahin, daß man mich den folgenden Tag, krank wie ich war, nach Moskau übersiedelte. Ich lag 10 — 12 Tage zu Bette und die Zahnschmerzen kehrten jeden Nachmittag zur selben Stunde wieder.

Zu Anfang September begab sich die Kaiserin in das Kloster Voskressensky, indem sie uns Befehl ließ, ihr zu ihrem Namenstage zu folgen. An diesem Tage machte sie Ivan Ivanowitsch Schuwaloff zum Kammercavalier. Es

war dies ein Ereigniß bei Hofe. Alle sagten sich ins Ohr, er sei ihr neuer Günstling. Ich freute mich seines Avancements, weil ich ihn, da er Page war, als einen Menschen dessen Streben viel versprach, erkannt hatte; man fand ihn immer mit einem Buche in der Hand.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, wurde ich krank an einem von heftigem Fieber begleiteten Halsweh. Die Kaiserin besuchte mich während dieser Krankheit. Kaum begann ich mich zu erholen, als Ihre Majestät mir durch Madame Tschoglokoff befehlen ließ bei der Hochzeit der Nichte der Gräfin Romanzow zugegen zu sein und die Verlobte zu coiffiren. Sie verheirathete sich mit Alexander Narischkin, welcher später Oberschenk wurde. Da Madame Tschoglokoff sah, daß ich eben in der Genesung begriffen sei, that der Auftrag ihr leid; mir konnte er nicht sehr willkommen sein, denn ich sah deutlich, daß man sich um meine Gesundheit und vielleicht um mein Leben wenig kümmere. Ich sprach in diesem Sinne mit Madame Wladislava, die von einem, so ohne Rücksicht und Schonung gegebenen Befehle nicht sehr erbaut schien. Doch ich raffte meine Kräfte zusammen und am festgesetzten Tage brachte man die Verlobte in mein Zimmer. Ich coiffirte sie mit meinen Diamanten, worauf sie in die Hofkirche zu ihrer Trauung ging. Ich meinerseits mußte mich mit Madame Tschoglokoff und meinem Hofe in das Haus Narischkin begeben. Nun bewohnten wir in Moskau den Palast am Ende der deutschen Sloboda. Um in das Haus Narischkin zu gelangen, mußte man ganz Moskau durchfahren, eine Entfernung von wenigstens sieben Wersten. Es war im October, gegen 9 Uhr Abends. Es fror Stein und Bein und das Glatteis war

so schlimm, daß man nur sehr langsam gehen konnte. Ich war mindestens drittehalb Stunden unterwegs auf dem Hinwege und ebensoviel auf dem Rückwege und kein Mensch oder Pferd war in meinem Gefolge, die nicht mehreremale zu Boden fielen. Als wir endlich bis zur Kirche Kasansky, in der Nähe des Thores Troïtzkaja, gekommen waren, fanden wir ein neues Hinderniß. In dieser Kirche fand zur selben Stunde die Trauung der Schwester Ivan Ivanowitsch Schuwaloff's statt, welche von der Kaiserin coiffirt worden war, indeß ich Fräulein Romanzow coiffirte; und eine Masse von Carossen drängten sich am Thore. Wir mußte jeden Augenblick still stehen, dann fing das Hinfallen wieder an, da nicht ein Pferd für das Eis beschlagen war. Endlich kamen wir, nicht gerade in der besten Stimmung an. Wir warteten sehr lange auf die Neuvermählten, denen es ungefähr ebenso ging wie uns. Der Großfürst begleitete den Bräutigam. Dann hatten wir noch auf die Kaiserin zu warten. Endlich setzte man sich zu Tische. Nach dem Souper gab es einige Festtänze im Vorzimmer; worauf uns befohlen wurde, die Neuvermählten in ihre Gemächer zu geleiten. Hierbei mußte man mehrere sehr kalte Corridore passiren, mehrere Treppen hinansteigen, die nicht weniger kalt waren, dann durch lange, in Eile von feuchtem Bretterwerk errichtete Galerieen gehen, an denen das Wasser überall herunterlief. Endlich in den Gemächern angelangt, setzte man sich an eine Tafel, auf welcher der Nachtisch servirt war; man hielt sich nur einen Augenblick dort auf, um die Gesundheit der Vermählten auszubringen, führte dann die Braut ins Schlafgemach und entfernte sich, um nach Hause zurückzukehren. Den folgenden Abend mußten wir

wieder zu ihnen. Wer hätte es glauben sollen? Dieses unruhige Treiben, statt meiner Gesundheit zu schaden, verhinderte meine Genesung durchaus nicht; den Tag darauf befand ich mich besser als am Abend vorher.

Zu Anfang des Winters bemerkte ich eine große Unruhe an dem Großfürsten. Ich wußte nicht was dies zu bedeuten hatte. Er richtete seine Meute nicht mehr ab; kam zwanzigmal des Tages in mein Zimmer, hatte ein leidendes Aussehen, war träumerisch und zerstreut. Er kaufte sich deutsche Bücher; aber was für Bücher! Ein Theil davon bestand aus lutherischen Gebetbüchern, der andere aus Geschichten und Processen von Straßenräubern, welche man gehängt oder gerädert hatte. Er las beides abwechselnd, wenn er nicht mit der Violine beschäftigt war. Da er gewöhnlich nicht lange bei sich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er Niemandem außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig seine Geständnisse ab.

Eines Tages entdeckte er mir denn auch endlich was ihn quälte. Ich fand, daß es eine bei weitem ernstere Angelegenheit war, als ich vorausgesetzt hatte. Fast während des ganzen Sommers, wenigstens während des Aufenthaltes in Rajowa, auf dem Wege nach dem Kloster Troïtza, hatte ich den Großfürsten fast nur bei Tisch und im Bette gesehen. Er legte sich nieder, nachdem ich schon eingeschlafen und stand auf, bevor ich erwacht war; ziemlich die ganze übrige Zeit hatte er auf der Jagd, oder mit Zurüstungen für die Jagd hingebracht. Tschoglokoff hatte, unter dem Vorwande, den Großfürsten zu amüsiren, vom Oberjägermeister zwei Meuten erhalten, eine von russischen, die andre von französischen und deutschen Jagdhunden.

Zu der letzteren gehörte ein französischer Vorreiter und ein kurländischer und deutscher Bursche. Da Tschoglokoff sich der Leitung der russischen Meute bemächtigt hatte, nahm der Großfürst die Leitung der fremden Meute für sich in Anspruch, um welche Tschoglokoff sich nicht im geringsten kümmerte. Beide beschäftigten sich mit den kleinsten Details des ihnen zugefallenen Theiles. Folglich ging der Großfürst beständig ins Hundehaus, oder die Jäger kamen zu ihm, um ihn von dem Zustand der Meute, ihren Fähigkeiten und ihren Bedürfnissen zu unterhalten. Kurz um es gerade heraus zu sagen, er ließ sich mit diesen Leuten ein, frühstückte und trank mit ihnen auf der Jagd und befand sich immer in ihrer Mitte. Damals stand das Regiment Butirsky in Moskau. In diesem Regimente war ein Lieutenant Yakoff Baturin, ein Spieler und ein anerkannter Taugenichts, bis über den Kopf in Schulden, übrigens ein sehr entschlossener Mensch. Ich weiß nicht, auf welche Art oder durch welchen Zufall dieser Mensch mit den Jägern der französischen Meute des Großfürsten bekannt wurde; aber ich glaube, daß sie und er in oder bei dem Dorfe Mutistscha oder Alexiewsky einquartirt waren. So viel ist gewiß, daß die Jäger des Großfürsten diesem sagten: in dem Regiment Butirsky sei ein Lieutenant, der große Ergebenheit gegen seine Kaiserliche Hoheit an den Tag lege und erkläre, das ganze Regiment denke wie er selbst. Der Großfürst hörte diese Erzählung mit Wohlgefallen an und verlangte von den Jägern Einzelnheiten über das Regiment zu erfahren. Man berichtete ihm viel Uebles von den Anführern und viel Gutes von den Subalternen. Endlich ließ Baturin, (immer durch die Jäger) ihn um eine Audienz auf der Jagd

ersuchen. Hierauf ging der Großfürst anfangs nicht ein, aber später gestand er sie zu. Als nun der Großfürst eines Tages jagte, erwartete Baturin ihn, verabredetermaßen, an einer verborgenen Stelle. Sowie er den Großfürsten erblickte, fiel er vor ihm auf die Kniee und schwor: er erkenne keinen andern Herrn als ihn an und werde Alles thun was er ihm befehlen werde. Der Großfürst sagte mir, als er diesen Eid gehört, habe er sich erschrocken, habe seinem Pferde die Sporen gegeben und jenen auf den Knieen im Walde liegen lassen; die Jäger, welche ihm voran gewesen seien, hätten nicht gehört was Baturin gesprochen. Eine andere Berührung behauptete der Großfürst, habe nicht mit diesem Menschen stattgefunden; er habe sogar den Jägern gerathen, sich zu hüten, daß er sie nicht ins Unglück stürze. Seine gegenwärtige Besorgniß knüpfte sich an die Thatsache, daß, einer Mittheilung der Jäger zufolge, Baturin verhaftet und nach Préobrajenskoë gebracht worden war, wo sich die geheime Kanzlei befand, welche die Staatsverbrechen untersuchte. Seine Kaiserliche Hoheit zitterte für die Jäger und fürchtete sehr, bloßgestellt zu werden. Was die Jäger betraf, so erfüllten sich seine Besorgnisse bald; denn nach einigen Tagen erfuhr er, daß sie verhaftet und nach Préobrajenskoë gebracht worden seien. Ich suchte seine Besorgnisse zu mindern, indem ich ihm vorstellte, daß, wenn er wirklich keine andere als die erwähnte Unterredung gehabt habe, es mir höchstens eine Unklugheit scheine, sich mit schlechter Gesellschaft abgegeben zu haben. Ich weiß nicht, ob er mir die Wahrheit sagte. Ich habe Grund zu glauben, daß er die etwa stattgefundenen Unterredungen als zu unwichtig schilderte; denn er sprach mit mir selbst über

diese Angelegenheit nur in abgebrochenen Sätzen und gleichsam gegen seinen Willen; doch konnte allerdings seine unmäßige Furcht dieselbe Wirkung auf ihn hervorbringen. Bald darauf meldete er mir, mehrere der Jäger seien in Freiheit gesetzt, jedoch mit dem Befehl, über die Grenze gebracht zu werden; und sie hätten ihm sagen lassen, sein Name sei nicht genannt, worüber er vor Freude außer sich war. Sein Geist beruhigte sich seitdem und man berührte die Sache nicht weiter. Was Baturin betrifft, so wurde er schuldig befunden. Ich habe später nichts von seinem Proceß gelesen oder gesehen; aber ich brachte in Erfahrung, daß er nichts weniger beabsichtigte als die Kaiserin zu tödten, den Palast zu verbrennen und während des dadurch hervorgerufenen Schreckens und der allgemeinen Verwirrung, den Großfürsten auf den Thron zu heben. Er wurde, nachdem er gefoltert war, verurtheilt, den Rest seiner Tage in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten zu werden. Während meiner Regierung versuchte er zu entkommen, worauf er nach Kamtschatka gebracht wurde. Von dort entfloh er mit Benjowsky und fand seinen Tod, als er unterwegs die Insel Formosa im stillen Meere plünderte.

Am 15. December begaben wir uns von Moskau nach Petersburg. Wir reisten in offenem Schlitten, Tag und Nacht. Auf der Hälfte des Weges begann ich wieder von heftigen Zahnschmerzen zu leiden. Trotzdem gab der Großfürst nicht zu, daß der Schlitten geschlossen wurde. Nur widerwillig erlaubte er mir, den Vorhang des Schlittens ein wenig anzuziehen, um mich vor einem kaltfeuchten Wind, der uns entgegenwehte, zu schützen. Endlich erreichten wir Zarskoe-Selo, wo die Kaiserin, die, wie gewöhnlich uns

vorauseilte, schon eingetroffen war. Gleich nachdem ich ausgestiegen, zog ich mich in die uns bestimmten Gemächer zurück, schickte nach dem Arzt Ihrer Majestät, Boërhave, (dem Neffen des berühmten) und bat ihn, mir den Zahn, der mich seit vier bis fünf Monaten quälte, ausziehen zu lassen. Er gab nur mit Mühe seine Einwilligung; da ich aber fest entschlossen war, ließ er endlich meinen Chirurgen Gyon holen. Ich setzte mich auf die Erde, Boërhave auf der einen, Tschoglokoff auf der andern Seite und Gyon zog mir den Zahn aus. Doch in dem Augenblick wo er ihn auszog, wurden meine Augen, meine Nase, mein Mund Quellen, die aus dem Munde Blut, aus der Nase und den Augen Wasser ausströmten. Boërhave, der einen großen Scharfblick besaß, rief aus: „der Ungeschickte!" und sagte, indem er sich den Zahn geben ließ: „Das war es, was ich fürchtete und weßhalb ich nicht wollte, daß er ausgezogen würde!" Gyon hatte, indem er den Zahn auszog, ein Stück Kinnbacke mit abgerissen, in welcher der Zahn fest saß. Gerade als dies vorging, kam die Kaiserin an die Thüre meines Zimmers. Man sagte mir nachher, daß sie bis zu Thränen gerührt gewesen sei. Ich wurde zu Bette gebracht und mehr als vier Wochen war ich leidend, auch in der Stadt, wohin wir, trotz des Vorgefallenen, den nächsten Morgen in offenen Schlitten aufbrachen. Ich verließ mein Zimmer nicht vor Mitte Januar 1750, weil die fünf Finger Gyon's in blauen und gelben Flecken auf dem untern Theile meiner Wange sichtbar waren. Am Neujahrstage, als ich mich coiffiren wollte, sah ich, daß der Friseurgehülfe, ein geborner Kalmücke, den ich hatte erziehen lassen, sehr roth im Gesichte war, während seine Augen sonderbar

glänzten. Ich fragte ihn, was ihm fehlte. Er sagte, ich leide an heftigem Kopfweh und Fieberhitze. Ich schickte ihn fort, mit der Weisung sich zu Bett zu legen, weil er in der That sein Geschäft nicht besorgen konnte. Er entfernte sich und am Abend meldete man mir, daß die Pocken bei ihm ausgebrochen seien. Nun ergriff mich die Furcht, ich selbst werde die Pocken bekommen, allein ich blieb frei davon, obgleich er meine Haare gekämmt hatte.

Die Kaiserin blieb während des größten Theils des Carneval's in Zarskoe-Selo. Petersburg war wie ausgestorben. Die Meisten welche dort wohnten, wurden durch die Pflicht gefesselt, Niemand durch Neigung. Wenn der Hof von Moskau nach Petersburg zurückkehrte, beeilten sich alle Hofleute, um ein Jahr, sechs Monate oder mindestens einige Wochen Urlaub nachzusuchen, um in Moskau zu bleiben. Die Beamten, Senatoren und Andre thaten dasselbe und wenn sie fürchteten, keine Erlaubniß zu erhalten, dann gab es Krankheiten, erdichtete oder wirkliche, von Männern, Frauen, Vätern, Brüdern, Müttern, Schwestern, Kindern, oder Processe, oder sonstige nothwendig zu ordnende Angelegenheiten. Kurz, sechs Monate und zuweilen mehr vergingen, ehe Hof und Stadt wieder wurden was sie vor der Abreise des Hofes gewesen waren; und während seiner Abwesenheit wuchs das Gras in den Straßen von Petersburg, weil fast kein einziger Wagen in der Stadt war. Bei diesem Stande der Dinge konnte man damals nicht auf viel Gesellschaft hoffen, besonders wir nicht, weil man uns wenig auszugehen gestattete. Während dieser Zeit sann Tschoglokoff darauf, uns zu amüsiren; oder vielmehr, da er selbst und seine Frau nicht wußten, was vor Langer-

weile thun, lud er den Großfürsten und mich ein, alle Nachmittage in den Gemächern, welche er am Hofe bewohnte und die aus vier bis fünf ziemlich kleinen Zimmern bestanden, mit ihm zu spielen. Er lud außerdem die Hofcavaliere und Hofdamen ein und die Prinzessin von Kurland, Tochter Herzogs Ernst Johann Biron, des frühern Favoriten der Kaiserin Anna. Die Kaiserin Elisabeth hatte den Herzog aus Sibirien zurückgerufen, wohin er unter der Regentschaft der Prinzessin Anna verbannt worden war. Er lebte dort mit seiner Frau, seinen Söhnen und seiner Tochter. Diese Tochter war weder schön, noch hübsch, noch wohlgebaut; sie war im Gegentheil bucklig und ziemlich klein. Aber sie hatte schöne Augen, Geist und eine außerordentliche Anlage für die Intrigue. Ihr Vater und ihre Mutter liebten sie nicht sehr; sie behauptete, daß sie sie fortwährend mißhandelten. Eines schönen Tages lief sie aus dem väterlichen Hause fort und entfloh zu der Gemahlin des Woiwoden von Yaroslaw, Madame Puschkin. Diese Frau, hocherfreut sich bei Hofe wichtig machen zu können, brachte sie nach Moskau, wandte sich an Madame Schuwaloff und man ließ die Flucht der Prinzessin von Kurland aus ihrem väterlichen Hause als eine Folge der schlechten Behandlung gelten, welche sie von ihren Eltern erfahren, weil sie das Verlangen geäußert, zur griechischen Religion überzutreten. Wirklich war das Erste, was sie bei Hofe that, die Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses. Die Kaiserin war Taufpathin. Darauf gab man ihr eine Wohnung unter den Ehrendamen. Tschoglokoff beeiferte sich, ihr Aufmerksamkeiten zu beweisen, weil der ältere Bruder der Prinzessin den Grund zu seinem Glücke gelegt hatte, indem er ihn aus dem Kadettencorps,

wo er erzogen wurde, in die Garde zu Pferd versetzte und ihn als Ordonnanz bei sich behielt. Die Prinzessin von Kurland, die auf diese Art mit uns in Berührung kam und jeden Tag mehrere Stunden mit dem Großfürsten, Tschoglokoff und mir Trisett spielte, benahm sich anfangs mit der größten Zurückhaltung. Sie war von einnehmendem Wesen und ihr Geist ließ ihr unangenehmes Aeußere vergessen, besonders wenn sie saß. Sie richtete an Jeden Worte, die ihm gefallen mußten. Alle betrachteten sie als eine interessante Waise, übrigens aber als eine Person ohne Bedeutung. In den Augen des Großfürsten hatte sie ein anderes, nicht wenig großes Verdienst: sie war eine fremde Prinzessin und, mehr noch, eine deutsche; folglich sprach er nur deutsch mit ihr; dies gab ihr Reiz in seinen Augen. Er fing an, ihr so viel Aufmerksamkeit zu beweisen als er dessen fähig war. Wenn sie in ihren Zimmern dinirte, schickte er ihr Wein und einige Lieblingsgerichte von seinem Tisch und wenn er eine neue Grenadiermütze oder ein neues Bandelier erfand, schickte er ihr diese auch, um sie ihr zu zeigen. Die Prinzessin von Kurland, die damals etwa 24—25 Jahre zählen mochte, war übrigens nicht die einzige Eroberung, welche der Hof in Moskau gemacht hatte: die Kaiserin hatte dort auch die beiden Gräfinnen Woronzow, Nichten des Vicekanzlers und Töchter des Grafen Roman Woronzow, seines jüngern Bruders, herangezogen. Die ältere, Marie, zählte damals 14 Jahre. Sie war unter die Ehrendamen der Kaiserin aufgenommen worden. Die jüngere, Elisabeth, war erst 11 Jahre alt. Man gab sie mir. Es war ein sehr häßliches Kind mit olivenfarbenem Teint, dazu im höchsten Grade unreinlich. Gegen das Ende des Carnevals

kehrte Ihre Majestät in die Stadt zurück. In der ersten Fastenwoche hatten wir unsre religiösen Uebungen angefangen. Mittwoch Abends sollte ich im Hause der Madame Tschoglokoff ein Bad nehmen. Am Abend vorher aber kam die letztere in mein Zimmer, wo auch der Großfürst sich befand und meldete ihm den Befehl Ihrer Majestät: gleichfalls ein Bad zu nehmen. Nun waren die Bäder und andere russischen Gewohnheiten oder Landessitten dem Großfürsten nicht allein unangenehm, sondern er haßte sie tödtlich. Er erklärte rund heraus, er werde es nicht thun. Sie, die gleichfalls hartnäckig war und in ihren Aeußerungen nicht die geringste Zurückhaltung kannte, erwiderte, daß heiße: Ihrer Kaiserlichen Majestät ungehorsam sein. Er behauptete, man dürfe ihm nicht befehlen was seiner Natur widerstrebe; er wisse, daß da er niemals ein Bad genommen, es ihm schaden würde; er wolle nicht sterben; das Leben sei das theuerste aller Güter und die Kaiserin werde ihn nicht zwingen hinzugehen. Madame Tschoglokoff erwiderte, Ihre Majestät werde seinen Ungehorsam zu strafen wissen. Hierüber gerieth er in Zorn und sagte mit Heftigkeit: „Ich werde abwarten was sie thun wird; ich bin kein Kind.“ Madame Tschoglokoff drohte dann, die Kaiserin werde ihn auf die Festung schicken; worauf er bitterlich zu weinen anfing. Sie sagten sich die größten Grobheiten, welche die Wuth eingeben kann und wirklich fehlte ihnen beiden der gesunde Menschenverstand. Endlich entfernte sie sich, indem sie erklärte, sie werde diese Unterredung Ihrer Kaiserin Majestät wörtlich wiederholen. Ich weiß nicht, ob dies geschah; aber sie kam wieder und begann über ein ganz anderes Thema zu sprechen. Sie sagte, die Kaiserin

sei sehr böse, daß wir keine Kinder hätten, und wolle wissen an wem von uns Beiden die Schuld liege; mir werde sie eine Hebamme und ihm einen Arzt schicken. Hieran schlossen sich viele andere beleidigende Bemerkungen, die weder Zweck noch Ziel hatten, bis sie zuletzt damit schloß uns zu sagen, daß die Kaiserin uns unsre religiösen Uebungen für diese Woche erlasse, weil der Großfürst erklärt habe, das Bad schade seiner Gesundheit. Ich muß bemerken, daß während dieser beiden Unterredungen ich den Mund nicht aufthat, erstens weil sie mit solcher Heftigkeit sprachen, daß ich nicht zu Worte kommen konnte; zweitens weil ich sah, daß auf der einen sowohl als auf der andern Seite der größte Mangel an Vernunft herrschte. Ich weiß nicht, wie die Kaiserin urtheilte, doch gewiß ist, daß nach dem was ich erzählt habe, weder vom einen noch vom andern der erwähnten Gegenstände weiter die Rede war.

Um die Mitte der Fastenzeit begab sich die Kaiserin nach Gostilitza zu dem Grafen Razumowsky, um sein Namensfest dort zu feiern; uns schickte sie mit ihren Ehrendamen und unserm gewöhnlichen Gefolge nach Zarskoe-Selo. Das Wetter war ungewöhnlich milde, ja warm, so daß schon am 17. März der Schnee vom Wege verschwunden und Staub an seine Stelle getreten war. In Zarskoe-Selo angekommen, gingen der Großfürst und Tschoglokoff auf die Jagd; ich und meine Ehrendamen bewegten uns so viel als möglich im Freien, sowohl zu Fuß als zu Wagen. Am Abend wurden verschiedene kleine Spiele gespielt. Hier zeigte der Großfürst, besonders wenn er getrunken hatte, (was er jeden Tag that,) eine entschiedne Neigung für die Prinzessin von Kurland. Er verließ sie mit keinem Schritte,

sprach nur mit ihr; kurz diese Intrigue entwickelte sich offen vor meinen Augen und denen aller Andern, was meine Eitelkeit und Eigenliebe aufs Höchste beleidigte, wenn ich bedachte, daß diese kleine Mißgeburt mir vorgezogen wurde. Eines Abends als ich von Tische aufstand, sagte mir Madame Wladislava, Alle seien entrüstet über die Bevorzugung der Buckligen. Ich erwiderte: „Was thun?“ Die Thränen kamen mir in die Augen und ich entfernte mich, um zu Bette zu gehen. Kaum war ich eingeschlafen, als der Großfürst kam. Da er betrunken war und nicht wußte was er that, richtete er das Wort an mich, um mich von den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Schönen zu unterhalten. Ich stellte mich, als ob ich in tiefem Schlaf läge, um ihn wenigstens zum Schweigen zu bringen. Er sprach aber nur lauter, um mich aufzuwecken und als er sah, daß ich kein Zeichen des Wachseins gab, versetzte er mir zwei bis drei heftige Faustschläge in die Seite, indem er über meinen tiefen Schlaf grollte. Dann wandte er sich um und schlief ein. Ich weinte diese Nacht lange über den Vorgang an sich, über die Faustschläge die er mir gegeben, über meine ganze in jeder Beziehung eben so unangenehme als langweilige Situation. Am folgenden Morgen schien er sich über das was er gethan, zu schämen; er sprach nicht davon und ich that als hätte ich Nichts gefühlt. Zwei Tage später kehrten wir in die Stadt zurück. In der letzten Fastenwoche begannen wir unsre religiösen Uebungen wieder. Es war nicht mehr die Rede davon, daß der Großfürst ein Bad nehmen sollte.

Etwas Anderes begegnete ihm in dieser Woche, was ihm einige Verlegenheit bereitete. Er hatte in seinem Zim=

mer, wo er sich den ganzen Tag über immer auf die eine oder die andere Art umhertrieb, sich eines Nachmittags damit beschäftigt, mit einer großen Kutscherpeitsche, die er sich hatte machen lassen, zu knallen. Er schlug damit rechts und links und trieb seine Kammerdiener von einer Ecke zur andern, indem sie seine Schläge zu vermeiden suchten. Ich weiß nicht wie es kam, daß er sich selbst einen heftigen Schlag auf den Backen gab. Die Schramme ging über die ganze linke Seite seines Gesichts und war bis auf's Blut sichtbar. Er war sehr bestürzt, weil er fürchtete, er werde Ostern nicht ausgehen können und die Kaiserin werde ihm, wegen seiner blutigen Wange, seine religiösen Uebungen wieder untersagen; wenn sie aber die Ursache höre, könnten ihm seine Uebungen mit der Peitsche ihm einen unangenehmen Verweis zuziehen. Er hatte in seiner bedrängten Lage Nichts eiliger zu thun, als mich um Rath zu fragen, was er in ähnlichen Fällen nie unterließ. Ich sah ihn also mit blutiger Wange herein kommen und rief, als ich seinen Unfall bemerkte, aus: „Mein Gott! was ist Ihnen begegnet?“ Er erzählte mir dann was vorgefallen war. Nachdem ich einen Augenblick überlegt, sagte ich: „Vielleicht wird es mir gelingen, Ihnen zu helfen. Zuerst gehen Sie in ihr Zimmer und richten Alles so ein, daß man Ihre Wange so wenig als möglich sieht. Wenn ich das Nöthige habe, werde ich zu Ihnen kommen und ich hoffe, Niemand wird es bemerken.“ Er entfernte sich und ich schickte nach einer Pomade, die mein Arzt Gyon mir vor einigen Jahren gegeben hatte, als ich mir bei einem Fall im Garten von Peterhof die Wange verletzte. Diese Pomade enthielt eine Mischung von Bleiweiß und nachdem ich die verletzte

Stelle damit bedeckt, ging ich nach wie vor aus, ohne daß irgend Jemand die Verletzung bemerkte. Man brachte mir diese Pomade, ich ging zum Großfürsten und legte sie so geschickt auf, daß er selbst im Spiegel Nichts davon sah. Am Donnerstag gingen wir mit der Kaiserin in der großen Hofkirche zum Abendmahl und kehrten nach der Communion auf unsere Plätze zurück. Der Großfürst saß mit seiner Wange gegen das Licht; Tschoglokoff näherte sich, um uns ich weiß nicht was zu sagen und indem er den Großfürsten anblickte, sagte er: „Wischen Sie Ihre Wange ab, sie haben Pomade darauf.“ Hierauf wendete ich mich wie scherzend zum Großfürsten: „Und ich, Ihre Frau, verbiete Ihnen, sie abzuwischen.“ Der Großfürst sagte dann zu Tschoglokoff: „Sie sehen, wie uns die Frauen behandeln; wir wagen selbst nicht uns abzuwischen, wenn sie es nicht wollen.“ Tschoglokoff lachte und sagte: „Das ist wirklich eine Frauenlaune.“ Hierbei blieb es denn und der Großfürst wußte mir in doppelter Beziehung Dank, für die Pomade, die ihm von Nutzen war, indem sie ihm Unannehmlichkeiten ersparte, und für meine Geistesgegenwart, die selbst in dem Geiste Tschoglokoff's nicht den geringsten Argwohn zurückließ.

Da ich die Osternacht durchwachen mußte, ging ich am Sonnabend vorher um fünf Uhr Nachmittags zu Bette, um bis zu der Stunde zu schlafen, wo ich mich anzukleiden hatte. Kaum befand ich mich im Bette, als der Großfürst eilig hereinstürzte und mich aufforderte, ohne Verzug aufzustehen, um Austern zu essen, die ganz frisch aus Holstein für ihn angekommen waren. Es war für ihn ein großes doppeltes Fest wenn Austern ankamen; er aß sie sehr gern

und sie kamen aus seinem Vaterlande Holstein, für welches er eine große Vorliebe hatte — das er aber freilich deßhalb nicht besser regierte, wo er im Gegentheil die scheußlichsten Dinge that und geschehen ließ, wie wir später sehen werden. Nicht aufzustehen, würde ihn sehr beleidigt und mich einem heftigen Zank ausgesetzt haben. Ich stand also auf und begab mich in sein Zimmer, obgleich ich von den Andachtsübungen der heiligen Woche erschöpft war. In seinem Zimmer angelangt, fand ich die Austern servirt. Ich aß ein Dutzend und erhielt die Erlaubniß, mich wieder zu Bette legen zu dürfen; er blieb zurück, um sein Austernmahl zu vollenden. Auch dadurch, daß ich nicht zu viel aß, erwies ich ihm einen Gefallen; denn um so mehr blieben für ihn übrig, da er im Austernessen unersättlich war. Um Mitternacht stand ich auf und kleidete mich an, um zur Frühmesse und zur Ostermesse zu gehn; doch wegen eines starken Kolikanfalls konnte ich den Gottesdienst nicht zu Ende hören. Ich erinnere mich nicht in meinem ganzen Leben ähnliche Schmerzen ausgestanden zu haben. Ich kehrte mit der Prinzessin Gagarin allein in mein Zimmer zurück; alle meine übrigen Leute waren in der Kirche. Sie half mir, mich entkleiden und zu Bette zu legen; sie schickte nach den Aerzten. Man gab mir Arzenei und ich brachte die beiden ersten Festtage im Bette zu.

Um diese Zeit etwa, (ein wenig früher), kamen Graf Bernis, als Gesandter des Wiener Hofes, Graf Lynar als dänischer Gesandter und General Arnheim als sächsischer Gesandter nach Rußland. Der letztere brachte seine Gemahlin, eine geborne Hoim, mit. Graf Bernis war ein Piemontese. Er mochte damals einige 50 Jahre zählen,

war geistvoll, liebenswürdig, heiter und unterrichtet, dabei von einer Art und Weise, daß die jungen Leute seinen Umgang dem ihrer Altersgenossen vorzogen. Er wurde überhaupt allgemein geachtet und geliebt und unzähligemale habe ich gesagt und es wiederholt, daß wenn dieser oder ein ihm ähnlicher Mensch dem Großfürsten attachirt worden wäre, die besten Resultate daraus hätten erfolgen müssen; was schon durch die Thatsache bewiesen wird, daß der Großfürst, gleich mir, eine besondere Zuneigung und Achtung für Graf Bernis empfand. Er erklärte selbst, in der Nähe eines solchen Menschen würde man sich schämen Dummheiten zu begehen — eine vortreffliche Bemerkung, die ich nie vergessen habe. Graf Bernis hatte den Maltheserritter Grafen Hamilton als Gesandtschaftscavalier bei sich. Als ich mich eines Tages bei dem Letzteren nach dem Befinden des Gesandten Graf Bernis erkundigte, da er unpäßlich war, fiel es mir ein dem Chevalier Hamilton zu sagen, daß ich eine sehr hohe Meinung von dem Grafen Bathyani hege, welchen die Kaiserin-Königin damals zum Erzieher ihrer beiden ältesten Söhne, der Erzherzoge Joseph und Karl, ernannt hatte, weil er in diesem Amte dem Grafen Bernis vorgezogen worden sei. Im Jahre 1780, als ich in Mohilew meine erste Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. hatte, erwähnte Se. Kaiserliche Majestät, daß er von dieser Bemerkung wisse. Ich erwiderte, er wisse es wahrscheinlich vom Grafen Hamilton, der nach seiner Rückkehr aus Rußland ihm beigegeben wurde. Er sagte, ich habe recht gerathen und Graf Bernis, den er nicht gekannt, habe den Ruf hinterlassen, daß er zu jenem Amte geeigneter sei als sein früherer Erzieher.

Graf Lynar, der Gesandte des Königs von Dänemark, war nach Rußland geschickt worden, um wegen des Austausches von Holstein, welches dem Großfürsten gehörte, gegen die Grafschaft Oldenburg, zu unterhandeln. Er war ein Mensch der, wie man sagte, mit großen Kenntnissen große Geschicklichkeit vereinigte. Sein Aeußeres war das eines vollkommenen Gecken. Er war groß und wohlgebaut, röthlich blond, mit einem frauenhaft weißen Teint. Man sagte, er sei so sehr um seine Schönheit besorgt, daß er nie anders schlafe, als nachdem er Gesicht und Hände mit Pomade bedeckt, Handschuhe angezogen und eine Nachtmaske aufgesetzt habe. Er rühmte sich, achtzehn Kinder zu haben und behauptete, daß er die Ammen seiner Kinder immer in den Stand gesetzt habe, es zu werden. Graf Lynar, weiß wie er war, trug noch dazu den weißen Orden von Dänemark und kleidete sich nur in äußerst helle Farben, wie z. B. himmelblau, gelb, lila, fleischfarben 2c. 2c., obgleich man damals nur sehr selten so helle Farben bei Männern sah. Der Großkanzler Graf Bestuscheff und seine Gemahlin betrachteten Graf Lynar bei sich wie ein Kind des Hauses und er wurde dort sehr gefeiert; aber dies rettete sein Ansehen nicht vor der Lächerlichkeit. Noch etwas Anderes sprach gegen ihn, daß man sich nämlich erinnerte, wie sein Bruder mehr als freundlich von der Prinzessin Anna empfangen worden war, deren Regentschaft Mißbilligung erfahren hatte. Gleich nach seiner Ankunft also hatte dieser Mensch Nichts eiliger zu thun, als seine Unterhandlung hinsichtlich des Austausches von Holstein gegen die Grafschaft Oldenburg auszukramen. Der Großkanzler, Graf Bestuscheff, ließ Pechlin, den Minister des Großfürsten für Hol-

stein, zu sich rufen, und sagte ihm, weshalb Lynar gekommen sei. Pechlin berichtete darüber an den Großfürsten. Dieser liebte sein Holstein'sches Land leidenschaftlich. Seit unserm Aufenthalt in Moskau hatte man es Ihrer Kaiserlichen Majestät als zahlungsunfähig geschildert. Er hatte die Kaiserin um Geld gebeten, sie hatte ihm etwas gegeben; dies Geld war nie nach Holstein gelangt, sondern die schlimmsten Schulden Sr. Kaiserlichen Hoheit in Rußland waren davon bezahlt worden. Pechlin schilderte die Holsteinschen Angelegenheiten in pecuniärer Beziehung als verzweifelt; er konnte dies leicht thun, weil der Großfürst ihm die Verwaltung überließ und sich selbst wenig oder gar nicht darum kümmerte, so daß Pechlin einmal, die Geduld verlierend, ihm mit langsamer Stimme sagte: „Monseigneur, es hängt von dem Herrscher ab, ob er sich mit den Angelegenheiten seines Landes abgeben will oder nicht; wenn er sich nicht damit abgibt, dann regiert das Land sich selbst, aber es regiert sich schlecht." Dieser Pechlin war ein sehr kleiner und ein sehr dicker Mensch, der eine ungeheure Perrücke trug, dem es aber weder an Kenntnissen noch an Geschicklichkeit fehlte. Sein breiter untersetzter Körper wurde von einem gebildeten, freidenkenden Geiste bewohnt; man warf ihm nur vor, daß er zu rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel sei. Der Großkanzler, Graf Bestuscheff, setzte ein großes Vertrauen in ihn, er war einer seiner intimsten Vertrauten. Pechlin stellte dem Großfürsten vor, zu hören sei noch nicht zu unterhandeln; Unterhandeln sei noch weit entfernt von Annehmen und es werde immer bei ihm stehen, die Unterhandlungen abzubrechen, wenn er es für passend halten würde. So brachte man ihn zuletzt dahin, daß er

Pechlin autorisirte, die dänischen Vorschläge anzuhören, womit die Unterhandlung eröffnet war. Im Grunde war sie dem Großfürsten peinlich, und er sprach dies gegen mich aus. Ich, die ich in der alten Bitterkeit des Hauses Holstein gegen Dänemark groß geworden war, der man gepredigt hatte, Graf Bestuscheff hege nur Pläne, welche dem Großfürsten und mir schädlich seien, ich konnte von dieser Unterhandlung nicht anders als mit großer Ungeduld und Unruhe reden hören. Ich arbeitete beim Großfürsten dagegen, so viel ich im Stande war. Uebrigens erwähnte Niemand, außer ihm, die Sache gegen mich mit einem Worte; und ihm empfahl man das größte Geheimniß an, besonders hatte man hinzugefügt, den Damen gegenüber. Ich glaube, diese Bemerkung bezog sich auf Niemand, als auf mich; aber hierin täuschte man sich, denn Se. Kaiserliche Hoheit hatte nichts Eiligeres zu thun, als mir davon zu erzählen. Je weiter die Unterhandlung vorrückte, um so mehr war man bemüht, sie dem Großfürsten in einem günstigen und gefälligen Lichte darzustellen. Ich sah ihn oft entzückt über das was er erhalten würde, dann wieder hatte er nagende Gewissensbisse über das was er aufgab. Sah man ihn schwankend, so setzte man die Berathungen aus und begann sie erst wieder, nachdem man eine neue Lockspeise gefunden, welche ihm die Sache vortheilhaft erscheinen ließ.

Zu Anfang des Frühlings siedelten wir in den Sommergarten, in das kleine von Peter I. gebaute Haus über, dessen Zimmer mit dem Garten auf einem Niveau liegen. Der Steindamm und die Fontankabrücke waren zu jener Zeit noch nicht da. In diesem Hause erlebte ich eins der

verdrießlichsten Dinge, die mir während der ganzen Regierung der Kaiserin Elisabeth begegnet sind. Eines Morgens entdeckte man mir, die Kaiserin habe meinen alten Kammerdiener Thimotheus Jevreinoff verabschiedet. Zum Vorwande dieser Entlassung hatte man einen Streit genommen, den er in einem Garderobenzimmer mit einem Menschen gehabt, der uns den Kaffee präsentirte; der Großfürst hatte sie dabei angetroffen und einen Theil des Zankes mit angehört. Der Gegner Jevreinoffs hatte sich bei Tschoglokoff beschwert und behauptet, jener habe ihm, ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Großfürsten, die größten Beleidigungen gesagt. Tschoglokoff berichtete sofort an die Kaiserin, welche befahl, beide vom Hofe zu entfernen. Jevreinoff wurde nach Kasan verwiesen, wo man ihn später zum Polizeimeister machte. Der Kern der Sache war, daß Jevreinoff sowohl als der Andre, besonders aber der Erstere, uns sehr ergeben waren — man suchte daher nur nach einem Vorwande, ihn mir zu nehmen. Er hatte Alles was ich besaß unter Händen. Die Kaiserin befahl, daß ein Mensch, der sein Gehülfe gewesen, seinen Platz einnehme. Zu diesen setzte ich seitdem kein Vertrauen mehr.

Nach einem kurzen Aufenthalt in dem Hause Peters I. kehrten wir in den aus Holz gebauten Sommerpalast zurück, wo man neue Gemächer für uns eingerichtet hatte, deren eine Seite auf die Fontanka, damals ein schlammiger Morast, die andre auf einen elenden engen Hof hinausging. Am Pfingsttag ließ mir die Kaiserin sagen, ich möge die Gemahlin des Sächsischen Gesandten, Frau von Arnheim, zu mir einladen. Sie war eine große Dame, sehr wohl gebaut, etwa 25—26 Jahre alt, etwas mager und nichts

weniger als hübsch von Gesicht, das ganz von tiefen Pockennarben bedeckt war; aber da sie verstand sich anzuziehn, erschien sie in der Ferne mit einer Art Eklat und von reiner Gesichtsfarbe. Frau von Arnheim kam um 5 Uhr Nachmittags zu mir, von Kopf bis zu Füßen als Mann gekleidet, in einem Rock von rothem Tuch mit goldnen Tressen und einer Weste von schwerem grünen Stoff, ebenso mit Goldtressen besetzt. Sie wußte nicht wo mit ihrem Hut und ihren Händen zu bleiben und kam uns ziemlich linkisch vor. Da ich wußte, daß die Kaiserin es nicht gern sah, wenn ich als Mann ritt, hatte ich mir einen englischen Frauensattel machen lassen und ein englisches Reitkleid angezogen von sehr reichem Stoff, in Blau und Silber, mit Krystallknöpfen, welche aufs Täuschendste Diamanten glichen; mein schwarzer Reithut war von einem Diamantband umschlungen. Ich ging hinunter um mein Pferd zu besteigen. In diesem Augenblick kam Ihre Majestät in unser Zimmer, um uns fortreiten zu sehen. Da ich damals sehr behend und an diese Art Uebung gewöhnt war, sprang ich auf mein Pferd, sowie ich ihm nahe kam; mein Kleid, welches offen war, ließ ich zu beiden Seiten des Pferdes niederfallen. Als die Kaiserin mich mit ebensoviel Gewandtheit als Behendigkeit auf's Pferd steigen sah, brach sie in einen Ruf des Erstaunens aus und sagte, es sei unmöglich, besser zu Pferde zu sitzen. Sie fragte, was für einen Sattel ich habe und als sie hörte, es sei ein Frauensattel, erklärte sie: „Man sollte schwören, daß sie auf einem Männersattel sitzt." Als die Reihe an Frau von Arnheim kam, glänzte ihre Gewandtheit nicht in den Augen Ihrer Kaiserlichen Majestät. Diese Dame hatte ihr Pferd aus ihrem Hause herbeibringen

lassen. Es war eine elende schwarze Mähre, groß und plump, so daß die Hofleute behaupteten, sie sei eins der Deichselpferde ihrer Karosse. Sie bedurfte einer Leiter um sie zu besteigen; alles dies geschah auf sehr umständliche Weise und zuletzt mit Hülfe mehrerer Personen. Auf ihrer Mähre sitzend, begann diese einen Trab, der die Dame, welche weder fest im Sattel noch in den Steigbügeln war und sich mit der Hand am Sattel hielt, heftig schüttelte. Als ich sie im Sattel sah, ritt ich voraus und wer konnte, folgte mir nach. Ich erreichte den Großfürsten, der mir vorangeritten war und Frau von Arnheim auf ihrer Mähre blieb zurück. Man erzählte mir, die Kaiserin habe laut gelacht und sei von der Reitkunst Frau von Arnheims wenig erbaut gewesen. Ich glaube daß Madame Tschoglokoff die Dame, welche sowohl ihren Hut als ihre Steigbügel verlor, in einiger Entfernung vom Hofe in ihren Wagen aufnahm. So gelangte sie wenigstens nach Catharinenhof; aber das Abenteuer war damit nicht zu Ende. Es hatte an diesem Tage bis drei Uhr Nachmittags geregnet und der Treppenperron des Hauses in Catharinenhof war mit Wasserpfühlen bedeckt. Nachdem ich vom Pferde gestiegen war und eine Weile im Saale des Hauses, wo viele Leute versammelt waren, zugebracht hatte, fiel es mir ein, über den offnen Perron in das Zimmer zu gehn wo meine Damen sich aufhielten. Frau von Arnheim wollte mir folgen und da ich schnell ging, konnte sie dies nur indem sie lief, wobei sie in die Wasserpfühle trat, ausglitt und der Länge nach hinfiel — ein Vorfall bei dem die Masse der Zuschauer auf dem Perron in ein lautes Gelächter ausbrach. Sie erhob sich etwas verwirrt und schob die Schuld ihres Falles auf

die neuen Stiefel, die sie an diesem Tage angezogen. Wir kehrten zu Wagen von unsrer Promenade zurück und unterwegs unterhielt sie uns von der Vortrefflichkeit ihrer Mähre, indeß wir uns die Lippen bissen, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Kurz mehrere Tage hindurch gab sie dem Hofe und der Stadt Stoff zum Lachen. Meine Frauen behaupteten, sie sei gefallen, weil sie mich habe nachahmen wollen, ohne meine Behendigkeit zu besitzen. Madame Tschoglokoff, die nicht zum Lachen geneigt war, lachte noch lange Zeit nachher bis zu Thränen, wenn man sie daran erinnerte.

Vom Sommerpalast gingen wir nach Peterhof, wo wir dieses Jahr in Monplaisir wohnten. Wir brachten regelmäßig einen Theil des Nachmittags bei Madame Tschoglokoff zu und unterhielten uns recht gut, da viele Leute sich dort einfanden. Von dort begaben wir uns nach Oranienbaum, wo wir jeden Tag den Gott werden ließ, auf der Jagd und bisweilen dreizehn Stunden an einem Tage zu Pferde waren. Der Sommer war jedoch ziemlich regnerisch. Ich erinnre mich, daß, als ich einmal ganz durchnäßt nach Hause zurückkehrte, ich vom Pferde absteigend meinem Schneider begegnete, der bemerkte: „Wenn ich Sie sehe wie Sie sind, wundre ich mich nicht mehr, daß ich Ihnen kaum genug Reitkleider machen kann und daß man fortwährend neue verlangt.“ Ich trug nur Reitkleider von Seidencamelotte; der Regen machte sie aufspringen, die Sonne verdarb ihre Farben, folglich bedurfte ich ohne Aufhören neue. Es war während dieser Zeit, daß ich Sättel für mich erfand, auf denen ich sitzen konnte wie ich wollte. Sie waren mit dem englischen Haken versehen und man konnte das Bein überschlagen, um als Mann zu sitzen.

Außerdem theilte sich der Haken und ein zweiter Steigbügel senkte oder hob sich nach Belieben, wie ich es eben für passend hielt. Fragte man die Stallmeister auf welche Art ich ritte, so sagten sie, dem Willen der Kaiserin gemäß: „Auf einem Frauensattel.“ Ich schlug mein Bein niemals über, wenn ich nicht sicher war, nicht verrathen zu werden und da ich mich meiner Erfindung nicht rühmte und man mir gerne Vergnügungen gestattete, hatte ich keine Unannehmlichkeit davon. Den Großfürsten kümmerte es sehr wenig wie ich ritt. Die Stallmeister ihrerseits fanden es weniger gefährlich für mich rittlings zu sitzen, besonders da ich fortwährend auf die Jagd ging, als auf englischen Sätteln, die sie haßten, weil sie immer einen Unfall damit fürchteten, dessen Schuld nachher ihnen beigemessen werden würde. Im Grunde hatte ich nicht das geringste Interesse für die Jagd; aber ich ritt leidenschaftlich gern; je wilder die Bewegung, desto angenehmer war sie für mich, so daß, wenn mein Pferd fortlief, ich ihm nacheilte und es zurückbrachte. Ich hatte während dieser Zeit auch immer ein Buch in der Tasche und so oft ich einen freien Augenblick fand, benutzte ich ihn, um zu lesen.

Ich bemerkte während der Jagden, daß Tschoglokoff weit freundlicher wurde, besonders gegen mich. Dies ließ mich fürchten, daß er die Absicht habe, mir den Hof zu machen, was mir in keiner Beziehung gefiel. Zunächst war sein Aeußeres nichts weniger als einnehmend: er war blond und geckenhaft, sehr stark und ebenso schwerfällig an Geist als an Körper; Alle haßten ihn wie eine Kröte und er war in der That nichts weniger als liebenswürdig. Die Eifersucht, Schlechtigkeit und Böswilligkeit seiner Frau waren

auch Dinge vor denen man sich hüten mußte, besonders ich, die keine andre Stütze hatte als mich selbst und mein Verdienst, — wenn ich je ein solches besaß. Ich vermied und vereitelte daher alle Nachstellungen Tschoglokoffs auf eine, wie mir scheint, sehr geschickte Weise, ohne daß er sich doch je wegen Mangel an Höflichkeit hätte beschweren können. Seine Frau verstand dies vollkommen und wußte es mir Dank; denn sie schloß nachher große Freundschaft mit mir, zum Theil, wie meine weitere Erzählung zeigen wird, aus den angegebenen Ursachen.

An unserm Hofe waren zwei Kammerherren Soltikoff, Söhne des Generaladjutanten Wasili Theodorowitsch Soltikoff, dessen Gemahlin Maria Alexiewna, geborne Galitzin und Mutter dieser jungen Herren, bei der Kaiserin in hohem Ansehn stand, wegen der ausgezeichneten Dienste, welche sie ihr bei ihrer Thronbesteigung geleistet und der seltenen Treue und Ergebenheit welche sie ihr bewiesen hatte. Der jüngere ihrer Söhne war seit kurzem mit einer Ehrendame der Kaiserin, Matrena Paulowna Balk, verheirathet. Sein älterer Bruder hieß Peter. Derselbe war ein Einfaltspinsel im vollsten Sinne des Worts und hatte die stumpfsinnigste Physiognomie die ich je gesehen: große Glotzaugen, eine Stumpfnase und einen immer halb geöffneten Mund; dazu war er die größte Klatschschwester und in dieser Eigenschaft den Tschoglokoffs willkommen, denen Madame Wladislawa, auf Grund ihrer alten Bekanntschaft mit der Mutter dieses Blödsinnigen, die Idee angab, ihn mit der Prinzessin von Kurland zu vermählen. Gewiß ist, daß er anfing, ihr den Hof zu machen, ihr seine Hand anbot, ihr Wort erhielt und daß seine Eltern die Bewilligung der Kaiserin nach-

suchten. Der Großfürst erfuhr dies erst bei unsrer Rückkehr in die Stadt, als bereits Alles arrangirt war. Er war sehr ärgerlich und schmollte mit der Prinzessin von Kurland. Ich weiß nicht was sie ihm sagte; doch obgleich er ihre Heirath mißbilligte, gelang es ihr sich in seiner Zuneigung zu erhalten und lange Zeit einen gewissen Einfluß auf ihn auszuüben. Was mich angeht, so war ich sehr erfreut über diese Heirath und ließ für den Neuverlobten einen prächtigen Anzug sticken. Diese Art Heirathen fanden damals bei Hofe, nach der Zustimmung der Kaiserin, nie Statt, ehe einige Jahre des Wartens verstrichen waren, weil Ihre Majestät selbst den Tag festsetzte, ihn oft lange Zeit vergaß und wenn man sie daran erinnerte, von einem Termine zum andern aufschob. So war es auch in dem erwähnten Falle. Im Herbste also kehrten wir in die Stadt zurück und ich hatte die Genugthuung, die Prinzessin von Kurland und Soltikoff Ihrer Kaiserlichen Majestät für die Erlaubniß zu ihrer Verbindung danken zu sehen. Uebrigens war die Familie Soltikoff eine der ältesten und edelsten des Reiches. Sie war selbst durch die Mutter der Kaiserin Anna, einer Soltikoff (aber aus einer andern Linie) mit dem Kaiserlichen Hause verwandt, während Biron, durch die Gunst der Kaiserin Anna zum Herzog erhoben, nichts als der Sohn eines armen kurländischen Pächters gewesen war. Dieser Pächter hieß Biren; aber die Gunst, deren sein Sohn in Rußland genoß, bewirkte, daß die Familie der französischen Birons ihn in ihren Schooß aufnahm, wozu Cardinal Fleury sie überredete, der, weil er den russischen Hof zu gewinnen wünschte, die Pläne und die Eitelkeit Birons, Herzogs von Kurland, begünstigte.

Nach unsrer Rückkehr in die Stadt sagte man uns, daß, außer den schon bestimmten zwei Tagen der Woche, an denen französisches Theater stattfand, zwei andre Tage der Woche für Maskenbälle festgesetzt seien. Der Großfürst fügte einen hinzu für Concerte in seinen Zimmern und am Sonntag war gewöhnlich Aufwartung bei Hofe. Einer der Maskenballtage war für den Hof allein und für die, welche die Kaiserin besonders dazu einlud; der andre für alle Standespersonen bis zum Oberstenrange und für alle die, welche als Officiere in der Garde dienten; zuweilen ließ man auch den ganzen Adel und die angesehensten Kaufleute zu. Die Hofbälle überschritten nicht die Zahl von 160—200 Personen; die welche man öffentliche nannte, von 800 Personen.

Es hatte der Kaiserin im Jahre 1744 in Moskau gefallen, bei den Hof-Maskenbällen alle Männer in Frauenkleidern und alle Frauen in Männerkleidern, ohne Gesichtmaske, erscheinen zu lassen. Dies war ganz und gar ein metamorphosirter Tag bei Hofe. Die Männer waren in große Unterröcke von Fischbein und Frauengewänder gekleidet, und wie die Damen bei Hoffesten coiffirt; die Frauen erschienen wie die Männer an solchen Tagen zu erscheinen pflegten. Den Männern waren diese Tage der Metamorphose nicht eben angenehm; die meisten waren vielmehr in der schlechtesten Stimmung, weil sie fühlten, daß ihr Anzug sie häßlich mache. Die Frauen sahen aus wie magere kleine Jungen und die älteren unter ihnen wurden durch ihre dicken und kurzen Beine nicht grade verschönert. Nur die Kaiserin selbst erschien wirklich schön und vollkommen als Mann. Da sie groß und etwas stark

war, stand ihr die männliche Kleidung vortrefflich. Sie hatte das schönste Bein, das ich je an einem Menschen gesehen und einen vollkommen proportionirten Fuß. Sie tanzte mit vollendeter Kunst und hatte in Allem was sie that, eine eigenthümliche Grazie, gleichviel ob sie als Mann oder als Frau gekleidet war. Man hätte immer die Augen auf sie heften mögen und man wandte sie um so ungerner ab, als man keinen Gegenstand fand der sie ersetzte. Eines Tages sah ich sie auf einem von diesen Bällen Mennet tanzen. Als sie fertig war, kam sie zu mir. Ich war so frei ihr zu sagen: es sei ein sehr glücklicher Umstand für die Frauen, daß sie kein Mann sei, und schon ein so von ihr gemaltes Portrait würde mehr als einer den Kopf verdrehen. Sie nahm meine Bemerkung sehr wohl auf und erwiderte auf die anmuthigste Weise in demselben Ton: wäre sie ein Mann, so würde sie Niemand als mir den Apfel darreichen. Ich verbeugte mich, um ihr auf eine so unerwartete Artigkeit die Hand zu küssen. Sie küßte mich und die ganze Gesellschaft suchte ausfindig zu machen, was zwischen uns vorgefallen war. Ich machte gegen Tschoglokoff kein Geheimniß daraus, dieser sagte es zwei bis drei Personen in's Ohr und von Mund zu Mund erfuhren es nach etwa einer Viertelstunde alle Anwesenden.

Während des letzten Aufenthaltes des Hofs in Moskau hatte Fürst Jussupoff, Senator und Chef des Cadettencorps, das Oberkommando der Stadt Petersburg gehabt, wo er während der Abwesenheit des Hofes zurückgeblieben war. Zu seiner Unterhaltung und der der Hauptpersonen seiner Umgebung hatte er von den Cadetten abwechselnd die besten russischen Dramen (welche damals Sumarokoff ver-

faßte) und die französischen von Voltaire (diese letzteren aber verstümmelt) aufführen lassen. Bei ihrer Rückkehr von Moskau befahl die Kaiserin: die Sumarokoff'schen Stücke sollten von jener Truppe junger Leute bei Hofe aufgeführt werden. Die Kaiserin fand an diesen Vorstellungen großes Gefallen und man glaubte bald zu bemerken, daß sie dieselben mit mehr Interesse verfolge als man erwartet hatte. Das Theater, welches in einem Saale des Palastes aufgeschlagen war, wurde in das Innere ihrer Gemächer verlegt; sie fand Gefallen daran, die Schauspieler zu costümiren, ließ ihnen prächtige Kleider machen und bedeckte sie ganz mit ihren Kaiserlichen Juwelen. Man bemerkte vor Allem, daß der erste Liebhaber, ein schöner junger Mensch von 18—19 Jahren, wie sich von selbst verstand, am meisten geschmückt wurde; auch sah man an ihm außerhalb des Theaters Diamantschnallen, Ringe, Uhren, Spitzen und sehr feine Wäsche. Endlich trat er aus dem Cadettencorps und der frühere Günstling der Kaiserin, Oberjägermeister Graf Razumowsky, nahm ihn sofort zu seinem Adjutanten, was ihm Capitainsrang verlieh. Nun ergingen sich die Hofleute in Schlüssen nach ihrer Weise, indem sie sich einbildeten, da Graf Razumowsky den Cadetten Békétoff zu seinem Adjutanten genommen, so könne dies keinen andern Grund haben als den, dem Einfluß des Kammercavaliers Schuwaloff die Wage zu halten, von dem man wußte, daß er mit der Familie Razumowsky nicht auf dem besten Fuß stehe; und hieraus endlich zu der Vermuthung, daß dieser junge Mensch anfange einer großen Gunst bei der Kaiserin zu genießen. Man erfuhr außerdem, daß Graf Razumowsky seinem neuen Adjutanten einen seiner Ordonnanzofficiere,

Ivan Persiliowitsch Yelagine, attachirt habe, dieser war mit einer frühern Kammerfrau der Kaiserin verheirathet. Niemand als sie hatte Sorge getragen, den jungen Menschen mit der obenerwähnten Wäsche und den Spitzen zu versehen und da sie nichts weniger als reich war, so begriff man leicht, daß das Geld für diesen Aufwand nicht aus ihrer Börse fließe. Keiner wurde durch die wachsende Gunst dieses jungen Menschen mehr in Unruhe versetzt als meine Ehrendame, die Prinzessin Gagarin. Sie war nicht mehr jung und sah sich nach einer ihrer Neigung entsprechenden Parthie um. Sie hatte Vermögen, war allerdings nicht hübsch, aber hatte viel Geist und praktische Gewandtheit. Es begegnete ihr jetzt zum zweitenmale, daß sie ihre Absichten auf dieselbe Person gerichtet hatte, welche nachher die Gunst der Kaiserin gewann. Der Erste war Schuwaloff, der Zweite aber dieser Békétoff, von dem ich gesprochen. Eine Menge junger und hübscher Frauen waren mit der Prinzessin Gagarin befreundet; außerdem hatte sie eine sehr zahlreiche Verwandtschaft. Die Personen der letzteren klagten Schuwaloff an, er sei die geheime Veranlassung, daß Ihre Majestät die Prinzessin Gagarin ohne Unterlaß wegen ihrer Toilette tadeln ließ und ihr, sowie vielen andern jungen Damen, verbot, bald diesen bald jenen Flitter zu tragen. Hierdurch erbittert sagten die Fürstin Gagarin und die hübschesten Damen am Hofe Schuwaloff alles Schlechte nach und fingen an, ihn zu verabscheuen, obgleich sie ihm früher sehr gewogen gewesen waren. Er seinerseits glaubte sie zu besänftigen indem er ihnen den Hof machte und ihnen durch seine Vertrauten Schmeicheleien sagen ließ, was sie als eine neue Beleidigung aufnahmen. Er wurde überall abgewiesen

und schlecht empfangen; alle diese Damen betrachteten ihn als eine Pest, die man fliehen müsse.

Der Großfürst schenkte mir damals einen kleinen englischen Pudel, nach dessen Besitz ich verlangte. Nun war in meinem Zimmer ein Ofenheizer, Namens Iwan Uschakoff, und den Andern kam es in den Sinn meinen Pudel nach diesem Menschen Iwan Iwanowitsch zu nennen. Der Pudel war an sich ein amüsantes Thier: er ging auf seinen Hinterpfoten wie ein Mensch umher, trieb fast fortwährend die größten Narrheiten, so daß ich und meine Frauen ihn täglich anders frisirten und anzogen und je sonderbarer wir ihn herausputzten, desto närrischer benahm er sich. Er setzte sich mit uns zu Tisch, man band ihm eine Serviette vor und er aß mit großem Anstand aus seiner Schüssel. Dann wendete er sich um und forderte mit Gekläff von dem hinter ihm Stehenden zu trinken. Bisweilen sprang er auf den Tisch um zu nehmen was ihm gefiel, z. B. eine kleine Pastete, ein Biscuit oder etwas dem Aehnliches, worüber die ganze Gesellschaft lachte. Da er klein war, Niemandem im Wege stand, die Freiheit deren er genoß nicht mißbrauchte und sich exemplarisch reinlich hielt, ließ man ihn gewähren. Dieser Pudel amüsirte uns den ganzen Winter hindurch. Als ich ihn den Sommer darauf nach Oranienbaum mitnahm und der Kammerherr Soltikoff der jüngere mit seiner Gemahlin uns folgte, thaten diese und alle Damen unsres Hofes Nichts als Kopfputze und Anzüge für meinen Pudel zu nähen, um den sie sich in der That rissen. Zuletzt faßte Madame Soltikoff eine solche Zuneigung zu ihm, daß er sich vorzugsweise an sie anschloß und als sie fortging, weder der Pudel sie noch sie den Pudel verlassen wollte. Sie bat

mich so lange ihn bei ihr zu lassen, bis ich ihn ihr gab. Sie nahm ihn unter den Arm und begab sich in Begleitung des Pudels gradeswegs nach dem Landhause ihrer Schwiegermutter, welche damals krank war. Da diese sie mit dem Hunde ankommen und tausend Possen mit ihm treiben sah, wollte sie den Namen des Hundes wissen, und konnte, als sie hörte er heiße Iwan Iwanowitsch, nicht umhin, im Beisein mehrerer Personen vom Hofe, die sie von Peterhof aus besuchten, ihr Erstaunen darüber auszudrücken. Jene kehrten an den Hof zurück und in drei bis vier Tagen waren Hof und Stadt von der Neuigkeit voll, daß die jungen Damen, die Feindinnen Schuwaloffs, jede einen weißen Pudel hätten, der aus Spott gegen den Günstling der Kaiserin Iwan Iwanowitsch heiße und daß sie diesen Pudeln die hellen Farben zu tragen gäben, mit welchem jener sich zu schmücken liebe. Die Sache ging so weit, daß die Kaiserin den Eltern der jungen Damen sagen ließ: sie finde es impertinent, sich so etwas zu erlauben. Der weiße Pudel erhielt sofort einen andern Namen, aber er wurde gefeiert wie vorher und blieb im Soltikoff'schen Hause, von seinen Herren geliebt bis an seinen Tod, trotz des gegen ihn gerichteten kaiserlichen Unwillens. Das Ganze war eine Verläumdung; nur dieser eine Hund hatte den Namen erhalten und man hatte nicht an Schuwaloff gedacht als man ihn so nannte. Was Madame Tschoglokoff betrifft, die die Schuwaloffs nicht liebte, so hatte sie sich den Anschein gegeben, als gehe sie der Name des Hundes nichts an; obgleich sie ihn fortwährend hörte und ihm selbst manche kleine Pastete gegeben hatte, indem sie über seine Späße lachte.

In den letzten Monaten dieses Winters, während der

zahlreichen Maskeraden und Hofbälle, kamen meine frühern Kammercavaliere Alexander Villebois und Zacharias Czernitscheff, die als Obersten in die Armee versetzt waren, wieder zum Vorschein. Da sie mir sehr ergeben waren, war ich sehr froh sie wiederzusehen und empfing sie in entsprechender Weise. Sie ihrerseits vernachlässigten Nichts und keine Gelegenheit mir Beweise ihrer aufrichtigen Anhänglichkeit zu geben. Bei den öffentlichen Bällen wechselte ich meinen Anzug gewöhnlich dreimal; meine Kleidung war sehr gewählt und wenn mein Maskenanzug allgemein Beifall fand, so erschien ich grade deßhalb nie wieder darin, weil ich die Regel befolgte, daß ein Anzug, wenn er einmal großen Effect gemacht, zum zweitenmal nur einen geringeren hervorbringen könne. Bei den Hofbällen, wo das Publikum nicht zugegen war, kleidete ich mich so einfach als möglich, was die Kaiserin, welche es nicht gern sah, wenn man in reichem Kostüm erschien, sehr gut aufnahm. So oft jedoch die Damen Befehl hatten, in Männerkleidern zu kommen, kam ich in prächtigem, ganz mit Gold gestickten Anzug, oder in Kleidern vom feinsten Geschmack, und dies ging ohne Kritik durch, ja es gefiel der Kaiserin, ich kann nicht sagen aus welchem Grunde. Gewiß ist, daß die Coquetterie am Hofe damals einen hohen Grad erreicht hatte und die Frage war, wer es verstehe, die Feinheiten des Anzugs in größter Vollendung zu entfalten. Ich erinnere mich, daß bei einer dieser öffentlichen Maskeraden, als alle Andern sich die kostbarsten neuen Kleider machen ließen, so daß ich daran verzweifelte, die übrigen Damen zu übertreffen, es mir in den Sinn kam, ein Mieder von starkem weißen Tuch (ich hatte damals eine sehr schlanke Taille)

und einen Rock von demselben Stoff mit einem kurzen Reifrock anzuziehn. Meine Haare, die sehr lang, sehr voll und sehr schön waren, ließ ich nach hinten zurückkämmen und sie mit einer weißen Schleife en queue de renard zusammenflechten; in meine Haare steckte ich eine Rose mit Knospen und Blättern, die die Natur auf's täuschendste nachahmte, eine andre befestigte ich an meinem Mieder. Eine Krause vom weißesten Tülle band ich um den Hals, nahm Manschetten und eine Schürze von demselben Tülle und begab mich auf den Ball. So wie ich eintrat, bemerkte ich leicht, daß alle Augen sich auf mich richteten. Ohne anzuhalten, ging ich durch die Gallerie in die dahinterliegenden Gemächer. Ich begegnete der Kaiserin, welche sagte: „Nein, welche Einfachheit! nicht ein einziges Schönpflästerchen!" Ich lachte und erwiderte, es sei nur um leichter gekleidet zu sein. Sie zog ihre Büchse mit Schönpflästerchen aus der Tasche, nahm eins von mittlerer Größe und legte es mir in's Gesicht. Indem ich sie verließ, ging ich rasch in die Galerie, wo ich meinen Vertrauten das Schönpflästerchen zeigte. Dasselbe that ich bei den Günstlingen der Kaiserin und da ich sehr vergnügt war, tanzte ich mehr als gewöhnlich. Ich erinnere mich nie in meinem Leben von allen Seiten mehr Lobeserhebungen gehört zu haben als an diesem Tage. Man sagte ich sei schön wie der Tag und von eigenthümlichem Eclat. Um die Wahrheit zu sagen, so habe ich mich nie für schön gehalten, aber ich gefiel und ich glaube darin lag meine Stärke. Ich kehrte nach Hause zurück, sehr befriedigt über meine Erfindung der Einfachheit, indeß alle andern Anzüge von seltnem Reichthum waren.

Unter solchen Vergnügungen ging das Jahr 1750 zu

Ende. Frau von Arnheim tanzte besser als sie ritt. Ich erinnre mich eines Tages, wo es sich zwischen ihr und mir darum handelte, zu wissen, welche von uns beiden zuerst müde werden würde; es fand sich, daß sie dies war und daß sie, auf einem Sessel sitzend, bekannte, sie könne nicht mehr, während ich den Tanz fortsetzte.

Zweite Abtheilung.

Von 1751 bis zu Ende des Jahres 1758.

Zu Anfang des Jahres 1751 kam der Großfürst, der ganz wie ich, zu dem Gesandten des Wiener Hofes, Grafen Bernis, eine große Zuneigung gefaßt hatte, auf den Gedanken, mit ihm über die Holstein'schen Angelegenheiten zu reden, über die Schulden, mit welchen das Land belastet, und über die Unterhandlung mit Dänemark, welche unter seiner Erlaubniß begonnen war. Er forderte mich eines Tages auf, auch mit Graf Bernis darüber zu sprechen, worauf ich erwiderte, wenn er es befehle, werde ich es nicht unterlassen. In der That näherte ich mich auf dem ersten Maskenball dem Grafen Bernis, als er an der Balustrade stand, in deren Innern man tanzte und sagte ihm, der Großfürst habe mir befohlen, mit ihm über die Angelegenheiten Holsteins zu reden. Graf Bernis hörte mich mit großem Interesse und vieler Aufmerksamkeit an. Ich sagte ihm also offen heraus: da ich jung sei und Keinen habe, der mir rathe, da ich mich außerdem vielleicht schlecht auf Politik verstehe und keine Erfahrung zu meinen Gunsten anführen könne, so gehörten meine Ideen ganz mir. Sie möchten der Kenntniß vieler Thatsachen entbehren, doch zu-

nächst scheine es mir, daß die Lage Holsteins nicht so verzweifelt sei als man sie darzustellen suche, sodann, was den Austausch selbst betreffe, sähe ich sehr wohl ein, daß derselbe von größerm Nutzen für Rußland sein könne, als für die Person des Großfürsten; als Erbe des Thrones aber müsse ihm das Interesse des Reiches theuer sein und wenn es für dieses Interesse nothwendig sei Holstein abzutreten, um den fortwährenden Streitigkeiten mit Dänemark ein Ende zu machen, so würde es sich, in Beziehung auf Holstein, nur um den günstigsten Moment handeln, wann der Großfürst seine Zustimmung gebe. Mir scheine, daß der gegenwärtige dies nicht sei, weder für das Interesse noch für den persönlichen Ruhm des Großfürsten. Es könne jedoch eine Zeit kommen, wo die Umstände diesen Akt weit bedeutsamer und ruhmvoller für ihn und vielleicht vortheilhafter für Rußland machen würden. Augenblicklich habe das Ganze ein Ansehen von offenbarer Intrigue, deren Gelingen auf den Großfürsten einen Schein von Schwäche werfen müsse, von dem er sich vielleicht nie in der öffentlichen Meinung wieder herstellen könne. Es seien, so zu sagen, erst wenige Tage seit er die Regierung des Landes in Händen habe; er liebe dies Land leidenschaftlich und trotzdem sei man dahin gelangt, ihn, ohne daß er selbst eigentlich wisse warum, zu dem Austausch mit Oldenburg zu überreden, welches ihm ganz unbekannt und weiter von Rußland entfernt sei; während außerdem der Hafen von Kiel in den Händen des Großfürsten für die russische Schifffahrt wichtig werden könne. Graf Bernis ging auf alle meine Gründe ein und sagte zuletzt: „Als Gesandter habe ich keine Instruktionen über diesen Gegenstand, aber als Graf Bernis, glaube ich,

daß Sie Recht haben.“ Der Großfürst sagte mir nachher, der Gesandte habe ihm bemerkt: „Alles was ich Ihnen über diese Sache sagen kann, ist, daß ich glaube, daß Ihre Gemahlin Recht hat und daß Sie gut thun würden ihren Rath anzunehmen.“ In Folge davon wurde der Großfürst sehr gegen die Unterhandlungen abgekühlt. Man bemerkte dies und fing seitdem an, seltener mit ihm davon zu sprechen.

Nach dem Osterfeste bezogen wir, wie gewöhnlich, den Palast von Peterhof, wo indeß unser Aufenthalt von Jahr zu Jahr kürzer wurde. Dieses Jahr ereignete sich dort ein Vorfall, welcher den Hofleuten viel zu schwatzen gab. Er entsprang aus den Intriguen der Herren Schuwaloff. Oberst Békétoff, von dem ich bereits oben gesprochen, kam aus Langerweile und da er zur Zeit seiner Begünstigung nicht wußte was er thun solle, (obgleich er damals in so hoher Gunst stand, daß man jeden Tag erwartete, einen von beiden aus ihrer Stellung weichen zu sehen, nämlich Békétoff vor Iwan Schuwaloff oder diesen vor jenem). Oberst Békétoff kam auf den Einfall, die kleinen Sänger der Kaiserin bei sich singen zu lassen. Er faßte zu mehreren von ihnen, wegen der Schönheit ihrer Stimmen, eine große Zuneigung und da er selbst und sein Freund Yélagin Verse machten, so dichteten sie Lieder, welche die Kinder sangen. Dieser Sache gab man eine gehässige Auslegung; man wußte, daß die Kaiserin Nichts mehr verabscheute, als Laster dieser Art. Békétoff ging in der Unschuld seines Herzens mit den Kindern im Garten spazieren; man rechnete ihm dies als Verbrechen an. Die Kaiserin begab sich auf einige Tage nach Zarskoe=Selo und kam dann nach

Peterhof zurück, indeß Békétoff, angeblich wegen Krankheit, dort bleiben mußte. Er blieb wirklich mit Yélagin dort, wurde an einem hitzigen Fieber krank, an dem er zu sterben fürchtete und träumte in seinen Phantasien nur von der Kaiserin, mit der er aufs Ernsthafteste beschäftigt war. Er erholte sich. Allein er blieb in Ungnade und entfernte sich vom Hofe. Er wurde hierauf in die Armee versetzt, wo er keinen Erfolg hatte, denn er war für das Kriegshandwerk ein zu verweichlichter Mensch.

Um diese Zeit gingen wir nach Oranienbaum, wo alle Tage Jagden stattfanden. Zu Anfang des Herbstes, im September, kehrten wir in die Stadt zurück. Die Kaiserin stellte Leon Narischkin als Kammercavalier an unserm Hofe an. Er war so eben mit seiner Mutter, seinem Bruder und dessen Frau und seinen drei Schwestern aus Moskau eingetroffen. Es war einer der sonderbarsten Menschen die ich gekannt und nie habe ich mehr über Jemanden gelacht, als über ihn. Er war ein geborner Harlequin und wäre er nicht durch seine Geburt gewesen, was er war, so hätte er sich durch seine wirklich komischen Talente ernähren und reich werden können. Es fehlte ihm durchaus nicht an Geist; er hatte von Allem reden hören und Alles nahm in seinem Kopf eine eigenthümliche Gestalt an. Er war im Stande über irgend eine Kunst oder Wissenschaft Vorlesungen zu halten, gebrauchte die technischen Ausdrücke und sprach eine Viertelstunde oder noch länger — und zuletzt verstand weder er selbst, noch irgend ein Anderer etwas von den zusammengeflickten Worten, die seinem Munde entströmten, bis endlich Alle in lautes Gelächter ausbrachen. Von der Geschichte sagte er z. B.: er liebe keine Geschichte, in der

Geschichten wären und eine gute Geschichte müsse frei sein von Geschichte, die Geschichte werde sonst zum Phoebus. Auch über Politik sprach er unnachahmlich; wenn er davon anfing, konnte der Ernsthafteste nicht widerstehen. Er behauptete auch, daß gut geschriebene Comödien meistentheils langweilig seien.

Kaum war er bei Hofe angestellt, als die Kaiserin seiner älteren Schwester den Befehl gab, sich mit einem gewissen Séniavin zu vermählen und denselben aus diesem Grunde unserm Hofe als Kammercavalier beiordnete. Die Nachricht war ein Donnerschlag für das Fräulein, denn sie heirathete diesen Menschen nur mit dem größten Widerstreben. Auch das Publikum nahm diese Heirath schlecht auf. Man schob die Schuld auf Schuwaloff, den Günstling der Kaiserin, der vór seiner Begünstigung eine zärtliche Neigung für das Fräulein gehabt hatte und behauptete sie werde zu einer so schlechten Parthie gezwungen, damit er sie aus dem Gesicht verliere. Es war dies eine Art wahrhaft tyrannischer Verfolgung. Kurz sie heirathete ihn, wurde schwindsüchtig und starb.

Ende September bezogen wir den Winterpalast. Der Hof litt damals so großen Mangel an Meubeln, daß dieselben Spiegel, Betten, Stühle, Tische und Kommoden, die wir im Winterpalast gebrauchten, uns in den Sommerpalast und von dort nach Peterhof, ja selbst nach Moskau folgten. Während des Transports wurde eine ziemliche Anzahl zerstoßen und zerbrochen und man gab sie uns in diesem Zustande, so daß es oft fast unmöglich war sie zu benutzen. Da man nun eines besondern Befehls der Kaiserin bedurfte, um andre zu erhalten, da die Kaiserin mei-

stentheils schwer zugänglich oder ganz unzugänglich war, so entschloß ich mich, allmälig Kommoden und die unentbehrlichsten Meubeln, sowohl für den Winterpalast als für den Sommerpalast, von meinem eigenen Gelde zu kaufen; wenn ich dann von einem Palast in den andern übersiedelte, fand ich alles Nothwendige ohne Mühe und ohne die Nachtheile des Transports vor. Diese Einrichtung gefiel dem Großfürsten und er that für seine Zimmer dasselbe. Was Oranienbaum anging, welches dem Großfürsten gehörte, so richteten wir in dem dortigen Palast Alles auf unsre eignen Kosten ein. Mein Zimmer meublirte ich ganz und gar auf meine Kosten, um jeden Streit und jede Schwierigkeit zu vermeiden, denn Se. Kaiserliche Hoheit, obschon sehr verschwenderisch in der Befriedigung Seiner Launen, war dies durchaus nicht in Allem was mich betraf und im Allgemeinen nichts weniger als freigebig. Aber insofern das was ich in meinen Zimmern aus meiner Börse einrichtete, zur Verschönerung seines Hauses beitrug, war er ausnehmend damit zufrieden.

Im Laufe des Sommers faßte Madame Tschoglokoff eine so große und wahrhafte Zuneigung zu mir, daß sie, nach unsrer Rückkehr in die Stadt, nicht ohne mich leben mochte und sich langweilte, wenn ich nicht in ihrer Nähe war. Der Grund dieser Zuneigung war der, daß ich diejenige, welche es ihrem Herrn Gemahl gefallen hatte mir zu beweisen, nicht im Geringsten erwiderte, was in den Augen seiner Frau als ein besonderes Verdienst erschien. Es kam wenig Gesellschaft zu ihr, aber immer mehr als in meine Zimmer, wo ich meist allein mit Lesen beschäftigt war, wenn der Großfürst nicht eintrat, um mit großen

Schritten auf- und abzugehen und mir von Dingen zu reden, die ihn interessirten, für mich aber nicht den geringsten Werth hatten. Sein Auf- und Abgehen dauerte ein bis zwei Stunden und wiederholte sich mehreremal des Tages; ich mußte an seiner Seite bleiben, bis meine Kräfte gänzlich erschöpft waren, mußte ihm aufmerksam zuhören, ihm antworten — und seine Bemerkungen hatten meistens weder Hand noch Fuß, häufig spielte er mit den sonderbarsten Einfällen. So erinnere ich mich, daß er während eines ganzen Winters mit dem Plane beschäftigt war, bei Oranienbaum ein Lusthaus in Form eines Kapuzinerklosters bauen zu lassen, in welchem er, ich und sein ganzer Hof Kapuzinerkleider tragen sollten. Er fand diese Art des Anzugs reizend und bequem. Jeder sollte einen Esel haben und alle abwechselnd diesen Esel austreiben, um Wasser und Lebensmittel in das sogenannte Kloster zu schaffen. Er schüttelte sich vor Lachen über die herrlichen, amüsanten Wirkungen, welche seine Erfindung hervorbringen würde. Er forderte mich auf, eine Bleistiftskizze dieses schönen Werkes zu entwerfen und jeden Tag mußte ich etwas hinzufügen oder verändern. So entschlossen ich nun auch war, gefällig und geduldig gegen ihn zu sein, so gesteh' ich doch offen, daß ich oft vor Langerweile bei seinen Besuchen, Promenaden und Unterhaltungen beinahe umkam, denn dieselben waren von einer Abgeschmacktheit, wie ich nie etwas Aehnliches erlebt habe. Wenn er hinausging, schien mir das langweiligste Buch eine köstliche Unterhaltung.

Zu Anfang des Herbstes begannen die Hofbälle und die öffentlichen Bälle, die Anzüge und die Auswahl der Maskenkleider wieder bei Hofe. Graf Zacharias Czernitscheff kehrte

nach Petersburg zurück. Da ich, wegen unserer alten Bekanntschaft, immer sehr freundlich mit ihm verkehrte, hing es nur von mir ab, seine Aufmerksamkeiten diesmal zu deuten wie es mir gefiel. Er fing damit an mir zu sagen, daß er finde ich sei sehr viel schöner geworden. Es war das erste mal in meinem Leben, daß Jemand mir so etwas sagte. Ich war nicht übel zufrieden damit. Ich that mehr: ich hatte die Gutmüthigkeit zu glauben, daß er die Wahrheit sage. Bei jedem Ball machte er neue Bemerkungen derselben Art. Eines Tages brachte die Fürstin Gagarin mir eine Devise von ihm, der ich, als ich sie erbrach, es ansah, daß sie geöffnet und wieder geschlossen worden war. Das Billet war, wie gewöhnlich, gedruckt, aber es enthielt zwei sehr zärtliche und gefühlvolle Verse. Ich ließ mir nach dem Diner Devisen bringen und suchte nach einem Billet, welches, ohne mich zu compromittiren, auf jenes antwortete. Ich fand ein solches; steckte es in eine, eine Orange darstellende Devise und gab dieselbe der Fürstin Gagarin, welche sie dem Grafen Czernitscheff einhändigte. Den folgenden Tag brachte sie mir eine andere von ihm zurück; doch diesmal fand ich darin ein Billet mit einigen Zeilen von seiner Hand. Ich antwortete sogleich und so befanden wir uns mitten in einer regelmäßigen, ganz sentimentalen Correspondenz. Als er beim nächsten Maskenball mit mir tanzte, sagte er, er habe mir tausend Dinge zu sagen die er weder dem Papier anvertrauen, noch auch in eine Devise stecken könne, welche die Fürstin Gagarin vielleicht in ihrer Tasche zerbreche oder unterwegs verliere; er bitte mich, ihm in meinem Zimmer oder wo ich sonst es für passend halte, einen Augenblick Gehör zu gewähren. Ich erwiderte ihm, dies sei eine Un=

möglichkeit, meine Zimmer seien unzugänglich und eben so wenig könne ich sie verlassen. Er sagte, er wolle, wenn es nöthig sei, sich als Bedienter verkleiden; aber ich schlug ihm dies rund ab und es blieb bei unsrer in Devisen versteckten Correspondenz. Zuletzt ahnte die Fürstin Gagarin unser Geheimniß, grollte mir, daß ich sie als Ueberbringerin benutzt und wollte keine Devisen mehr annehmen.

1752.

So endete das Jahr 1751 und begann das Jahr 1752. Am Schlusse des Carnevals reiste Graf Czernitscheff zu seinem Regimente zurück. Einige Tage vor seiner Abreise, (es war Sonnabend) mußte mir zur Ader gelassen werden. Den Mittwoch darauf lud Tschoglokoff uns nach seiner an der Newamündung gelegenen Insel ein. Auf derselben lag ein Haus, mit einem Saal in der Mitte und mehreren Zimmern an beiden Seiten. Neben diesem Hause hatte er Rutschbahnen einrichten lassen. Ich fand bei meiner Ankunft den Grafen Woronzoff dort, der als er mich sah, ausrief: „Ich werde sie fahren; ich habe einen prächtigen kleinen Schlitten für die Rutschbahn machen lassen.“ Da er mich oft vorher gefahren hatte, nahm ich sein Anerbieten an und sogleich ließ er seinen Schlitten herbeibringen. Es befand sich ein kleiner Sessel darin, worauf ich mich niederließ; er stellte sich hintenauf und wir glitten hinab. Allein in der Mitte des Abhangs war Graf Woronzoff nicht mehr Herr des kleinen Schlittens. Der Schlitten stürzte um, ich fiel nieder und Graf Woronzoff, der einen sehr schweren und

ungeschickten Körper hatte, fiel auf mich, oder vielmehr auf meinen linken Arm, an welchem mir vor vier bis fünf Tagen zur Ader gelassen war. Ich erhob mich, er auch und wir begaben uns zu Fuß nach einem Hofschlitten, welcher auf die Niedergleitenden wartete und sie nach dem Abfahrtspunkte zurückbrachte, um, wenn sie wollten, von Neuem hinunterzugleiten. Als ich mit der Fürstin Gagarin, welche mir mit Graf Iwan Czernitscheff gefolgt war, in diesem Schlitten saß, während jener und Woronzoff hintenauf standen, fühlte ich in meinem linken Arm eine Hitze entstehen, deren Ursache ich mir nicht erklären konnte. Ich faßte mit der rechten Hand in den Aermel meines Pelzes, um zu sehn was es wäre und fand die Hand, als ich sie zurückzog, mit Blut bedeckt. Ich sagte den beiden Grafen und der Fürstin: mir scheine, meine Ader sei aufgesprungen und das Blut fließe aus dieser. Sie ließen den Schlitten schneller fahren und statt nach der Rutschbahn begaben wir uns nach Hause. Dort fanden wir Niemand als einen Tafeldecker. Ich legte meinen Pelz ab, der Tafeldecker gab uns Essig und Graf Czernitscheff übernahm das Amt des Chirurgen. Wir verabredeten uns, nicht über dieses Abentheuer zu reden. Nachdem mein Arm verbunden war, kehrte ich nach dem Rutschberge zurück. Ich tanzte dann später am Abend, soupirte und wir kamen sehr spät zu Hause, ohne daß Jemand ahnte was mir begegnet sei; doch schmerzte mich jene Stelle des Arms fast einen Monat lang; allein auch dies verlor sich allmälig.

Während der Fastenzeit hatte ich einen heftigen Zwist mit Madame Tschoglokoff und zwar aus folgenden Gründen. Meine Mutter lebte seit einiger Zeit in Paris. Der

ältere Sohn des Generals Iwan Feodorowitsch Gleboff, welcher von dort zurückkehrte, überbrachte mir von meiner Mutter zwei Stücke sehr reichen und schönen Stoffes. Als ich sie, im Beisein Skurin's, der sie in meinem Toiletten=zimmer ausbreitete, ansah, entfuhr mir die Bemerkung, diese Stoffe seien so schön, daß ich mich versucht fühle, sie der Kaiserin anzubieten; und wirklich wartete ich nur auf einen Augenblick um mit Ihrer Kaiserlichen Majestät, die ich nur sehr selten und noch dazu meistens bei öffentlichen Gelegen=heiten sah, darüber zu sprechen. Ich erwähnte meine Ab=sicht nicht gegen Madame Tschoglokoff; es war ein Ge=schenk, welches ich mir allein vorbehielt. Ich verbot Sku=rin, irgend Jemandem wieder zu sagen, was mir in seinem Beisein entfahren war. Er jedoch hatte nichts Eiligeres zu thun als es Madame Tschoglokoff wiederzuerzählen. Einige Tage darauf trat Madame Tschoglokoff eines schönen Mor=gens in mein Zimmer und sagte: die Kaiserin lasse mir für meine Stoffe danken, sie habe einen davon behalten und den andern schicke sie mir zurück. Ich fiel wie aus den Wolken als ich dies hörte. Ich erwiderte: „Wie soll ich das verstehn?“ Madame Tschoglokoff fuhr hierauf fort: da sie gehört, daß ich meine Stoffe für Ihre Kaiserliche Majestät bestimmt, habe sie der Kaiserin dieselben überbracht. Im ersten Augenblick wurde ich so zornig wie ich mich nicht besinne je gewesen zu sein. Ich stammelte, ich vermochte kaum zu sprechen. Doch sagte ich Madame Tschoglokoff: ich hätte mir ein Fest daraus gemacht der Kaiserin diese Stoffe zu überreichen und sie beraube mich dieses Vergnü=gens, indem sie meine Stoffe ohne mein Wissen fortnehme und sie auf solche Art Ihrer Kaiserlichen Majestät über=

bringe; sie, Madame Tschoglokoff, könne meine Absichten nicht kennen, da ich nicht mit ihr davon geredet und wenn sie davon wisse, so sei dies nur durch den Mund eines verrätherischen Domestiken, der seine Herrin verrathe die ihn täglich mit Wohlthaten überhäufe. Madame Tschoglokoff, die immer ihre eignen Gründe hatte, erwiderte und behauptete gegen mich: es sei mir nicht gestattet über irgend Etwas selber mit der Kaiserin zu reden; sie habe mir den betreffenden Befehl Ihrer Majestät kund gethan und meine Diener seien verpflichtet, Alles was ich sagte, ihr zu überbringen; jener Mensch habe also nur seine Pflicht gethan und sie die ihrige, indem sie ohne mein Wissen die von mir für die Kaiserin bestimmten Stoffe Ihrer Kaiserlichen Majestät überbracht habe und alles sei ganz in der Ordnung. Ich ließ sie reden, weil der Zorn mich stumm machte. Endlich entfernte sie sich. Ich ging hierauf in ein kleines Vorzimmer, wo Skurin sich gewöhnlich am Morgen aufhielt und wo meine Garderobe war. Als ich ihn dort fand, gab ich ihm mit all meiner Kraft eine derbe Ohrfeige und sagte ihm: er sei ein Verräther und der undankbarste Mensch, da er Madame Tschoglokoff hinterbracht habe, wovon ich ihm zu sprechen verboten; während ich ihn mit Wohlthaten überhäufe, verrathe er selbst meine unschuldigsten Worte; allein von diesem Tage an werde ich Nichts mehr geben und ihn fortjagen und ausprügeln lassen. Ich fragte, was er sich von seinem Betragen verspreche; denn ich bleibe immer was ich sei, während die Tschoglokoffs, gehaßt und verabscheut von Allen wie sie seien, zuletzt durch die Kaiserin selbst fortgejagt werden würden, die früher oder später gewiß ihre Einfältigkeit und ihre Unfähigkeit für die Stellung, in welche

ein böswilliger Mensch sie aus Intrigue versetzt habe, erkennen würde. Wenn er wolle, könne er gehn und wiedererzählen was ich ihm gesagt; für mich werde dies sicherlich ohne Folgen bleiben, aber was für ihn selbst daraus entstehe, werde er sehn. Mein Diener stürzte bitterlich weinend vor mir auf die Kniee, und bat mich mit einem Ausdruck von Reue um Verzeihung, der mir aufrichtig schien. Dies rührte mich und ich antwortete: sein künftiges Betragen werde mir den Weg zeigen, den ich hinsichtlich seiner einzuschlagen habe und meine Handlungsweise werde abhängen von der seinigen. Er war ein intelligenter Mensch, dem es nicht an Geist fehlte und er hat später niemals sein Wort gegen mich gebrochen; im Gegentheil ich erhielt Beweise des größten Eifers und der wahrhaftesten Treue von ihm, unter den schwierigsten Verhältnissen. Ich beklagte mich so viel ich konnte über den Streich, den Madame Tschoglokoff mir gespielt hatte, damit die Sache zu den Ohren der Kaiserin gelange. Die Kaiserin dankte mir für meine Stoffe als sie mich sah; ich erfuhr aus dritter Hand daß sie die Art auf welche Madame Tschoglokoff verfahren, mißbillige und damit war die Sache zu Ende.

Nach dem Osterfeste bezogen wir den Sommerpalast. Ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß der Kammerherr Sergius Soltikoff sich häufiger als gewöhnlich bei Hofe zeigte. Er kam immer mit Leon Narischkin, der Alle durch seine schon oben geschilderte Originalität amüsirte. Die Fürstin Gagarin, welche ich sehr gern hatte und die sogar meine Vertraute war, konnte Sergius Soltikoff nicht ausstehen. Leon Narischkin galt für einen sehr originellen, übrigens aber bedeutungslosen Menschen. Sergius Solti-

koff suchte sich soviel als möglich bei den Tschoglokoffs einzuschmeicheln. Da diese nun weder liebenswürdig, noch geistreich, noch unterhaltend waren, mußten seine Bemühungen auf verborgenen Absichten beruhen. Madame Tschoglokoff war damals guter Hoffnung und oft unpäßlich. Weil sie nun erklärte, ich unterhalte sie im Sommer nicht weniger gut als im Winter, wünschte sie oft, mich bei sich zu sehen. Sergius Soltikoff, Leon Narischkin, die Fürstin Gagarin und mehrere Andere besuchten sie auch gewöhnlich, wenn kein Concert beim Großfürsten oder kein Theater bei Hofe war. Die Concerte langweilten Tschoglokoff, obgleich er nie dabei fehlte; Sergius Soltikoff fand ein eigenthümliches Mittel ihn zu beschäftigen. Ich weiß nicht auf welche Weise er in dem schwerfälligsten, aller Phantasie und alles Geistes barsten Menschen eine leidenschaftliche Neigung zur Verfertigung von Gedichten zu wecken vermochte, welche ohne jeden Sinn und Verstand waren. Nachdem wir dies entdeckt hatten, baten wir Tschoglokoff jedesmal wenn wir ihn los zu sein wünschten, ein neues Gedicht zu machen. Dann setzte er sich mit großem Eifer in eine Ecke des Zimmers, meist in die Nähe des Ofens und beschäftigte sich mit der Abfassung seines Gedichtes, was den ganzen Abend ausfüllte. Man fand sein Gedicht reizend und ermunterte ihn so, fortwährend neue zu machen. Leon Narischkin setzte seine Lieder in Musik und sang sie mit ihm. Unterdessen unterhielt man sich ungestört im Zimmer und sagte was man wollte. Ich besaß einen dicken Band von diesen Gedichten, weiß aber nicht was daraus geworden ist.

Bei einem dieser Concerte ließ mich Sergius Soltikoff vernehmen, was die Ursache seiner Aufmerksamkeiten war.

Ich antwortete ihm zuerst nicht; als er von Neuem über denselben Gegenstand zu sprechen anfing, fragte ich ihn: was er sich davon verspreche? Er entwarf darauf ein ebenso glänzendes als leidenschaftliches Bild des höchsten Glückes. Ich erwiderte: „Und Ihre Frau die Sie erst vor zwei Jahren aus Leidenschaft geheirathet und von der man sagt, daß Sie bis zum Wahnsinn in sie verliebt seien, ein Gefühl das sie mit gleicher Glut erwidert, was wird sie davon sagen?“ Hierauf bemerkte er: nicht Alles sei Gold was glänze und er büße schwer für einen Augenblick der Verblendung. Ich that was in meinen Kräften stand, ihn auf andere Gedanken zu bringen — ich glaubte das gelinge mir — er that mir leid. Unglücklicherweise hörte ich ihn an. Er war schön wie der Tag und Niemand kam ihm an dem großen Hofe, geschweige denn an unserm kleinen Hofe, gleich. Es fehlte ihm nicht an Geist, noch an jener Gewandtheit in Kenntnissen, Benehmen und Rücksichten, welche die große Welt und besonders das Hofleben verleiht. Er war sechsundzwanzig Jahre alt. Kurz, Geburt und manche andre Eigenschaften machten ihn zu einem glänzenden Cavalier. Seine Fehler wußte er zu verbergen; die größten waren seine Neigung zum Intriguiren und sein Mangel an Grundsätzen; diese waren in meinen Augen wenig entwickelt. Ich widerstand ihm während des Frühlings und eines Theils des Sommers. Ich sah ihn fast täglich, änderte aber mein Benehmen gegen ihn nicht. Ich verkehrte mit ihm wie mit allen Andern, sah ihn nur in Gegenwart des Hofes, oder doch mehrerer Hofleute. Eines Tages kam mir der Gedanke, mich seiner zu entledigen, indem ich ihm sagte, er komme übel an; und hinzufügte:

„Was wissen Sie denn? vielleicht ist mein Herz schon von einem Andern erobert?“ Doch ich bemerkte, daß diese Worte, statt ihn zu entmuthigen, seinen Bewerbungen nur eine heißere Leidenschaft einflößten. Von meinem lieben Gemahl war bei allen diesen Vorgängen nie die Rede, weil es eine ausgemachte Sache war, daß selbst die in welche er verliebt war, ihn nicht liebenswürdig fanden; und verliebt war er fortwährend, ja er machte, so zu sagen, allen Frauen den Hof. Nur die welche den Namen der seinigen trug, war von seiner Beachtung ausgeschlossen.

Um diese Zeit lud uns Tschoglokoff zu einer Jagd auf seine Insel ein. Wir begaben uns dorthin in einer Schaluppe. Unsere Pferde waren vorausgeschickt. Gleich nach unsrer Ankunft bestieg ich mein Pferd und wir holten die Hunde ab. Sergius Soltikoff erspähte den Moment, als die Andern mit der Verfolgung der Hasen beschäftigt waren, um sich mir zu nähern und mich von seinem Lieblingsthema zu unterhalten. Ich hörte ihm aufmerksamer als gewöhnlich zu. Er entwarf mir die Grundzüge des Planes, den er sich ausgedacht, um, wie er sagte, das Glück, dessen man unter solchen Verhältnissen genießen könnte, in ein tiefes Geheimniß zu hüllen. Ich blieb stumm und er machte sich mein Schweigen zu Nutze, um mich zu überreden, daß er mich leidenschaftlich liebe; mich zu bitten, ich solle ihm gestatten zu glauben, daß er mir wenigstens nicht gleichgültig sei. Ich erwiderte, ich könne ihn nicht hindern, sich seinen Phantasieen hinzugeben. Endlich verglich er sich mit andern Persönlichkeiten des Hofes und drängte mich zu dem Geständnisse: daß er diesen vorzuziehen sei, woraus er dann schloß, ich ziehe ihn überhaupt wirklich vor. Ich lachte über

das, was er sagte, aber im Grund gestand ich mir, daß er mir sehr gefalle. Nach einer anderthalbstündigen Unterhaltung forderte ich ihn auf, sich zu entfernen, weil ein so langes Gespräch Verdacht erregen könne. Er erwiderte, er werde sich nicht entfernen, wenn ich ihm nicht vorher sagte daß er mir gefalle. Ich antwortete: „Ja, ja, aber gehen Sie!" Er erwiderte: „Ich werde mir dies gesagt sein lassen" und gab seinem Pferde die Sporen, indeß ich ausrief: „Nein, nein!" und er wiederholte: „Ja, ja". So trennten wir uns. Nach dem auf der Insel gelegenen Hause zurückgekehrt, gingen wir zum Souper. Während desselben erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Meereswellen so hoch aufpeitschte, daß sie die Treppenstufen des Hauses umspülten und die ganze Insel mehrere Fuß tief unter Wasser stand. Wir waren genöthigt, auf Tschoglokoff's Insel zu bleiben, bis Sturm und Wellen sich gelegt hatten, was bis zwei oder drei Uhr Morgens dauerte. Während dieser Zeit sagte mir Sergius Soltikoff: der Himmel selbst begünstige ihn heute, weil er ihn länger meines Anblicks genießen lasse; und viele andere Bemerkungen ähnlicher Art. Er hielt sich schon für sehr glücklich. Ich dagegen war dies nicht. Tausend Befürchtungen quälten meinen Geist; ich war, meiner eigenen Empfindung zufolge, an jenem Tage mürrisch und unzufrieden mit mir selbst. Ich hatte geglaubt, seine Gedanken und meine eigenen lenken und erziehen zu können und ich sah ein, daß beides schwer, wo nicht unmöglich war.

Zwei Tage später sagte mir Sergius Soltikoff: ein Kammerdiener des Großfürsten, ein Franzose, Namens Bresson, habe ihm erzählt, Seine Kaiserliche Hoheit habe

in Ihrem Zimmer geäußert: „Sergius Soltikoff und meine Gemahlin täuschen Tschoglokoff, machen ihn glauben was sie wollen und lachen dann über ihn.“ In der That war an dieser Bemerkung des Großfürsten etwas Wahres. Ich rieth ihm daher, künftig vorsichtiger zu sein. Einige Tage nachher bekam ich eine schlimme Halsentzündung, von hitzigem Fieber begleitet, welche drei Wochen dauerte. Die Kaiserin schickte während dieser Zeit die Fürstin Kurakin zu mir, damit ich sie zu ihrer damals stattfindenden Vermählung mit dem Fürsten Labanoff coiffiren solle. Sie setzte sich zu diesem Zweck im Hofkleide mit großem Reifrock auf mein Bett und ich versuchte was ich konnte. Da aber Madame Tschoglokoff sah, daß ich nicht im Stande sei, ihren Haarputz zu vollenden, forderte sie die Dame auf, mein Bett zu verlassen und machte fertig, was noch zu thun war. Ich bin ihr seit jener Zeit nicht wieder begegnet.

Der Großfürst war damals in Fräulein Martha Isaëwna Schafiroff verliebt, welche die Kaiserin mir vor Kurzem, zugleich mit ihrer älteren Schwester, Anna Isaëwna, beigegeben hatte. Sergius Soltikoff, ein Dämon in Intriguen wie er war, ließ sich mit den beiden Damen ein, um zu erfahren, was der Großfürst den Schwestern über ihn gesagt haben möge, was er sich dann zu Nutze zu machen dachte. Die Mädchen waren arm, ziemlich einfältig und sehr interessirt und wurden wirklich nach kurzer Zeit äußerst vertraut mit ihm.

Unterdessen gingen wir nach Oranienbaum, wo ich wieder täglich ausritt und, mit Ausnahme der Sonntage, nur Männerkleider trug. Tschoglokoff und seine Frau waren sanft wie Lämmer geworden. Ich hatte in Madame

Tschoglokoff's Augen ein neues Verdienst: ich liebte und liebkoste eins ihrer Kinder, das sie bei sich hatte. Ich machte ihm Kleider und schenkte ihm Gott weiß was für Spiel- und Putzsachen. Nun war die Mutter in dieses Kind vernarrt, welches doch nachher ein Taugenichts wurde, der wegen seiner schlechten Streiche sich eine fünfzehnjährige Festungshaft zuzog. Sergius Soltikoff war Freund, Vertrauter und Rathgeber von Herrn und Madame Tschoglokoff geworden. Sicherlich konnte Niemand, der gesunden Menschenverstand hatte, sich der Qual unterwerfen, das unsinnige Geschwätz von zwei hochmüthigen, anmaßenden und egoistischen Narren den ganzen Tag mit anzuhören, ohne daß er ein sehr großes Interesse dabei gehabt hätte. Man ahnte, man setzte voraus, welches Interesse er dabei haben könne; das Gerücht davon gelangte nach Peterhof, zu den Ohren der Kaiserin. Nun geschah es damals sehr häufig, daß Ihre Kaiserliche Majestät, wenn Sie Lust zu schelten hatte, ihren Zorn nicht gegen das richtete, was ihn mit Recht hätte erregen können, sondern den Vorwand dazu von einer Seite hernahm, von der es Niemandem einfiel, ihren Unwillen zu erwarten. Es ist dies die Bemerkung eines Hofmannes und ich habe sie aus seinem eigenen Munde, nämlich vom Grafen Zacharias Czernitscheff. In Oranienbaum war unser ganzes Gefolge, Herren sowohl als Damen, übereingekommen, sich für den Sommer Anzüge von derselben Farbe machen zu lassen, oben grau, unten blau, mit einer Jacke von schwarzem Sammet und das Ganze ohne Garnituren. Eine solche Gleichförmigkeit war uns in mehr als einer Hinsicht bequem. An diese Kleidung nun hängte man sich an und besonders an die Thatsache, daß ich immer im

Reitkleide gehe und in Peterhof als Mann reite. An einem Gallatage sagte die Kaiserin zu Madame Tschoglokoff: diese Art des Reitens sei Schuld, daß ich keine Kinder bekomme und mein Anzug sei unpassend; wenn sie reiten wolle, so wechsle sie ihre Kleidung. Madame Tschoglokoff erwiderte: daß ich keine Kinder bekomme, sei eine ganz andere Frage. Kinder könnten nicht ohne Ursache kommen und obgleich Ihre Kaiserlichen Hoheiten seit dem Jahre 1745 verheirathet seien, so existire eine solche Ursache doch bis jetzt nicht. Hierauf schalt Ihre Kaiserliche Majestät Madame Tschoglokoff, indem sie bemerkte: es sei ihre Schuld, daß sie vernachlässige, die dabei interessirten Personen hinsichtlich dieses Punktes zu ermahnen; überhaupt zeigte sie sich sehr verstimmt und fügte hinzu: ihr Gemahl sei eine Schlafmütze, die sich von Rotznasen leiten lasse. Alles dies wurde innerhalb 24 Stunden ihren Vertrauten wieder erzählt. Bei dem Worte Rotznasen schneuzten die Rotznasen sich und in einer von diesen Rotznasen besonders abgehaltenen Berathung, wurde verfügt und beschlossen, daß, in strenger Befolgung der Gefühle Ihrer Majestät, Sergius Soltikoff und Leon Narischkin eine scheinbare Ungnade seitens Tschoglokoff's erleiden sollten, über welche er selbst wahrscheinlich nicht im Unklaren sein würde; daß sie, angeblich wegen Krankheit ihrer Aeltern, sich auf drei Wochen oder einen Monat in ihre Häuser zurückziehen sollten, um die dumpf umlaufenden Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Diese Beschlüsse kamen pünktlich zur Ausführung und Tags darauf reis'ten sie ab, um nur einen Monat in den Schooß ihrer Familien zurückzukehren. Ich änderte sofort meinen Anzug; auch der andere war jetzt nutzlos geworden; die erste Idee einer Gleichförmigkeit des

Anzuges war uns bei dem an den Gallatagen in Peterhof getragenen Kostüme gekommen; dasselbe war oben weiß, unten grün und das Ganze mit Silber galonnirt. Sergius Soltikoff, der brünett war, sagte, mit diesem Anzuge in Weiß und Silber sehe er aus wie eine Fliege in der Milch. Uebrigens setzte ich meinen Verkehr mit den Tschoglokoffs fort, obschon ich große Langeweile dabei empfand. Gemahl und Gemahlin bedauerten die Abwesenheit der beiden Haupthelden ihres Kreises — und ich war wahrlich nicht anderer Meinung. Die Krankheit von Sergius Soltikoff verlängerte seine Abwesenheit. Indeß forderte die Kaiserin uns auf, von Oranienbaum zu ihr nach Kronstadt zu kommen, da in ihrer Gegenwart das Wasser in den Kanal Peter I. gelassen werden sollte, den dieser Kaiser begonnen hatte und der soeben vollendet worden war. Sie war uns nach Kronstadt vorangeeilt. Die Nacht nach ihrer Ankunft war sehr stürmisch und da Ihre Kaiserliche Majestät uns von dort aus aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen, glaubte sie, wir befänden uns während dieses Sturms auf dem Meere. Sie brachte die Nacht in größter Unruhe zu. Es schien ihr, als wenn ein Schiff, welches sie aus ihren Fenstern mit den Wellen kämpfen sah, die Yacht sein könne, auf welcher wir überfahren sollten. Sie wandte sich um Beistand an die Reliquien, welche sie immer zur Seite ihres Lagers hatte. Sie trug dieselben an's Fenster und bewegte sie nach einer dem mit den Wellen kämpfenden Schiff entgegengesetzten Richtung. Mehreremal rief sie aus, wir würden sicherlich untergehen und dies sei ihre Schuld, weil wir, nachdem sie uns vor Kurzem getadelt, gleich nach der Ankunft der Yacht abgesegelt seien, um ihr einen Beweis unserer Ergebenheit

zu geben. Aber in der That kam die Yacht erst nach dem Sturme in Oranienbaum an, so daß wir erst am Nachmittage des folgenden Tages an Bord gingen. Wir blieben dreimal 24 Stunden in Kronstadt. Während dieser Zeit fand die feierliche Einsegnung des Kanals statt und man ließ das Wasser zum erstenmale in diesen Kanal. Am Nachmittage war großer Ball. Die Kaiserin wollte in Kronstadt bleiben, um das Wasser wieder abfließen zu sehen; allein sie verließ es am dritten Tage, ohne daß man den Abfluß hatte bewirken können. Der Kanal wurde seit jener Zeit nicht wieder trocken gelegt, bis ich, während meiner Regierung, die Dampfmühle errichten ließ, welche ihn leert. Es würde außerdem unmöglich gewesen sein, da der Boden des Kanals tiefer liegt als das Meer; doch dies wurde damals nicht in Erwägung gezogen.

Von Kronstadt kehrte Jeder in das Seine zurück; die Kaiserin ging nach Peterhof, wir nach Oranienbaum. Tschoglokoff verlangte und erhielt die Erlaubniß, sich für einen Monat auf eines seiner Güter zu begeben. Während seiner Abwesenheit war seine Frau Gemahlin eifrig bemüht, die Befehle der Kaiserin buchstäblich auszuführen. Zunächst hatte sie viele Berathungen mit Bresson, dem Kammerdiener des Großfürsten. Dieser fand in Oranienbaum eine hübsche Malerwittwe, Namens Groot; einige Tage gingen darauf hin, sie zu überreden, ihr, ich weiß nicht was, zu versprechen, sodann sie über das, was man von ihr wollte und wozu sie sich hergeben solle, aufzuklären. Hierauf wurde Bresson beauftragt, Seine Kaiserliche Hoheit mit dieser jungen und schönen Wittwe bekannt zu machen. Ich bemerkte sehr wohl, in welcher Aufregung Madame Tschoglokoff sich befand, doch

wußte ich nicht weshalb, bis endlich Sergius Soltikoff aus seinem freiwilligen Exil zurückkehrte und mir nach und nach zu verstehen gab, um was es sich handle. Endlich, mit großer Mühe, erreichte Madame Tschoglokoff ihren Zweck, und als sie sich dieser Thatsache vergewissert hatte, benachrichtigte sie die Kaiserin, daß ihre Wünsche erfüllt seien. Sie hoffte, für ihre Mühe reichlich entschädigt zu werden, allein hierin täuschte sie sich, denn sie erhielt Nichts. Doch behauptete sie: das Reich sei ihr zu großem Danke verpflichtet. Gleich nachher kehrten wir in die Stadt zurück.

Um jene Zeit gelang es mir, den Großfürsten zum Abbruch der Unterhandlung mit Dänemark zu bewegen. Ich erinnerte ihn an die Rathschläge des Grafen Bernis, der schon nach Wien zurückgekehrt war; er folgte mir und befahl, abzubrechen, ohne Etwas abzuschließen, was auch geschah. Nach einem kurzen Aufenthalte im Sommerpalast bezogen wir den Winterpalast.

Ich glaubte damals zu bemerken, daß Sergius Soltikoff anfing, sich weniger um mich zu bekümmern, daß er zerstreut, mitunter albern, anmaßend und ausgelassen werde. Dies quälte mich; ich redete ihn darauf an. Er gab mir schlechte Gründe, und behauptete, ich verstehe die außerordentliche Gewandtheit seines Benehmens nicht zu würdigen. Er hatte Recht, denn ich fand dasselbe sehr sonderbar. Einem Befehl zufolge bereiteten wir uns zur Reise nach Moskau vor. Am 14. December 1752 reis'ten wir von Petersburg ab. Sergius Soltikoff blieb dort und folgte uns erst mehrere Wochen später. Ich verließ Petersburg mit verschiedenen Anzeichen, daß ich guter Hoffnung sei. Wir reisten sehr schnell, Tag und Nacht. Auf der letzten Station vor Moskau ver-

schwanden jene Anzeichen unter heftigen Leibschmerzen. Nach der Ankunft in Moskau konnte mir, bei der Wendung der Dinge, kein Zweifel mehr darüber bleiben, daß eine unzeitige Geburt stattgefunden habe. Madame Tschoglokoff war in Petersburg zurückgeblieben, weil sie eben von ihrem siebenten und letzten Kinde, einem Mädchen, entbunden worden war. Nachdem sie sich erholt hatte, folgte sie uns nach Moskau.

1753.

Man hatte uns in Moskau einen von Holz gebauten Flügel eingeräumt, der erst während des Herbstes errichtet war, so daß das Wasser an dem Gebälk niederlief und alle unsere Zimmer an einer seltsamen Feuchtigkeit litten. Dieser Flügel bestand aus zwei Abtheilungen, deren jeder fünf bis sechs große Zimmer enthielt. Die nach der Straße liegenden waren für mich, die Hinterzimmer für den Großfürsten bestimmt. Meine Kammermädchen und Kammerfrauen sammt ihren Dienerinnen wurden in meinem Toilettezimmer untergebracht. So bewohnten denn siebzehn Mädchen und Frauen eine Stube; eine Stube, die freilich drei große Fenster hatte, aber keinen Ausgang als mein Schlafzimmer, durch welches sie, wenn sie das Geringste bedurften, passiren mußten. Natürlich war eine solche Einrichtung weder für sie noch für mich bequem. Dennoch waren wir genöthigt, diese Unbequemlichkeit, dergleichen ich nie vorher gesehen, zu ertragen. Dazu befand sich ihr Speisesaal in einem meiner Vorzimmer. Als ich ankam, war ich krank und um der eben erwähnten Unbequemlichkeit abzuhelfen, ließ ich

große Ofenschirme in mein Schlafzimmer bringen, vermittelst welcher ich dasselbe in drei Theile theilte. Doch half dies so gut wie gar nichts, weil die Thüren sich fast unausgesetzt öffneten und schlossen und dies Oeffnen und Schließen unvermeidlich war. Am zehnten Tage endlich besuchte mich die Kaiserin und als sie die fortwährende Passage bemerkte, ging sie in das Nebenzimmer und sagte zu meinen Frauen: „Ich werde einen andern Ausgang machen lassen als den durch das Schlafzimmer der Großfürstin.“ Allein was geschah? Sie befahl die Errichtung einer Bretterwand, welche das Zimmer, in dem siebzehn Personen bereits mit Mühe untergebracht wurden, noch um ein Fenster verkleinerte. Um also einen Korridor zu gewinnen, schnitt man einen Theil des Zimmers ab. Die Fensterwand wurde nach der Straße zu durchbrochen und eine Treppe darunter angebracht, von der meine Frauen in die Straße hinabsteigen mußten. Unter ihren Fenstern errichtete man Commoditäten für sie und auch wenn sie zum Diner gingen, mußten sie die Straße passiren. Kurz diese Anordnung war so schlecht als sie möglicherweise sein konnte und ich wundere mich, daß diese siebzehn Frauen, zusammengepackt und öfter krank wie sie waren, in dieser Wohnung nicht an einem Hautfieber starben. Und dies Alles neben meinem Schlafzimmer, welches noch dazu mit Ungeziefer jeder Art so angefüllt war, daß ich dadurch am Schlafen verhindert wurde. Endlich kam Madame Tschoglokoff, nachdem sie sich von ihrem Wochenbett erholt, in Moskau an und einige Tage später auch Sergius Soltikoff. Da Moskau sehr groß und Jeder dort immer weit vom Andern entfernt ist, benutzte er eine so vortheilhafte Localität, um die Verminderung seiner er-

dichteten oder wirklichen Bemühungen bei Hofe zu verbergen. Für mich war dies schmerzlich; aber er führte so gewichtige und gültige Gründe dafür an, daß mein Bedenken verschwand, nachdem ich ihn gesehen und gesprochen hatte. Wir verabredeten, ich solle, um die Zahl seiner Feinde zu mindern, dem Grafen Bestuscheff etwas sagen lassen, was diesem die Hoffnung geben konnte, daß ich ihm weniger fern stehe als bisher. Ich beauftragte mit dieser Botschaft einen gewissen Bremse, der in Pechlins Holstein'scher Kanzlei angestellt war, und wenn er nicht bei Hofe war, den Grafen Bestuscheff häufig besuchte. Er übernahm meinen Auftrag mit großer Bereitwilligkeit und sagte: der Kanzler sei auf's Höchste erfreut gewesen; er habe erklärt, ich möge mich, so oft ich wolle, an ihn wenden und wenn er mir nützlich sein könne, bitte er mich, ihm einen sichern Kanal anzugeben, vermittelst dessen wir uns gegenseitig mitzutheilen vermöchten, was wir für geeignet hielten. Ich verstand seine Absicht und antwortete Bremse: ich werde mir die Sache überlegen. Ich sprach dann mit Sergius Soltikoff davon und wir beschlossen sofort, daß er selbst zu dem Kanzler gehen sollte, was er, kurz nach seiner Ankunft, unter dem Vorwande eines Besuchs, leicht thun konnte. Der Alte empfing ihn vortrefflich, unterhielt sich mit ihm vertraulich über die innern Angelegenheiten unsres Hofes, über die Einfältigkeit der Tschoglokoffs und bemerkte unter anderm: „Ich weiß, obgleich Sie ihr Vertrauter sind, kennen Sie sie doch eben so gut als ich, denn Sie sind ein junger Mann von Geist." Hierauf sprach er mit ihm von mir und meiner Lage, als hätte er in meinem Zimmer gewohnt und fügte dann hinzu: „In Anerkennung des Wohlwollens, welches die Großfürstin

mir entgegenbringt, werde ich ihr einen kleinen Dienst erweisen, der wie ich glaube, ihr willkommen sein wird. Ich werde ihr Madame Wladislawa, sanft wie ein Lamm, zurückgeben und sie soll mit ihr machen was ihr gefällt. Sie wird sehen, daß ich kein solcher Währwolf bin, als man mich in ihren Augen dargestellt hat. Kurz, Sergius Soltikoff kehrte sehr befriedigt von seiner Sendung und von seinem Manne zurück. Ihm selbst hatte er eben so verständige als nützliche Rathschläge gegeben. Alles dies beförderte unser Einverständniß, ohne daß irgend ein Anderer davon wußte.

Um diese Zeit nahm Madame Tschoglokoff, welche fortwährend ihr Lieblingsprojekt, über die Thronfolge zu wachen, im Kopfe hatte, mich eines Tages bei Seite und sagte: „Hören Sie mich an, ich muß ganz aufrichtig mit Ihnen reden.“ Natürlich öffnete ich Augen und Ohren. Sie begann mit einer langen Einleitung nach ihrer Art und Weise: über ihre Anhänglichkeit an ihren Gemahl, über ihre Einsicht, über das was sein und nicht sein müsse, damit man sich liebe und sich die ehelichen Bande erleichtere. Dann änderte sie ihren Ton, indem sie hinzufügte: zuweilen gebe es Verhältnisse von höherem Interesse, welche eine Ausnahme von der Regel nothwendig machten. Ich ließ sie reden so viel sie wollte, ohne sie zu unterbrechen, da ich nicht wußte was der Zweck ihrer Auseinandersetzungen war, da das Ganze mich überraschte und ich nicht klar erkannte, ob sie mich in einen Hinterhalt locke oder aufrichtig rede. Indem ich leise diese Betrachtungen anstellte, fuhr sie fort: „Sie werden sehen wie groß meine Vaterlandsliebe ist und wie ernst ich es meine. Ich zweifle nicht, daß Sie auf

Jemanden mit Vorliebe hinblicken. Ich lasse Ihnen die Wahl zwischen Sergius Soltikoff und Leon Narischkin; irre ich nicht, so ist es der letztere." Hierauf rief ich: „Nein, nein, gewiß nicht!" Sie erwiderte: „Nun gut, wenn er es nicht ist, so ist es unzweifelhaft der Andre." Ich spielte die Einfältige in einem Grade, daß sie mich wiederholt schalt, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, wohin wir uns nach Ostern begaben.

Damals ungefähr war es als die Kaiserin dem Großfürsten Libenitza und mehrere andere Güter, vierzehn bis fünfzehn Werste von Moskau, zum Geschenke machte; allein ehe sie diese neuen Besitzungen Seiner Kaiserlichen Hoheit besuchte, feierte die Kaiserin in Moskau den Jahrestag ihrer Krönung. Es war der 25. April. Man kündigte uns an, sie habe befohlen das Ceremoniell solle ganz dasselbe sein welches an dem wirklichen Krönungstage beobachtet worden war. Wir waren sehr neugierig den Hergang zu sehen. Am Vorabend begab sie sich zur Nachtruhe in den Kremlin. Wir blieben in dem Holzpalast an der Sloboda, und erhielten den Befehl zur Messe in die Kathedrale zu kommen. Um 9 Uhr Morgens verließen wir den Holzpalast in Staatskarossen, neben welchen die Bedienten zu Fuß hergingen, durchzogen im Schritt ganz Moskau (eine Entfernung von sieben Wersten) und stiegen vor der Kirche aus. Gleich darauf langte die Kaiserin mit ihrer Begleitung an. Sie trug die kleine Krone auf dem Haupte und der Kaiserliche Mantel wurde, wie gewöhnlich, von den Kammerherren getragen. Sie begab sich an ihren gewöhnlichen Platz in der Kirche — kurz in Allem war nichts Außerordentliches, was nicht bei jedem andern Feste ihrer

Regierung ebenso vorkam. In der Kirche war eine feuchte Kälte, wie ich sie niemals so heftig empfunden habe. Ich wurde in meinem Hofkleid mit bloßem Halse ganz blau und starr von Frost. Die Kaiserin ließ mir sagen ich solle einen Halskragen von Zobelpelz umhängen, aber ich hatte keinen bei mir. Sie ließ sich ihre eignen herbeiholen, nahm einen davon und band ihn um. Ich sah noch einen andern in dem Kasten. Ich dachte sie werde mir denselben zum Umbinden schicken, aber ich täuschte mich: sie ließ ihn forttragen. Dies schien mir ein ziemlich starkes Zeichen von Ungnade. Madame Tschoglokoff, welche sah daß ich vor Kälte zitterte, verschaffte mir, ich weiß nicht woher, ein seidenes Taschentuch, das ich um meinen Hals band. Am Schluß der Messe und der Predigt verließ die Kaiserin die Kirche; wir hielten es für pflichtgemäß ihr zu folgen; allein sie ließ uns sagen wir könnten nach Hause zurückkehren. Wir begriffen nun, daß sie allein auf dem Throne zu diniren beabsichtige und daß hierin das Ceremoniell des Krönungstages beobachtet werden solle, an welchem sie auch allein dinirt hatte. Ausgeschlossen von diesem Diner, kehrten wir zurück wie wir gekommen waren: in großer Feierlichkeit, unsre Bedienten zu Fuß und legten so vierzehn Werste zurück, indem wir, von Kälte erstarrt und vor Hunger fast sterbend, Moskau von einem Ende zum andern durchzogen. Wenn die Kaiserin uns während der Messe in sehr schlechter Laune zu sein schien, so entließ sie uns jetzt in nicht viel heiterer Stimmung, mit dem Beweise eines so wenig erfreulichen Mangels an Aufmerksamkeit, — um nicht mehr zu sagen. Bei den andern großen Festen in welchen sie auf dem Throne dinirte, hatten wir die Ehre gehabt mit

ihr zu speisen; diesmal entließ sie uns öffentlich. Unterwegs sagte ich dem Großfürsten mit dem ich allein im Wagen fuhr, meine Meinung darüber; er erklärte, er werde sich beschweren. Nach meiner Rückkehr klagte ich Madame Tschoglokoff, starr vor Kälte und abgemattet wie ich war, daß ich mich erkältet habe. Den Tag darauf fand ein Ball im Holzpalaste statt; ich gab mich für krank aus und ging nicht hin. Der Großfürst schickte in der That über die Sache, ich weiß nicht was für eine Botschaft, an die Schuwaloffs und sie schickten ihm auch, ich weiß nicht was für eine, ihn befriedigende Antwort — dann war nicht weiter die Rede davon.

Etwa um dieselbe Zeit erfuhren wir, daß Zacharias Czernitscheff und der Oberst Nicolaus Léontieff sich im Hause Roman Woronzoffs beim Spiele erzürnt, mit den Degen in der Hand gefochten und daß Graf Zacharias Czernitscheff eine gefährliche Verwundung am Kopfe erhalten habe. Sein Zustand war so bedenklich, daß man ihn nicht aus dem Hause Roman Woronzoffs in sein eignes hatte bringen können. Er blieb dort, befand sich sehr schlecht und es war die Rede davon ihn zu trepaniren. Mich betrübte dies sehr, denn ich hatte eine große Zuneigung zu ihm. Léontieff wurde auf Befehl der Kaiserin verhaftet. Dies Duell füllte die ganze Stadt mit Kabalen, wegen der außerordentlich zahlreichen Verwandtschaft beider Kämpfer. Léontieff war der Schwiegersohn der Gräfin Romanzow und ein sehr naher Verwandter der Panin und Kurakin. Ebenso hatte sein Gegner Verwandte, Freunde und Beschützer. Der Vorfall hatte sich ereignet im Hause des Grafen Roman

Woronzoff; der Kranke befand sich bei ihm. Endlich schwand die Gefahr, die Sache wurde beigelegt und vergessen.

Im Laufe des Monats Mai stellten sich wieder Anzeichen von Schwangerschaft bei mir ein. Wir begaben uns nach Libenitza, dem Gute des Großfürsten, zwölf bis vierzehn Werste von Moskau. Das steinerne Haus, welches Fürst Menschikoff früher dort errichtet hatte, war verfallen; wir konnten nicht darin wohnen. Zur Aushülfe schlug man Zelte im Hofe auf. Morgens zwischen drei und vier Uhr wurde mein Schlaf unterbrochen von den Schlägen der Axt und dem Lärm, den man bei dem Bau eines Flügels von Holz machte, welcher in aller Eile, so zu sagen zwei Schritte von unsern Zelten, errichtet wurde, damit wir während des Restes des Sommers einen Ort hätten, wo wir wohnen könnten. Später gingen wir meistens auf die Jagd oder promenirten umher — doch ritt ich nicht mehr, sondern fuhr im offnen Wagen. Gegen den Peterstag kehrten wir nach Moskau zurück. Ich wurde damals so schlafmüde, daß ich jeden Tag bis Mittag schlief und nur mit Mühe zum Diner geweckt wurde. Die Feier des Peterstags war wie gewöhnlich; ich kleidete mich an, war bei der Messe, beim Diner, beim Ball und beim Souper zugegen. Tags darauf fühlte ich Schmerzen im Kreuz. Madame Tschoglokoff ließ eine Hebamme kommen, welche die unzeitige Geburt vorhersagte, die während der Nacht stattfand. Ich mochte zwei oder drei Monate guter Hoffnung gewesen sein. Vierzehn Tage lang schwebte ich in Lebensgefahr, da man fürchtete ein Theil der Nachgeburt sei zurückgeblieben. Doch verbarg man mir diesen Umstand. Endlich am vierzehnten Tage ging die Nachgeburt von selbst, ohne Anstrengung

und Schmerz ab. Ich mußte wegen dieses Unfalls mein Zimmer in einer unerträglichen Hitze sechs Wochen lang hüten. Die Kaiserin besuchte mich an demselben Tage, wo meine Krankheit begann und schien durch meinen Zustand gerührt. Während jener sechs Wochen, in denen ich das Zimmer zu hüten hatte, langweilte ich mich tödtlich. Meine ganze Gesellschaft bestand in Madame Tschoglokoff (die noch dazu sehr selten zu mir kam) und einer kleinen Kalmuckin, die ich gern hatte, weil sie anmuthig war. Ich weinte oft vor Langerweile. Was den Großfürsten anging, so hielt er sich meist in seinen Zimmern auf, wo einer seiner Kammerdiener Namens Karnowitsch, ein Ukrainer, ein eben so großer Narr als Trunkenbold, ihn nach Kräften unterhielt, indem er ihm Spielsachen, Wein und starke Getränke brachte, so viel er konnte. Tschoglokoff, den überhaupt Alle täuschten und hintergingen, wußte hiervon Nichts. Doch während der geheimen nächtlichen Bacchanalien des Großfürsten mit seinen Kammerdomestiken, unter denen mehrere junge Kalmucken sich befanden, hörte man oft wenig auf seine Befehle und bediente ihn schlecht. Denn in ihrer Trunkenheit wußten sie nicht was sie thäten und vergaßen, daß sie mit ihrem Herrn zusammen waren und daß dieser Herr der Großfürst war. Dann nahm Se. Kaiserliche Hoheit zu Stockschlägen und flachen Säbelhieben seine Zuflucht — allein trotzdem gehorchte ihm die Genossenschaft schlecht und mehr als einmal beklagte er sich über seine Leute bei mir und bat mich, sie zur Vernunft zu bringen. Ich ging darauf in sein Zimmer, schalt sie, erinnerte sie an ihre Pflichten und brachte sie sofort zum Gehorsam — so daß der Großfürst wiederholt gegen mich äußerte und auch gegen

Bresson wiederholte, er wisse nicht was ich mit seinen Leuten mache; er selbst schelte sie und könne sie nicht zum Gehorsam bringen und ich erlange von ihnen Alles mit einem Worte. Als ich eines Tages zu demselben Zweck das Zimmer Sr. Kaiserlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine große Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Kabinets, hatte aufhängen lassen. Ich fragte was dies bedeute; worauf er erwiederte, diese Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde. Sie sei über die Wälle einer Festung von Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Kabinet stand, und habe zwei aus Zunder verfertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienste gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurtheilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe und solle als warnendes Beispiel drei Tage vor den Augen des Publikums ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die unglaubliche Albernheit dieses Vorgangs in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch großes Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verschanzte mich, als Frau, hinter meine Unkenntniß der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach, mich wegen meines Lachens zu schelten, und doch konnte man zur Rechtfertigung der Ratte mindestens das anführen, daß sie gehängt worden war, ohne daß man sie aufgefordert sich zu rechtfertigen, oder daß man ihre Rechtfertigung gehört hätte.

Während des diesmaligen Aufenthalts des Hofes in Moskau geschah es, daß ein Hoflakei verrückt und sogar toll wurde. Die Kaiserin befahl Boërhave, ihrem ersten Arzte, den Menschen zu behandeln. Er wurde in einem Zimmer nahe bei der Wohnung Boërhaves, der am Hofe lebte, untergebracht. Zufällig verloren während desselben Jahres noch mehrere andere Personen den Verstand. So wie die Kaiserin Kunde davon erhielt, nahm sie sie an den Hof und ließ sie in Boërhaves Nähe wohnen, so daß ein förmliches kleines Irrenhaus bei Hofe entstand. Ich erinnere mich, daß die merkwürdigsten Insassen desselben ein Major aus den Semenoffskischen Garden, Namens Tschedajeff, ein Oberstlieutenant Lintrum, ein Major Tschoglokoff und ein Mönch des Klosters Voskresensky waren, welcher letztere sich mit einem Rasirmesser die Geschlechtstheile abgeschnitten hatte — und andere mehr. Die Verrücktheit Tschedajeffs bestand darin, daß er Schach-Nadir, sonst Thamas-Kuli-Khan, Usurpator und Tyrann von Persien, für den lieben Gott hielt. Als es den Aerzten nicht gelingen wollte ihn von seiner Marotte zu heilen, übergab man ihn den Pfaffen. Diese überredeten die Kaiserin, den Teufel aus ihm austreiben zu lassen. Sie war selbst bei der Ceremonie zugegen; allein Tschedajeff blieb so verrückt als er war. Doch gab es Leute, die an seiner Verrücktheit zweifelten, weil er, Schah-Nadir ausgenommen, in jeder andern Beziehung vernünftig war. Ja, seine frühern Freunde fragten ihn wegen ihrer Angelegenheiten um Rath und er gab ihnen sehr verständige Rathschläge. Die welche ihn nicht für wahnsinnig hielten, führten als Grund seiner Affektation des Wahnsinns an, daß er in verzweifelte Verhältnisse ver-

wickelt gewesen sei, aus denen er sich durch diese List gerettet habe. Zu Anfang der Regierung der Kaiserin war er bei der Steuerrevision angestellt; man hatte ihn der Erpressung angeklagt und aus Furcht verurtheilt zu werden, nahm er zu der erwähnten Phantasie seine Zuflucht, wodurch er der Verurtheilung entging.

Mitte August 1753 kehrten wir auf das Land zurück. Die Kaiserin begab sich an ihrem Namenstage, den 5. September, in das Kloster Voskresensky. Während sie sich dort aufhielt, schlug der Blitz in die Kirche ein. Glücklicherweise befand sich Ihre Kaiserliche Majestät in einer Kapelle neben der Hauptkirche. Sie erfuhr das Geschehene nur durch den Schreck ihrer Hofleute; niemand wurde durch den Vorfall weder verwundet noch getödtet. Kurze Zeit nachher kam sie nach Moskau, und auch wir kehrten von Liberitza dorthin zurück. Bei unserer Rückkehr in die Stadt sahen wir, wie die Prinzessin von Kurland der Kaiserin für die Erlaubniß zu ihrer Vermählung mit Fürst Georg Hovansky öffentlich die Hand küßte. Mit ihrem ersten Verlobten, Peter Soltikoff, der seinerseits sofort eine Fürstin Suzoff heirathete, hatte sie gebrochen. Ich befand mich am ersten November desselben Jahres, Nachmittags 3 Uhr, bei Madame Tschoglokoff, als ihr Gemahl, Sergius Soltikoff, Leon Narischkin und mehrere andere Hofcavaliere das Zimmer verließen, um den Kammerherrn Schuwaloff zu seinem Geburtstage, der auf diesen Tag fiel, zu beglückwünschen. Madame Tschoglokoff, die Fürstin Gagarin und ich setzten unsere Unterhaltung fort. Plötzlich hörten wir Lärm in einer nahegelegenen kleinen Kapelle und ein paar jener Herren kamen zurück mit der Meldung, daß sie die Säle

des Schlosses nicht hätten passiren können, weil Feuer darin ausgebrochen sei. Ich eilte sogleich in mein Zimmer und indem ich durch ein Vorzimmer ging, sah ich daß die Balustrade in der Ecke des großen Saals brannte. Dieser Saal lag zwanzig Schritt von dem Flügel, welchen wir bewohnten. Als ich meine Zimmer erreichte, fand ich sie schon voll von Soldaten und Domestiken, welche die Meubeln und Alles was sie konnten, fortschleppten. Ma[dame] Tschoglokoff war mir gefolgt und da der Ausbruch [des] Feuers in allen Theilen des Hauses das Einzige war w[as] man erwarten konnte, verließen wir das Haus, bestiege[n] den vor der Thüre wartenden Wagen des Kapellmeisters Kraya, der zu einem Concert beim Großfürsten gekommen war und den ich selbst vom Brande des Hauses benachrichtigt hatte und betrachteten, weil die Straße durch kürzlich gefallene starke Regengüsse mit Koth bedeckt war, von dort die Feuersbrunst sowie die Bemühungen, die Meubeln aus allen Theilen des Hauses fortzuschaffen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit einen sonderbaren Zwischenfall; eine erstaunliche Menge von Ratten und Mäusen lief nämlich in langen Reihen die Treppe hinunter, ohne sich eben sehr zu beeilen. Wegen Mangel an Maschinen und weil die wenigen welche da waren, sich gerade unter dem brennenden Saale befanden, war es unmöglich, den großen Holzbau selbst zu retten. Derselbe nahm etwa die Mitte der ihn umgebenden Gebäude ein, mit einem Umfang von ungefähr zwei bis drei Wersten. Ich verließ ihn gerade um drei Uhr und um sechs war jede Spur davon verschwunden. Die Hitze wurde so groß, daß weder Madame Tschoglokoff noch ich selbst sie länger aushalten konnten, wir ließen den Wagen ein paar hundert

Schritte ins Freie hinausfahren. Endlich kam Tschoglokoff mit dem Großfürsten, um uns zu melden, daß die Kaiserin sich in das Haus Pokrowsky begebe und daß sie befohlen habe, wir sollten das Haus Tschoglokoffs beziehen, welches an der rechten Ecke der großen Slobodastraße gelegen war. Wir begaben uns sofort dorthin. Dieses Haus enthielt einen Saal in der Mitte und vier Zimmer auf beiden Seiten. Man kann nicht unbequemer wohnen als wir in diesem Hause wohnten. Der Wind fuhr nach allen Weltgegenden hindurch, Fenster und Thüren waren halb verfault, Oeffnungen von 3—4 Zoll Breite in den Fußböden. Dazu war es voller Ungeziefer; die Kinder und die Diener Tschoglokoffs wohnten darin. Sowie wir es betraten, wurden sie hinausgeschickt und man quartirte uns in diesem entsetzlichen Hause ein, dem es an Meubeln fast ganz fehlte.

Am nächsten Morgen sah ich was sich Alles in einer Kalmuckennase befinden kann. Die kleine Kalmuckin welche ich bei mir hatte, sagte, als ich erwachte, indem sie mir ihre Nase zeigte: „Ich habe hier eine Haselnuß.“ Ich befühlte die Nase, ohne etwas zu finden. Aber den ganzen Morgen wiederholte das Kind ohne Aufhören, sie habe in ihrer Nase eine Haselnuß. Das Kind war 4—5 Jahre alt. Niemand wußte was sie unter der Haselnuß in ihrer Nase verstand. Gegen Mittag fiel sie im Laufen gegen einen Tisch, fing an zu weinen, zog ihr Taschentuch und schneuzte sich die Nase. Indem sie sich schneuzte, sah ich selbst die Haselnuß aus ihrer Nase fallen und nun begriff ich, daß eine Haselnuß, die man in jeder europäischen Nase bemerken würde, sich verbergen könne in der Höhlung einer Kalmuckennase,

welche zwischen zwei dicken Backen in das Innere des Kopfes eingesetzt ist.

Unsre Garde[redacted] und Alles was wir bedurften, lag noch im Koth vor dem niedergebrannten Palast; wir erhielten sie erst in der Nacht und den Tag nachher. Was mir die größte Unruhe verursachte, waren meine Bücher. Ich beendete damals gerade den vierten Band des Bayle'schen Lexikons, eine Lektüre zu der ich zwei Jahre gebraucht hatte, indem ich alle sechs Monate einen Band durchstudirte. Man kann sich daher vorstellen in welcher Einsamkeit ich mein Leben hinbrachte. Endlich brachte man mir die Bücher, auch meine Garderobe, die der Gräfin Schuwaloff u. s. w. fand sich. Madame Wladislawa zeigte mir, der Curiosität halber, die Unterröcke dieser Dame, welche hinten ganz mit [redacted] gefüttert waren, weil sie ihren [redacted] nicht zurückhalten konnte. Dies war von ihrem ersten Wochenbett zurückgeblieben und die Unterröcke waren ganz von dem [redacted] durchdrungen, ich schickte sie so bald als möglich an ihre Besitzerin. Die Kaiserin verlor durch den Brand die ganze Masse ihrer nach Moskau gebrachten ungeheuern Garderobe. Sie erwies mir die Ehre mir mitzutheilen, daß sie 4000 Kleider verloren und daß sie von allen nur den Verlust des Kleides bedauere, zu welchem ich ihr den Stoff geschenkt hatte. Sie verlor außerdem noch viele Kostbarkeiten, unter andern eine mit geschnittenen Steinen verzierte Schaale, die Gräfin Romanzow für 8000 Dukaten in Constantinopel gekauft hatte. Alle diese Sachen befanden sich in einer Garderobe über dem Saale worin das Feuer ausbrach. Dieser Saal diente als Vorsaal zu dem Hauptsaale des Palastes. Um 10 Uhr Morgens waren die Ofenheizer ge-

kommen, um den Vorsaal zu heizen und hatten, nachdem sie Holz in den Ofen gelegt, das Feuer wie gewöhnlich angesteckt. Das Zimmer füllte sich hierauf mit Rauch. Sie glaubten, derselbe dringe durch einige nicht wahrnehmbare Ritzen des Ofens und bedeckten daher die Zwischenräume der Porzellanplatten mit Thon. Als nichtsdestoweniger der Rauch stärker wurde, suchten sie nach den Ritzen im Ofen, und bemerkten, als sie keine fanden, daß die Ritzen, aus welchen der Rauch hervordrang, zwischen den Scheidewänden des Zimmers sich befanden. Diese Scheidewände waren von Holz. Sie holten nun Wasser herbei und löschten das Feuer im Ofen. Allein der Rauch wurde immer stärker und drang in das Vorzimmer, wo eine Schildwache der Garde zu Pferde stand. Die Schildwache, die ihren Posten nicht zu verlassen wagte und zu ersticken fürchtete, drückte eine Fensterscheibe ein und erhob ein lautes Geschrei; und als Niemand zu Hülfe kam oder ihr Schreien hörte, feuerte sie ihr Gewehr durch das Fenster ab. Man hörte den Knall in der Hauptwache, gegenüber dem Palaste, eilte herbei und fand beim Eintreten überall einen dicken Rauch, aus dem man die Schildwache befreite. Die Heizer wurden verhaftet. Sie hatten geglaubt, daß sie, ohne Jemand davon zu benachrichtigen, das Feuer löschen oder doch die Vermehrung des Rauches hindern könnten; und waren hiermit in gutem Glauben fünf Stunden hindurch beschäftigt gewesen.

Die Feuersbrunst gab Tschoglokoff Veranlassung zu einer unvermutheten Entdeckung. Der Großfürst hatte in seinen Zimmern viele große Kommoden. Als man diese hinaustrug, zeigten einige offene oder schlecht verschlossene Fächer den Augen der Zuschauer, was sie enthielten. Wer hätte

es glauben sollen? Die Schubladen enthielten nichts Anderes als eine ungeheure Menge Wein- und Liqueurflaschen; sie dienten Sr. Kaiserlichen Hoheit als Keller. Tschoglokoff erzählte mir davon. Ich sagte ihm, ich wisse von diesem Umstande Nichts und so war es; aber sehr häufig, ja fast täglich, bemerkte ich die Trunkenheit des Großfürsten.

Wir blieben nach dem Brande ungefähr sechs Wochen in dem Hause Tschoglokoffs und da wir beim Hinausgehen oft an einem in einem Garten, nahe bei der Brücke Semenkoff gelegenen Hause vorbeikamen, welches der Kaiserin gehörte und das Bischofshaus hieß, weil die Kaiserin es von einem Bischof gekauft hatte; kam uns der Gedanke, die Kaiserin, ohne Wissen Tschoglokoffs, um die Erlaubniß zu bitten, dies Haus zu bewohnen, welches uns wohnlicher schien und geschildert wurde, als das, in welchem wir uns befanden. Wir erhielten den Befehl, in das Bischofshaus überzusiedeln. Es war ein sehr altes Haus von Holz, aus dem man nach keiner Seite eine Aussicht hatte; da es über steinernen Kellern gebaut war, lag es höher als das, welches wir verlassen, welches nur aus einem Erdgeschoß bestand. Die Oefen waren so alt und so voller Ritzen, daß man das Feuer hindurchscheinen sah, wenn sie geheizt wurden und der Rauch die Zimmer erfüllte. Wir litten daher an Kopf- und Augenschmerzen. Man lief in diesem Hause Gefahr, lebendig verbrannt zu werden, denn es war nur eine hölzerne Treppe darin und die Fenster lagen hoch. In der That brach während unsres Aufenthalts zwei- bis dreimal Feuer aus, allein man löschte zeitig. Ich bekam dort eine von hitzigem Fieber begleitete Halsentzündung. An demselben Tage, als meine Krankheit begann, sollte

Herr von Breithardt, der von dem Wiener Hofe wieder nach Rußland geschickt worden war, zum Abschied bei uns soupiren. Er fand mich mit rothen, geschwollenen Augen. Er glaubte ich habe geweint, und täuschte sich nicht. Langeweile, Unwohlsein, physisches und moralisches Unbehagen an der Lage, worin ich mich befand, hatten mich in tiefe Melancholie versetzt. Ich hatte den ganzen Tag bei Madame Tschoglokoff damit hingebracht, Die zu erwarten, Die nicht kamen, während sie jeden Augenblick zu mir sagte: „Es ist schrecklich, wie man uns allein läßt.“ Ihr Gemahl hatte anderswo dinirt und die ganze Gesellschaft war ihm gefolgt. Trotz aller Versprechungen, sich von der Tafel fortzustehlen, kam Sergius Soltikoff erst mit Tschoglokoff zurück. Alles dies verstimmte mich tief. Einige Tage nachher erhielten wir endlich die Erlaubniß nach Liberitza zu gehn. Hier fühlten wir uns wie im Paradiese. Das Haus war ganz neu und bequem eingerichtet, jeden Abend wurde getanzt und unser ganzer Hof war wieder beisammen. Auf einem dieser Bälle bemerkten wir, wie der Großfürst lange Zeit mit Tschoglokoff flüsterte. Der letztere schien dann traurig, träumerisch, verschlossener und mürrischer als gewöhnlich. Als Sergius Soltikoff dies sah und bemerkte, daß Tschoglokoff ihm mit sonderbarer Kälte begegnete, setzte er sich zu Fräulein Martha Schafiroff und suchte von ihr zu erfahren, was es mit der so ungewöhnlichen Vertraulichkeit des Großfürsten und Tschoglokoffs für eine Bewandtniß haben könne. Sie sagte, daß sie die Ursache nicht kenne. Der Großfürst habe öfter gegen sie geäußert: „Sergius Soltikoff und meine Frau täuschen Tschoglokoff auf eine unerhörte Weise. Er ist in die Großfürstin ver-

liebt; sie kann ihn nicht ausstehen. Sergius Soltikoff ist Tschoglokoffs Vertrauter. Er macht ihn glauben, daß er sich bei meiner Frau für ihn bemühe, und statt dessen bemüht er sich bei ihr nur für sich selbst. Und sie, sie kann den amüsanten Sergius Soltikoff sehr wohl ausstehen. Sie bedient sich seiner um Tschoglokoff zu regieren wie sie will, und im Grunde macht sie sich lustig über Beide. Ich muß diesem armen Teufel von Tschoglokoff, der mir leid die Augen öffnen, ich muß ihm die Wahrheit sagen; da wird er sehen, wer sein wahrer Freund ist, meine Frau oder ich." Nachdem Sergius Soltikoff diese gefährliche Unterredung und die unangenehme Situation, welche daraus hervorging, in Erfahrung gebracht hatte, erzählte er mir Alles wieder und setzte sich dann zu Tschoglokoff, indem er ihn fragte, was ihm fehle. Tschoglokoff wollte sich anfangs nicht erklären, seufzte einmal über das andere, beklagte sich dann, wie schwer es sei treue Freunde zu finden, bis endlich Sergius Soltikoff ihn nach so vielen Seiten hin- und herfragte, daß er den Inhalt seiner Unterredungen mit dem Großfürsten gestand. Wenn man nicht Aufschluß darüber erhielt, konnte man allerdings nicht ahnen, was sie miteinander gesprochen hatten. Der Großfürst hatte damit angefangen, Tschoglokoff die größten Versicherungen seiner Freundschaft zu machen und bemerkt, nur in bedrängten Lebenslagen könne man die wahren Freunde unterscheiden von den falschen. Um ihm die Aufrichtigkeit der seinigen zu beweisen, wolle er über eine wichtige Angelegenheit ganz offen mit ihm reden. Er wisse, daß Tschoglokoff in mich verliebt sei. Dies rechne er ihm nicht zum Verbrechen an; ich könne ihm liebenswürdig erscheinen und man sei nicht Herr seines

Herzens. Aber er müsse ihm bemerklich machen, daß er seine Vertrauten schlecht wähle. Denn er nehme ohne weiteres an, daß Sergius Soltikoff sein Freund sei und sich bei mir für ihn bemühe, während er sich allein für sich selbst bemühe und ihn als seinen Nebenbuhler mit Mißtrauen betrachte. Ich aber mache mich über sie Beide lustig. Wenn indeß Tschoglokoff seinem, dem Rathe des Großfürsten, folgen und sich ihm vertrauen wolle, so werde er sehen, daß er sein einziger und wahrhafter Freund sei. Tschoglokoff hatte dem Großfürsten aufs lebhafteste für sein Vertrauen und seine Freundschaftsbetheuerungen gedankt. Allein im Grunde hatte er alles Andere als Grille und als persönliche Phantasie des Großfürsten behandelt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß er keinesfalls großes Vertrauen in einen Freund setzen konnte, der durch seine Stellung sowohl, als seinen Charakter eben so unsicher als nutzlos war. Nachdem er sich so weit ausgesprochen, kostete es Sergius Soltikoff wenig Mühe, Ruhe und Heiterkeit in Tschoglokoffs Seele zurückzuführen; zumal da der letztere gewohnt war, den Reden eines Menschen, den man als einsichtslos kannte, wenig Bedeutung und Aufmerksamkeit beizumessen. Ich meinerseits gestehe, daß ich über die Mittheilungen des Großfürsten empört war und um ihn von dem Gegenstande abzubringen, ließ ich ihn merken, daß ich von dem zwischen ihm und Tschoglokoff Vorgegangenen unterrichtet sei. Er erröthete, antwortete nicht, entfernte sich, grollte mir und damit war die Sache zu Ende.

Nach Moskau zurückgekehrt, siedelte man uns aus dem Hause des Bischofs in die Gemächer des sogenannten Som-

merhauses der Kaiserin über, welches vom Brande verschont geblieben war. Die Kaiserin hatte sich binnen sechs Wochen eine neue Wohnung errichten lassen, zu welcher man das Gebälk aus dem Hause in Pérowa, dem des Grafen Hendrikoff und dem der Fürsten von Georgien herbeigeschafft hatte. Zu Anfang des neuen Jahres zog sie darin ein.

1754.

Die Kaiserin feierte den ersten Januar 1754 in diesem Hause und der Großfürst und ich hatten die Ehre, mit ihr öffentlich unter dem Thronhimmel zu diniren. Bei Tafel schien Ihre Majestät sehr heiter und gesprächig. Neben dem Throne waren Tische für mehrere hundert Gäste aus den vornehmsten Klassen der Gesellschaft gedeckt. Während des Diners fragte die Kaiserin, wer jene magere häßliche Person mit dem Kranichhals sei, die sie dort sitzen sehe (sie deutete auf den Platz). Man sagte ihr, es sei Fräulein Martha Schafinoff. Sie brach in lautes Lachen aus, wendete sich zu mir und sagte: dies erinnere Sie an ein russisches Sprüchwort: „Ein langer Hals ist nur gut zum Aufhängen“. Ich konnte nicht umhin, über die Bosheit dieses kaiserlichen Witzwortes zu lächeln und es fiel nicht zu Boden. Die Hofleute wiederholten es von Mund zu Mund, so daß, als wir von der Tafel aufstanden, ich schon mehrere Personen fand, die davon wußten. Ob der Großfürst es gehört hatte,

weiß ich nicht, er erwähnte es nicht mit einer Sylbe und ich hütete mich, mit ihm darüber zu sprechen.

Kein Jahr war so reich an Feuersbrünsten als das von 1753—1754. Es geschah öfter, daß ich aus den Fenstern meiner Gemächer im Sommerpalast zwei, drei, vier, ja fünf Feuersbrünste zugleich an verschiedenen Punkten Moskaus entdeckte. Während des Carnevals ordnete die Kaiserin mehrere Bälle und Maskeraden in ihren Gemächern an. Ich bemerkte, wie sie auf einem derselben eine lange Unterredung mit der Generalin Matuschkin hatte, welche nicht wollte, daß ihr Sohn sich mit der Fürstin Gagarin, meiner Ehrendame, vermähle. Allein die Kaiserin überredete die Mutter, und die Fürstin Gagarin, welche achtunddreißig wohlgezählte Jahre alt war, erhielt die Erlaubniß, Dimitri Matuschkin zu heirathen. Sie sowohl als ich selbst waren sehr froh darüber; es war eine Heirath aus Neigung und Matuschkin war damals sehr schön. Madame Tschoglokoff zog nicht mit uns in die Sommerwohnung. Unter verschiedenen Vorwänden blieb sie mit ihren Kindern in ihrem nahe am Hofe gelegenen Hause. Allein in Wahrheit hatte sie, so einsichtsvoll und so voller Liebe zu ihrem Gemahle sie auch war, eine Leidenschaft für den Fürst Peter Repnin und eine entschiedene Abneigung gegen ihren Gemahl gefaßt. Sie glaubte, sie könne nicht glücklich sein ohne eine Vertraute und ich schien ihr am zuverlässigsten zu sein. Sie zeigte mir alle Briefe, die sie von ihrem Geliebten empfing und ich bewahrte ihr Geheimniß mit scrupulöser Treue und Gewissenhaftigkeit. Sie sah den Fürsten so geheim als möglich; nichtsdestoweniger stieg dem Gemahl der Dame einiger Verdacht auf. Ein Officier der Garde zu Pferd,

Namens Kaminin, war Schuld daran. Dieser Mensch war die Verkörperung der Eifersucht und des Verdachts; es war sein Charakter. Tschoglokoff hatte ihn lange Zeit gekannt. Er wandte sich an Sergius Soltikoff, der ihn zu beruhigen suchte. Ich hütete mich, Sergius Soltikoff mitzutheilen, was ich davon wußte, aus Furcht, er könne eine unfreiwillige Indiskretion begehen. Endlich klopfte der Gemahl auch bei mir an. Ich spielte die Einfältige und Ueberraschte und schwieg.

Im Februar hatte ich Anzeichen von Schwangerschaft. Grade am Ostertage, während der Messe, wurde Tschoglokoff an einer trocknen Kolik krank. Man gab ihm kräftige Arzneien, allein sein Leiden verschlimmerte sich. In der Osterwoche machte der Großfürst mit unsern Hofcavalieren einen Spazierritt, an welchem auch Sergius Soltikoff Theil nahm. Ich blieb zu Hause, weil man Furcht hatte, mich in meinem Zustande ausgehen zu lassen, nachdem ich zweimal unzeitige Wochen gehalten. Ich befand mich allein in meinem Zimmer, als Tschoglokoff mich bitten ließ, zu ihm zu kommen. Ich ging und fand ihn im Bette. Er beklagte sich bitterlich über seine Frau, sagte mir, sie sehe Fürst Repnin bei sich, derselbe komme zu Fuß zu ihr; während des Carnevals habe er sie eines Tages, bei Gelegenheit eines Hofballs, im Harlequinskostüme besucht. Kaminin habe ihn ausspähen lassen — und tausend andere Einzelnheiten, die ich vergessen.

Grade als er in der größten Aufregung war, trat seine Frau ein. Er überhäufte sie in meinem Beisein mit Vorwürfen und sagte, sie verlasse ihn, während er krank darniederliege. Beide waren argwöhnische bornirte Menschen.

Ich war außer mir vor Angst, seine Frau könne glauben, ich habe ihre Zusammenkünfte, die er in allen Einzelnheiten schilderte, verrathen. Sie jedoch erwiderte ihm: es sei nicht befremdlich, wenn sie ihn für sein Benehmen gegen sie strafe. Weder er noch irgend Jemand sonst könne ihr vorwerfen, daß sie bis dahin irgend welche Pflicht gegen ihn verletzt habe; ihm stehe es schlecht an, sich zu beklagen. Dabei [illegible]deten sich Beide fortwährend an mich, als Richterin und [illegible]scheiderin dessen, was sie sagten. Ich schwieg, aus [illegible]t, einen von ihnen oder beide zu beleidigen, oder mir eine Blöße zu geben. Mein Gesicht brannte vor Aufregung, ich war mit ihnen allein. Mitten im heftigsten Streit meldete mir Madame Wladislawa, daß die Kaiserin in meine Gemächer eingetreten sei. Ich eilte sofort hinaus. Madame Tschoglokoff folgte mir, blieb aber, wie ich nachher erfuhr, in einem Corridor stehen, aus welchem eine Treppe in den Garten führte, und setzte sich auf die Treppe. Ich kam außer Athem in mein Zimmer. Die Kaiserin war wirklich da. Als sie bemerkte, daß ich roth und athemlos hereintrat, fragte sie, wo ich gewesen sei. Ich erwiderte: ich komme von Tschoglokoff, dem es schlecht gehe und da ich gehört, daß sie mir die Gnade erwiesen, mich zu besuchen, sei ich gelaufen, um so schnell als möglich zurückzukommen. Sie fragte mich nicht weiter aus; allein mir schien es, als ob sie über meine Worte nachsinne und als habe sie etwas Auffallendes in ihnen gefunden. Dennoch fuhr sie fort, mit mir zu sprechen. Sie fragte: wo der Großfürst sich befinde, weil sie wußte, daß er ausgegangen war; und weder er noch ich wagten während der ganzen Regierung der Kaiserin die Stadt oder selbst das Haus zu verlassen,

ohne sie um Erlaubniß gebeten zu haben. Madame Wladislawa war in meinem Zimmer. Die Kaiserin richtete das Wort mehreremale an sie, dann wieder an mich, sprach von gleichgültigen Dingen und entfernte sich nach einer kleinen halben Stunde, indem sie mir sagte, wegen meines Zustandes enthebe sie mich davon, am 21. und 25. April öffentlich zu erscheinen. Es überraschte mich, daß Madame Tschoglokoff mir nicht gefolgt war. Ich fragte, nachdem die Kaiserin sich entfernt hatte, Madame Wladislawa, was aus ihr geworden sei; sie sagte, daß sie sich auf die Treppe gesetzt und geweint habe. Nach der Rückkehr des Großfürsten erzählte ich Sergius Soltikoff, wie es mir während ihres Spazierritts ergangen sei: wie Tschoglokoff mich hatte rufen lassen, von meiner Aufregung bei der Unterhaltung zwischen ihm und seiner Frau und von dem Besuche der Kaiserin. Er sagte: „Wenn die Sache sich so verhält, so glaube ich, daß die Kaiserin gekommen ist, um zu sehen, womit Sie sich während der Abwesenheit Ihres Gemahls beschäftigen und damit sie sieht, daß Sie ganz allein in Ihren Gemächern und bei Tschoglokoff waren, werde ich mit allen meinen Kameraden, über und über beschmutzt wie wir sind, zu Ivan Schuwaloff gehen." In der That begab er sich, nachdem der Großfürst sich zurückgezogen hatte, mit Allen, die an dem Spazierritte Theil genommen, zu Iwan Schuwaloff, der am Hofe wohnte. Als sie zu ihm kamen, erkundigte er sich nach den Details ihres Spazierritts und Sergius Soltikoff sagte mir nachher, aus seinen Fragen sei ihm hervorgegangen, daß er sich nicht getäuscht habe.

Seit diesem Tage nahm die Krankheit Tschoglokoffs eine mehr und mehr bedenkliche Wendung. Am 21. April,

meinem Geburtstage, wurde er von den Aerzten aufgegeben. Man setzte die Kaiserin davon in Kenntniß und sie befahl, wie sie in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, den Kranken in sein eignes Haus zu tragen, damit er nicht bei Hofe stürbe, weil sie sich vor Todten fürchtete. Mich betrübte es sehr von dem Zustande zu erfahren, in welchem Tschoglokoff sich befand. Er starb gerade zu einer Zeit als es, ·ch mehreren Jahren der Mühe und Arbeit, gelungen ar, ihn nicht nur weniger schlecht und böswillig zu machen, ondern mit ihm umzugehen und selbst etwas bei ihm aus-urichten, weil man seinen Charakter kennen gelernt hatte. Was seine Frau betraf, so liebte sie mich damals aufrichtig und war aus einem strengen böswilligen Argus eine treue und ergebene Freundin geworden. Tschoglokoff lebte in seinem Hause noch bis zum 25. April, dem Krönungstage der Kaiserin, wo er am Nachmittage verschied. Da ich fast jeden Augenblick nach ihm fragen ließ, kam mir die Nachricht sofort zu Ohren. Ich war wirklich traurig und weinte lange. Während der letzten Lebenstage Tschoglokoffs war auch seine Frau an's Bett gefesselt; er lag in dem einen, sie in dem andern Flügel des Hauses. Sergius Soltikoff und Frau Narischkin befanden sich in dem Zimmer Madame Tschoglokoffs als ihr Gemahl starb und da die Fenster geöffnet waren, flog ein Vogel hinein und setzte sich auf den Rand des Plafonds, gegenüber dem Bette Madame Tschoglokoffs. Als sie dies bemerkte, sagte sie: „Ich glaube mein Gemahl ist eben gestorben, lassen Sie fragen wie die Sachen stehn." Man brachte die Botschaft daß er in der That gestorben sei. Sie sagte: dieser Vogel sei die Seele ihres Gemahls. Man suchte ihr zu beweisen,

daß es ein gewöhnlicher Vogel sei, allein er war nicht mehr aufzufinden. Man sagte nun er sei fortgeflogen, doch da Niemand ihn gesehen hatte, blieb sie überzeugt, es sei die Seele ihres Gemahls gewesen, die sie aufgesucht habe.

Nach dem Begräbniß Tschoglokoffs wollte seine Frau mich besuchen. Aber als die Kaiserin sie über die Innsabrücke kommen sah, schickte sie ihr einen Boten entgegen, welcher ihr anzeigte, daß sie ihres Dienstes bei mir enthoben sei und in ihr Haus zurückkehren möge. Es mißfiel Ihrer Kaiserlichen Majestät, daß sie als Wittwe so bald ausging. Denselben Tag ernannte sie Alexander Iwanowitsch Schuwaloff zu der Stelle welche der verstorbene Tschoglokoff bei dem Großfürsten bekleidet hatte. Nun war dieser Schuwaloff, nicht an sich selbst, aber durch die Stellung welche er einnahm, der Schrecken des Hofes, der Stadt und des ganzen Reiches. Er war Präsident des Tribunals der Staatsinquisition, welche damals die Geheime Kanzlei hieß. Seine amtliche Beschäftigung hatte ihm, wie man sagte, eine Art convulsivischer Bewegung zugezogen, die, so oft er Freude, Zorn, Furcht oder Unruhe empfand, die ganze rechte Seite seines Gesichts, vom Auge bis zum Kinn, durchzuckte. Es war erstaunlich wie man diesen Menschen mit einer so abschreckenden Fratze hatte wählen können, fortwährend in der Gesellschaft einer jungen Frau zu sein die guter Hoffnung war; denn hätte ich ein mit diesem unglücklichen Tic behaftetes Kind zur Welt gebracht, so würde mir dies sicherlich den Unwillen der Kaiserin zugezogen haben. Und doch hätte nichts leichter geschehen können, da ich ihn fortwährend sah, aber niemals gern sah, vielmehr meist mit einem Gefühl unwillkürlicher Abneigung,

wegen seiner Persönlichkeit, seiner Verwandten und seines Amtes, von welchem letztern man sehr bezweifelte, ob der gesellschaftliche Zustand dadurch gebessert werde. Allein dies war nur der Anfang der schönen Zeit die man uns und besonders mir bereitete. Tags darauf meldete man mir, daß die Kaiserin mir wieder die Gräfin Romanzow beigeben werde. Ich wußte, daß diese die geschworene Feindin Sergius Soltikoffs war, daß sie die Fürstin Gagarin ebensowenig liebte, daß sie meiner Mutter bei der Kaiserin großes Unrecht gethan hatte. Ich verlor also für einen Augenblick alle Geduld, als ich davon hörte. Ich weinte bitterlich und sagte dem Grafen Alexander Schuwaloff, wenn man mir die Gräfin Romanzow beigebe, würde ich darin ein großes Unglück für mich erkennen; denn diese Frau habe früher meiner Mutter durch Anschwärzungen bei der Kaiserin geschadet und jetzt werde sie mir auch dasselbe thun. Als sie bei uns gewesen sei, habe man sie gefürchtet wie die Pest und wenn er kein Mittel finde diese Verordnung abzuwenden, würden viele Personen dadurch ins Unglück gerathen. Er versprach, sich darum zu bemühen und suchte mich zu beruhigen. Besonders in der Sorge für meinen damaligen Zustand begab er sich zu der Kaiserin und drückte, als er zurückkam, die Hoffnung aus, daß die Kaiserin mir die Gräfin Romanzow nicht beigeben werde. Wirklich hörte ich Nichts mehr davon und man beschäftigte sich ausschließlich mit der Abreise nach Petersburg. Es wurde bestimmt, daß wir 29 Tage unterwegs sein, also jeden Tag nicht mehr als eine Poststation zurücklegen sollten. Ich hegte die größte Besorgniß, man würde Sergius Soltikoff und Leon Narischkin in Moskau zurück-

lassen; allein man hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die Gnade sie mit auf die Liste unsres Gefolges zu setzen.

Am 10. oder 11. verließen wir endlich den Moskauer Palast. Ich fuhr in einem Wagen mit der Gemahlin Graf Alexander Schuwaloffs, der langweiligsten Frau die man sich denken kann, mit Madame Wladislawa und mit der Hebamme, ohne welche man nicht fertig werden zu können glaubte, weil ich guter Hoffnung war. Ich langweilte mich in diesem Wagen zum Sterben und weinte beständig. Endlich ergriff die Fürstin Gagarin, welche die Gräfin Schuwaloff persönlich nicht liebte, weil ihre mit Golowkin, einem Vetter der Fürstin, vermählte Tochter sich gegen die Eltern ihres Gemahls sehr wenig zuvorkommend bewies, einen Augenblick wo sie sich mir nähern konnte, um mir zu sagen, daß sie sich bemühe Madame Wladislawa günstig für mich zu stimmen, weil sie und alle Andern fürchteten, die Hypochondrie in welche mein Zustand mich versetze, möge mir und dem Kinde welches ich unter dem Herzen trage, schaden; sowie daß Sergius Soltikoff mir weder von nah noch von fern sich zu nähern wage, wegen der Aufsicht und fortwährenden Gegenwart des Schuwaloffs'schen Ehepaares. Wirklich gelang es ihr bei Madame Wladislawa Gehör zu finden und sie, im Hinweis auf den Zustand von Unbequemlichkeit und fortwährendem Zwang, aus dem eben jene Melancholie entsprang, deren ich nicht mehr Herr werden konnte, zum Nachgeben zu bewegen. Es handelte sich um ein so Geringes, um Nichts als um eine kurze Unterredung. Dieselbe wurde mir endlich zugestanden. Nach 29 langweiligen Reisetagen kamen wir so in Petersburg, im Sommerpalast, an. Der Großfürst richtete sich dort zuerst

ein. Dies gewährte mir bisweilen die Möglichkeit einer Unterredung. Allein meine Melancholie hatte einen so hohen Grad erreicht, daß ich bei der geringsten Veranlassung immer Thränen im Auge hatte. Tausend Befürchtungen erfüllten meine Seele; kurz ich konnte mich nicht von dem Gedanken befreien, daß Alles auf die Entfernung Sergius Soltikoffs abziele.

Wir begaben uns nach Peterhof. Ich ging dort viel aus, doch mein Kummer folgte mir überallhin nach. Im Herbst kehrten wir in die Stadt, in den Sommerpalast zurück. Es war mir eine schmerzliche Ueberraschung als ich erfuhr, daß man für meine Niederkunft Zimmer einrichtete, welche an die der Kaiserin stießen und zu ihren Gemächern gehörten. Alexander Schuwaloff ging mit ihr hin, um sie in Augenschein zu nehmen. Ich fand zwei Zimmer wie alle andern im Sommerpalast, düster und nur mit einem Ausgang versehen, schlecht meublirt in rothem Damast, und fast ohne jede Bequemlichkeit in der Einrichtung. Ich sah voraus, daß ich hier isolirt, ohne alle Gesellschaft und sehr unglücklich sein werde. Ich äußerte dies gegen Sergius Soltikoff und die Fürstin Gagarin, die sich gegenseitig nicht eben anzogen, allein sich in der Freundschaft für mich vereinigten. Sie sahen Alles was ich sah; doch sie konnten Nichts daran ändern. Ich sollte diese von denen des Großfürsten sehr entfernten Zimmer am Mittwoch beziehen. Am Dienstag Abend ging ich zu Bett und wachte in der Nacht mit Schmerzen auf. Ich weckte Madame Wladislawa. Sie ließ die Hebamme holen und diese erklärte, daß die Zeit meiner Niederkunft da sei. Man weckte den Großfürsten, der in seinem Zimmer schlief und den Grafen Alexander

Schuwaloff. Der Letztere schickte nach der Kaiserin, welche bald darauf, etwa um zwei Uhr Morgens, eintrat. Gegen Mittag des folgenden Tages, am 20. September, wurde ich endlich von einem Sohn entbunden. Nachdem er angezogen war, ließ die Kaiserin ihren Beichtvater rufen, welcher dem Kinde den Namen Paul gab. Hierauf befahl sie der Hebamme das Kind zu nehmen und ihr zu folgen. Ich blieb auf dem Lager der Schmerzen. Nun stand dieses Lager einer Thür gegenüber, durch welche das Licht, hereinfiel; hinter mir waren zwei große Fenster die schlecht schlossen und zur Rechten und Linken zwei Thüren, von denen die eine in mein Toilettenzimmer, die andere in das von Madame Wladislawa bewohnte Zimmer führte. Nachdem die Kaiserin sich entfernt, ging auch der Großfürst hinaus, ebenso Herr und Madame Schuwaloff und bis drei Uhr sah ich Niemanden wieder. Ich hatte stark geschwitzt und bat Madame Wladislawa meine Wäsche zu wechseln und mich in's Bett zu geleiten. Sie erklärte sie wage nicht, dies zu thun. Sie schickte mehrmals nach der Hebamme, doch diese kam nicht. Ich verlangte zu trinken, doch immer erhielt ich die nämliche Antwort. Nach drei Stunden endlich kam die Gräfin Schuwaloff in großer Toilette zurück. Als sie mich noch an derselben Stelle liegen sah wie sie mich verlassen, schrie sie laut auf und erklärte, man werde mich auf diese Art tödten. Dies war sehr tröstlich für mich, nachdem ich seit dem Moment meiner Niederkunft schon in Thränen gebadet gewesen, verlassen wie ich war, auf einem schlechten unbequemen Lager, nach heftigen schmerzhaften Geburtswehen, zwischen Thüren und Fenstern die schlecht schlossen, ohne daß Jemand es wagte, mich in mein nur zwei Schritte

entferntes Bett zu tragen, ohne daß ich selbst die Kraft hatte mich hineinzuschleppen. Madame Schuwaloff entfernte sich sogleich, wahrscheinlich um die Hebamme zu holen, denn diese kam nach einer halben Stunde und sagte, die Kaiserin sei so von dem Kinde in Anspruch genommen, daß sie sich keinen Augenblick habe entfernen dürfen. An mich dachte man nicht. Diese Vergeßlichkeit oder Gleichgültigkeit war zum mindesten nicht sehr schmeichelhaft für mich. Ich verschmachtete vor Durst. Endlich brachte man mich in mein Bett. Dann sah ich den ganzen Tag keine lebende Seele mehr, ebenso wenig erkundigte man sich nach meinem Befinden. Der Großfürst trank mit seinen Genossen, die Kaiserin war mit dem Kinde beschäftigt. In der Stadt und im Reiche herrschte große Freude über das glückliche Ereigniß. Den nächsten Tag begann ich unerträgliche rheumatische Schmerzen zu empfinden, die von der Hüfte an meinem linken Bein hinunterzogen. Ich wurde dadurch am Schlafen gehindert und bekam obendrein ein hitziges Fieber. Trotzdem bekümmerte man sich nicht mehr um mich als vorher. Ich sah Niemanden, Niemand fragte nach mir. Der Großfürst kam in der That einen Augenblick in mein Zimmer, ging aber sogleich wieder fort, indem er sagte, er habe keine Zeit, zu bleiben. Ich that Nichts als Weinen und Stöhnen. Madame Wladislawa, die allein bei mir war, bedauerte mich, aber sie konnte nicht helfen. Dazu mochte ich weder bedauert werden, noch mich beklagen. Mein Stolz sträubte sich dagegen und schon der Gedanke, unglücklich zu sein, war mir unerträglich; bis dahin hatte ich gethan, was ich konnte, um es nicht zu scheinen. Ich hätte Graf Alexander Schuwaloff und seine Gemahlin sehen

können; allein beide waren so einfältig und langweilig, daß ich mich immer freute, wenn sie abwesend waren. Am dritten Tage ließ die Kaiserin bei Madame Wladislawa nachfragen, ob eine Mantille von blauem Atlas, welche Ihre Kaiserliche Majestät am Tage meiner Niederkunft trug, weil es in meinem Zimmer sehr kalt war, nicht bei mir liegen geblieben wäre. Madame Wadislawa suchte diese Mantille überall und fand sie endlich in einer Ecke meines Toilettenzimmers, wo man sie nicht bemerkt hatte, weil man seit meiner Niederkunft dies Zimmer nur selten betrat. Nachdem sie die Mantille gefunden, schickte sie dieselbe sogleich zurück. Wie wir später hörten, hatte diese Mantille zu einem eigenthümlichen Vorfall Veranlassung gegeben. Die Kaiserin hatte keine bestimmte Zeit, wann sie zu Bette ging, wann sie aufstand, wann sie dinirte, soupirte oder Toilette machte. Eines Nachmittags, während der drei erwähnten Tage, legte sie sich auf ein Canapee, auf welches sie eine Matratze und Kissen hatte breiten lassen. Nachdem sie eine Weile gelegen, fing es an, sie zu frieren und sie verlangte eine Mantille. Man suchte überall, ohne sie zu finden, da sie in meinem Zimmer geblieben war. Nun befahl die Kaiserin, unter ihrem Kopfkissen nachzusehen; denn sie glaube, man werde sie dort finden. Die Schwester Madame Kruse's, jene Lieblings-Kammerfrau der Kaiserin, suchte unter dem Kopfkissen Ihrer Kaiserlichen Majestät und zog ihre Hand zurück, indem sie sagte, die Mantille sei nicht dort, aber ein Packet Haare oder etwas dem Aehnliches, sie wisse nicht was, liege darunter. Die Kaiserin erhob sich sofort und befahl, die Matratze sammt den Kissen abzunehmen; und nicht ohne Erstaunen sah man ein Packet, in welchem sich Haare, her-

umgewickelt um Gemüsewurzeln, befanden. Nun erklärten die Frauen der Kaiserin und sie selber: dies sei unzweifelhaft Hexerei und alle ergingen sich in Vermuthungen, wer die Verwegenheit gehabt haben könne, dieses Packet unter das Kopfkissen der Kaiserin zu legen. Man beargwöhnte eine der Frauen, welche Ihre Kaiserliche Majestät am Meisten bevorzugte. Dieselbe war bekannt unter dem Namen Anna Dimitrewna Dumachéva; allein vor nicht langer Zeit war sie Wittwe geworden und hatte sich zum zweitenmale mit einem Kammerdiener der Kaiserin verheirathet. Dem Herrn Schuwaloff stand diese Frau wegen ihres Einflusses und des Vertrauens der Kaiserin, das sie von früh auf genossen hatte, im Wege; sie konnte ihnen sehr wohl einen Streich spielen, unter dem ihr eigner Einfluß gelitten haben würde. Da es den Schuwaloff's nun nicht an Anhängern fehlte, fingen auch diese an, die Sache als ein Verbrechen aufzufassen, wozu außerdem die Kaiserin selbst sehr geneigt war, weil sie an Zauber und Hexerei glaubte. Sie befahl folglich dem Grafen Alexander Schuwaloff, die Frau, ihren Mann und ihre beiden Söhne, von denen einer Gardeofficier, der andere Kammerpage der Kaiserin war, verhaften zu lassen. Der Mann verlangte, zwei Tage nach seiner Verhaftung, ein Rasirmesser, um sich zu rasiren und schnitt sich den Hals ab. Was die Frau und die Söhne betraf, so waren sie lange Zeit im Gefängniß und sie gestand ein, daß sie, um die Gunst der Kaiserin gegen sie zu verlängern, Zaubermittel angewandt und am Gründonnerstag ein paar Körner gebrannten Salzes in ein Glas Ungarwein gestreut habe, welches sie der Kaiserin präsentirte. Die Sache endigte damit, daß Mutter und Söhne aus Moskau verbannt wurden. Nachher

verbreitete man ein Gerücht, demzufolge eine Ohnmacht, welche die Kaiserin kurz vor meiner Entbindung befallen, durch das ihr von jener Frau dargereichte Getränk hervorgerufen worden sei; allein in der That hatte sie ihr am Gründonnerstag nicht mehr als zwei bis drei Körner gebrannten Salzes gegeben, was ihr sicherlich nicht schaden konnte. Das einzig Tadelnswerthe dabei war die Verwegenheit der Frau und ihr Aberglaube.

Endlich schlug mir der Großfürst vor, da er sich Abends ohne meine Ehrendamen, denen er den Hof machte, langweilte, die Abende in meinem Zimmer zuzubringen. Er bemühte sich damals um die Häßlichste von Allen, die Gräfin Elisabeth Woronzoff. Am sechsten Tage fand die Taufe meines Sohnes statt. Es hatte wenig daran gefehlt, daß er schon an Mundfäule gestorben wäre. Ich konnte nur heimlich Nachricht von ihm erhalten; denn nach seinem Befinden zu fragen, würde für einen Zweifel an der Sorgfalt der Kaiserin gehalten und sehr schlecht aufgenommen worden sein. Sie hatte ihn zudem in ihr eigenes Zimmer bringen lassen und sowie er zu schreien anfing, eilte sie selbst zu ihm. Aus übergroßer Sorgfalt brachte man ihn dem Ersticken nahe. Er lag in einem sehr heißen Zimmer, ganz eingewickelt in Flanell, in einer mit schwarzem Fuchspelz garnirten Wiege und war zugedeckt von einer mit Watte gefütterten Atlasdecke, über welcher eine rosa Sammtdecke lag, die mit schwarzem Fuchspelz besetzt war. Ich selbst sah ihn später wiederholt auf diese Weise in seiner Wiege; der Schweiß strömte von seinem Gesichte und am ganzen Körper herab. Als er größer wurde, zog ihm daher der geringste Luftzug Erkältung und Krankheit zu. Außerdem

war er von einer großen Zahl alter Matronen umgeben, die, aus mißverstandener Sorgfalt und aus Mangel an gesundem Menschenverstand, ihm unendlich viel mehr physische und moralische Leiden zuzogen, als sie ihm von Nutzen waren.

An dem Tauftage kam die Kaiserin nach der Ceremonie in meine Zimmer und überreichte mir auf einem goldenen Teller einen Befehl an ihr Cabinet, mir 100,000 Rubel auszuzahlen. Daneben lag ein Schmuckkästchen, welches ich nicht öffnete, bis sie sich entfernt hatte. Das Geld kam mir sehr gelegen, denn ich besaß keinen Pfennig und war von Schulden überhäuft. Was das Schmuckkästchen anging, so brachte dasselbe, nachdem ich es geöffnet, keine große Wirkung auf mich hervor. Es enthielt ein klägliches kleines Halsband, sammt goldenen Ohrgehängen und zwei elenden Ringen, die ich mich geschämt haben würde, meinen Kammerfrauen zu schenken. Kein Stein an dem Ganzen war mehr als hundert Rubel werth; ebensowenig zeichnete es sich aus durch Arbeit oder Geschmack. Ich schwieg und ließ das Kaiserliche Schmuckkästchen verschließen. Offenbar fühlte man die wahrhafte Elendigkeit des Geschenkes selber; der Graf Alexander Schuwaloff kam zu mir mit dem Befehle, sich zu erkundigen: wie mir das Schmuckkästchen gefalle? Ich erwiderte: Alles, was ich aus den Händen Ihrer Kaiserlichen Majestät empfange, habe ich mich gewöhnt, als unschätzbar für mich zu betrachten. Er entfernte sich lächelnd mit diesem Compliment. Später kam er auf den Gegenstand zurück, da er sah, daß ich mein schönes Halsband und besonders die elenden Ohrgehänge niemals anlege, indem er mich aufforderte, sie zu tragen. Ich antwortete ihm: ich

sei gewöhnt, an den Festen der Kaiserin das Schönste zu tragen, was ich habe, und dies Halsband nebst den Ohrgehängen könne ich nicht dazu rechnen.

Vier bis fünf Tage nachdem das von der Kaiserin geschenkte Geld mir ausgezahlt worden war, ließ ihr Kabinetssecretair, Baron Tscherkassoff, mich bitten, dies Geld dem Cabinette der Kaiserin zu leihen, weil sie Geld fordere und kein Pfennig da sei. Ich schickte ihm sein Geld zurück und er gab es mir im Januar wieder. Als der Großfürst von dem Geschenke hörte, welches die Kaiserin mir gemacht, gerieth er in den heftigsten Zorn, daß sie ihm Nichts gegeben habe. Er äußerte sich darüber mit großer Rückhaltslosigkeit gegen Graf Alexander Schuwaloff, der es der Kaiserin wiedersagte, worauf diese dem Großfürsten sogleich eine der meinigen gleiche Summe zuschickte — und dies war der Grund, weshalb man meine Summe von mir borgte. In der That waren die Schuwaloff's die furchtsamsten Menschen und durch Furcht konnte man sie lenken. Doch diese schöne Eigenschaft hatte man damals noch nicht bei ihnen ausgefunden.

Nach der Taufe meines Sohnes fanden Festlichkeiten, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke bei Hofe statt, während ich noch immer krank und von Langeweile gequält an mein Bett gefesselt war. Endlich wählte man den siebzehnten Tag nach meiner Entbindung um mir zwei sehr angenehme Nachrichten auf einmal mitzutheilen: erstens, daß Sergius Soltikoff beauftragt worden sei, die Nachricht von der Geburt meines Sohnes nach Schweden zu überbringen; zweitens, daß die Hochzeit der Fürstin Gagarin auf die nächste Woche festgesetzt worden sei — das heißt auf gut deutsch,

daß ich für immer von den beiden Menschen getrennt werden sollte, die ich von meiner ganzen Umgebung am Meisten liebte. Mehr als je vergrub ich mich in mein Bett und brachte meine Zeit unter Schmerzen hin. Um mein Bett nicht zu verlassen, schützte ich die Vermehrung des Uebels an meinem Beine vor, wodurch ich gehindert werde, mich zu erheben; allein in der That konnte und wollte ich Niemanden sehen, weil ich mich grämte.

Zur Zeit meines Wochenbettes hatte auch der Großfürst ein großes Herzeleid gehabt, denn Graf Alexander Schuwaloff zeigte ihm an, daß ein früherer Jäger des Großfürsten, Namens Bastian, derselbe dem die Kaiserin vor mehreren Jahren befohlen hatte, Fräulein Schenck, mein früheres Kammermädchen, zu heirathen, ihm gemeldet habe, er hätte ich weiß nicht von wem gehört, Bresson wolle dem Großfürsten ich weiß nicht was zu trinken geben. Nun war dieser Bastian ein Bruder Liederlich und Trunkenbold, der zuweilen mit Sr. Kaiserlichen Hoheit zechte und da er sich mit Bresson, den er beim Großfürsten für bevorzugter hielt als sich selbst, entzweit hatte, dachte er, demselben einen schlechten Streich zu spielen. Der Großfürst war beiden gewogen. Bastian wurde in die Festung gesetzt; auch Bresson erwartete diese Strafe, doch kam er mit der Furcht davon. Der Jäger wurde aus dem Reiche verbannt und sammt seiner Frau nach Holstein geschickt. Bresson behielt seine Stelle, weil er Jedermann als Spion diente. Sergius Soltikoff reiste nach einigem Aufschub, (welcher daher rührte, daß die Kaiserin weder oft noch gern unterzeichnete), ab. Die Fürstin Gagarin vermählte sich zur festgesetzten Zeit.

Nachdem die vierzig Tage meines Wochenbetts vorüber waren, kam die Kaiserin zu meiner Einsegnung zum zweitenmal in mein Zimmer. Ich hatte das Bett verlassen, sie zu empfangen; aber sie fand mich so matt und abgemagert, daß sie mich sitzen ließ, während ihr Beichtvater die Gebete las. Man hatte meinen Sohn in mein Zimmer gebracht. Es war das erstemal seit seiner Geburt, daß ich ihn sah. Ich fand ihn sehr schön und sein Anblick heiterte mich auf; allein unmittelbar nach Beendigung der Gebete ließ die Kaiserin ihn wieder forttragen und entfernte sich selbst. Der erste November wurde von Ihrer Kaiserlichen Majestät als der Tag festgesetzt, an welchem ich, nach den sechs Wochen, die üblichen Glückwünsche empfangen sollte. Zu diesem Zweck meublirte man das Zimmer neben dem meinigen kostbar aus und dort, auf einem rosa Sammtbett ruhend, küßte mir Jedermann die Hand. Auch die Kaiserin fand sich ein und von mir begab sie sich in den Winterpalast, wohin wir Befehl hatten, ihr in zwei bis drei Tagen zu folgen. Man räumte uns die Zimmer ein, welche meine Mutter bewohnt hatte, und die eigentlich einen Theil des Hauses Yagujsky und eine Hälfte des Hauses Ragusinsky ausmachten. Die andere Hälfte des letzteren wurde von dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten eingenommen. Der Winterpalast, zur Seite des großen Platzes, war damals im Bau begriffen.

Ich zog aus dem Sommerpalast in die Winterwohnung mit dem festen Entschluß, mein Zimmer nicht eher zu verlassen, als bis ich mich kräftig genug fühlen würde, meine Verstimmung zu überwinden. Ich las damals die Geschichte Deutschlands und die Allgemeine Geschichte von

Voltaire. Im Winter las ich darauf so viele russische Bücher, als ich mir verschaffen konnte; unter andern zwei sehr starke Bände einer Russischen Uebersetzung von Baronius, darauf gerieth ich auf Montesquieus Geist der Gesetze, dann auf die Annalen des Tacitus, welche eine eigenthümliche Revolution in meinem Kopfe hervorriefen, wozu vielleicht meine mißvergnügte Stimmung in dieser Zeit nicht wenig beitrug. Ich fing an die Dinge schwärzer anzusehen und tiefere, den verschiedenen Interessen mehr entsprechende Ursachen in dem zu suchen, was unter meinen Augen vorging. Ich nahm meine Kräfte zusammen, um zu Weihnachten auszugehen. In der That war ich auch beim Gottesdienste zugegen, aber noch in der Kirche überfiel mich ein Frost und Schmerzen im ganzen Körper, so daß ich, nachdem ich auf mein Zimmer zurückgekommen war, mich auszog und ins Bett legte; dieses Bett war weiter nichts als eine Chaiselongue, die ich vor eine verwünschte Thür gestellt hatte, wodurch ich dachte, daß kein Zug käme, weil außer einem doppelten Thürvorhang noch ein großer Schirm davor stand, welche aber, wie ich glaube, Ursache aller Entzündungen gewesen ist, die mich diesen Winter niederwarfen. Am Tage nach Weihnachten war die Fieberhitze so groß, daß ich zu phantasiren anfing. Wenn ich die Augen schloß, sah ich nichts als verschwimmende Bilder von den Platten des Ofens, welcher am Fuß meiner Chaiselongue stand, da das Zimmer eng und klein war. In meine Schlafkammer ging ich nie hinein, weil sie sehr kalt war, indem die Fenster auf beiden Seiten nach Norden und Osten auf die Newa sahen. Ein anderer Grund, der mich davon fern hielt, war die Nähe der Gemächer des Großfürsten, wo am Tage

und in einem Theile der Nacht immerfort ein Lärmen war, ungefähr wie in einer Wachtstube. Außerdem drang ein unangenehmer Tabakgeruch und -Dampf herein, da er und seine Umgebung viel rauchten. Ich hielt mich also den ganzen Winter hindurch in diesem ärmlichen kleinen engen Zimmer auf, welches drei Thüren, zwei Fenster und einen Fensterpfeiler hatte und sieben bis acht Arschinen (russische Ellen) lang und vier breit war.

1755.

So begann das Jahr 1755. Von Weihnachten bis zur Fastenzeit waren nichts als Feste am Hofe und in der Stadt. Anlaß dazu war noch immer die Geburt meines Sohnes. Jedermann drängte sich nach der Reihe dazu, um die Wette die schönsten Gastmähler, Bälle, Maskeraden, Illuminationen und Feuerwerke zu veranstalten. Ich war niemals dabei, unter dem Vorwande von Unwohlsein.

Als der Karneval sich seinem Ende näherte, kam Sergius Soltikoff aus Schweden zurück. Während seiner Abwesenheit schickte mir der Oberkanzler, Graf Bestuscheff, alle Nachrichten, die er von ihm empfing und die Depeschen des Grafen Panin, der damals russischer Gesandter in Schweden war, durch Madame Wladislawa, welche ihr Schwiegersohn, der erste Schreiber des Oberkanzlers, ihr zustellte, und ich schickte sie auf demselben Wege zurück. Auch hörte ich auf demselben Wege, daß sobald Sergius Soltikoff zurückgekommen sein sollte, man entschlossen war, ihn als

russischen Bevollmächtigten nach Hamburg zu schicken, an die Stelle des Fürsten Alexander Galitzin, welchen man zur Armee versetzte. Diese neue Anordnung verminderte meinen Kummer nicht.

Als Sergius Soltikoff zurückgekommen war, ließ er mich durch Leon Narischkin bitten, ihm mitzutheilen, ob ich ein Mittel ausfindig machen könnte, ihn zu sehen. Ich sprach mit Madame Wladislawa darüber, welche in eine Zusammenkunft willigte. Er sollte erst zu ihr und von da zu mir kommen. Ich erwartete ihn bis drei Uhr Morgens, aber er kam nicht; ich war in Todesangst, was ihn vom Kommen abgehalten haben könnte. Am folgenden Tage erfuhr ich, daß er von dem Grafen Roman Woronzoff in eine Freimaurerloge geschleppt worden sei und er behauptete, er habe sich nicht daraus zurückziehen können, ohne Verdacht zu erregen. Aber ich fragte und forschte Leon Narischkin so aus, daß es mir klar wurde wie die Sonne, daß er blos aus Mangel an Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit für mich nicht gekommen war, ohne irgend welche Rücksicht auf das, was ich seit so langer Zeit blos aus Anhänglichkeit an ihn litt.

Leon Narischkin selbst, obwohl sein Freund, entschuldigte ihn wenig oder gar nicht. Ich will es nur gestehen, daß ich sehr pikirt war. Ich schrieb ihm einen Brief, worin ich mich bitter über dieses Verfahren beklagte. Er antwortete mir und kam zu mir, es war ihm nicht schwer mich zu besänftigen, weil ich sehr dazu geneigt war mich besänftigen zu lassen. Er redete mir zu auszugehen, ich folgte seinem Rathe und erschien am 10. Februar, dem Geburtstage des Großfürsten und Palmsonntag. Ich ließ mir für diesen Tag

ein blaues in Gold gesticktes Sammetkleid machen. Da ich in meiner Einsamkeit eine Menge Reflexionen gemacht hatte, faßte ich den Entschluß, diejenigen welche mir so manchen Kummer verursacht hatten (soviel an mir lag) es fühlen zu lassen, daß man mich nicht ungestraft beleidige und daß man meine Zuneigung oder Billigung nicht durch schlechtes Betragen gewinne. Ich vernachlässigte deßhalb auch keine Gelegenheit den Herren Schuwaloff kundzugeben, wie sehr sie mich zu ihren Gunsten eingenommen hatten; ich bezeugte ihnen tiefe Verachtung; ich deckte gegen andere ihre Schlechtigkeit und Dummheit auf; ich machte sie lächerlich wo ich nur konnte; ich wußte ihnen immer einige Sarkasmen zu sagen, welche darauf in der Stadt verbreitet wurden und die Boshaften auf ihre Kosten amüsirten; mit einem Wort ich rächte mich an ihnen auf jede nur mögliche Weise. Waren sie da, so verfehlte ich niemals diejenigen auszuzeichnen, welche sie nicht leiden mochten. Da eine große Menge Leute sie haßten, hatte ich keinen Mangel an Agenten. Den Grafen Rasumowsky, welche ich immer gern gehabt hatte, bezeugte ich mehr Gunst als jemals; ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen Jedermann, mit Ausnahme der Schuwaloffs; kurz ich hielt mich aufrecht, ging erhobenen Hauptes mehr als Anführer einer sehr großen Partei denn als ein gedemüthigtes und unterdrücktes Wesen. Die Herren Schuwaloff wußten einen Augenblick nicht wie sie sich dazu stellen sollten. Sie hielten einen Rath und nahmen ihre Zuflucht zu höfischen Listen und Ränken. Zu jener Zeit erschien in Rußland ein Herr Brockdorf, ein holsteinischer Edelmann, der früher durch die damalige Umgebung des Großfürsten, Brummer und Berkholz, von der

russischen Gränze zurückgewiesen war, weil sie ihn als einen intriguanten Menschen von schlechtem Charakter kannten. Dieser Mensch kam den Herren Schuwaloff sehr gelegen. Da er von dem Großfürsten, als Herzog von Holstein, einen Kammerherrnschlüssel erhalten, hatte er Zutritt bei Seiner Kaiserlichen Hoheit, die überhaupt für jeden Dummkopf der aus Holstein kam, günstig gestimmt war. Dieser Mensch wurde bekannt mit Graf Peter Schuwaloff und zwar auf folgende Weise. In dem Gasthause wo er logirte, machte er die Bekanntschaft eines Menschen der die Gasthäuser Petersburgs nur verließ um drei recht hübsche deutsche Mädchen, Namens Reifenstein zu besuchen. Eins dieser Mädchen wurde durch den Grafen Peter Schuwaloff unterhalten. Der erwähnte Mensch hieß Braun: er war eine Art Mäkler für alle möglichen Dinge. Er brachte Brockdorf zu den Mädchen. Dort traf er Graf Peter Schuwaloff. Dieser erklärte in den lebhaftesten Ausdrücken seine Ergebenheit gegen den Großfürsten und beklagte sich selbstverständlich über mich. Brockdorf berichtete Alles bei der ersten Gelegenheit an den Großfürsten und man bearbeitete ihn, er solle, wie es hieß, seine Frau zur Vernunft bringen. Zu diesem Zweck kam Seine Kaiserliche Hoheit eines Tages nach dem Diner in mein Zimmer und erklärte mir, ich fange an unerträglich stolz zu werden; allein er werde mich zur Vernunft bringen. Ich fragte worin dieser Stolz bestehe? Er antwortete: ich halte mich außerordentlich gerade. Ich fragte: ob man, um ihm zu gefallen, mit gekrümmtem Rücken gehen müsse wie die Sklaven des Großherrn? Hierüber wurde er böse und sagte: er werde mich schon zur Vernunft zu bringen wissen. Ich fragte wie? Er stellte

sich mit dem Rücken gegen die Wand, zog seinen Degen bis zur Hälfte und wies darauf hin. Ich fragte ihn, was dies bedeute; ob er sich mit mir schlagen wolle, denn dann müsse auch ich einen Degen haben. Er stieß seinen halb gezogenen Degen in die Scheide zurück und sagte meine Schlechtigkeit sei auf eine erstaunliche Höhe gestiegen. Ich fragte inwiefern? worauf er stotternd erwiderte: „Nun, gegenüber den Schuwaloffs.“ Hierauf antwortete ich: er wiederhole nur was er höre und er würde gut thun nicht von Dingen zu sprechen die er nicht wisse oder verstehe. Er fuhr fort: „Das sind die Folgen wenn man seinen wahren Freunden nicht traut; es geht einem schlecht dabei. Hätten Sie Vertrauen zu mir gehabt, Sie würden sich sehr wohl dabei befunden haben.“ Ich sagte: „Aber Vertrauen worin?“ — Und jetzt begann er eine so unsinnige und so gegen die gewöhnlichsten Regeln des gesunden Menschenverstands verstoßende Auseinandersetzung, daß ich, da ich sah daß er einzig und allein faselte, ihn reden ließ ohne zu antworten und eine günstige Pause benutzte um ihm den Rath zu geben zu Bette zu gehen; denn ich sah deutlich daß der Wein ihm seine Vernunft genommen und allen gesunden Menschenverstand in ihm abgestumpft habe. Er folgte meinem Rath und ging zu Bette. Er fing schon damals an fortwährend nach Wein und Rauchtaback zu riechen, ein Geruch der für Alle die ihm nahe kamen wahrhaft unerträglich war. Denselben Abend, als ich beim Kartenspiel war, meldete Graf Alexander Schuwaloff mir seitens Ihrer Majestät: sie habe den Damen verboten eine Anzahl von Putzsachen zu tragen, die in der Annonce einzeln aufgezählt waren. Um ihn zu zeigen wie Seine

Kaiserliche Hoheit mich gebessert, lachte ich ihm ins Gesicht und sagte: er hätte sich die Mühe sparen können mir diese Annonce bemerklich zu machen, weil ich nie Putzsachen anlege, welche Ihrer Kaiserlichen Majestät mißfielen; außerdem suche ich mein Verdienst weder in der Schönheit noch in der Kleidung, denn wenn die eine dahin sei, werde die andre lächerlich, der Charakter allein sei dauernd. Er hörte mich bis zu Ende an, indem er, wie es seine Gewohnheit war, mit dem rechten Auge blinzte und ging mit seiner Grimasse fort. Ich lenkte die Aufmerksamkeit meiner Umgebung darauf hin, indem ich ihn nachmachte, worauf die ganze Gesellschaft in Lachen ausbrach. Einige Tage nachher sagte mir der Großfürst: er wolle die Kaiserin für seine Holstein'schen Angelegenheiten, welche sich mehr und mehr verschlimmerten, um Geld bitten und es sei Brockdorf, der ihm diesen Rath gebe. Ich sah sehr wohl daß dies ein Köder war, den man ihm hinhielt, um seine Hoffnung, Geld zu bekommen, an die Herren Schuwaloff zu knüpfen und fragte ob durch kein andres Mittel Geld aufzutreiben sei. Er erwiderte, er wolle mich mit den Vorstellungen der Holsteiner bekannt machen; was er auch that. Nachdem ich die Papiere die er mir zeigte, durchgelesen hatte, sagte ich zu ihm: mir scheine er könne sichs ersparen, seine Taute um Geld anzubetteln, zumal da sie vielleicht seine Bitte abschlagen würde, nachdem sie ihm vor kaum sechs Monaten erst 100,000 Rubel geschenkt hätte. Allein er blieb bei seiner Meinung und ich bei der meinigen. Das Ende davon war, daß man ihn lange Zeit mit der Hoffnung auf Geld hinhielt und daß er Nichts bekam.

Nach Ostern zogen wir nach Oranienbaum. Vor unserer Abfahrt erlaubte mir die Kaiserin meinen Sohn zu sehen, zum drittenmal seit er geboren wurde. Um in sein Zimmer zu kommen, mußte man alle Gemächer Ihrer Kaiserlichen Majestät passiren. Ich fand ihn in einer erstickenden Hitze, wie ich bereits beschrieben habe. Auf dem Lande angelangt, sahen wir eine merkwürdige Erscheinung. Seine Kaiserliche Hoheit, der die Holsteiner unablässig das Deficit predigten und die Jedermann aufforderte, jenes unnütze Volk zu vermeiden, welches er noch dazu nur verstohlen und fragmentarisch sehen konnte, faßte plötzlich den kühnen Gedanken ein ganzes Detachement kommen zu lassen. Auch dies war ein Kunstgriff jenes unglückseligen Brockdorf, welcher der vorherrschenden Leidenschaft des Großfürsten schmeichelte. Er hatte den Schuwaloffs zu verstehen gegeben, daß, indem sie ihm mit diesem Spielzeug oder Steckenpferd freien Willen ließen, sie sich seiner Gunst auf immer versichern würden; sie würden ihn dadurch beschäftigen und könnten seiner Zustimmung zu Allem was sie etwa unternähmen, gewiß sein. Was die Kaiserin anging, die Holstein und Alles was aus Holstein kam, haßte, die gesehen wie ähnliche militairische Kinderspiele den Vater des Großfürsten, Herzog Carl Friedrich, bei Peter I. und ganz Rußland in ein schlechtes Licht gesetzt hatten; so scheint es, daß man ihr die Sache anfangs verbarg und ihr sagte, es habe so wenig damit auf sich, es verlohne nicht der Mühe davon zu reden. Außerdem war auch die Gegenwart Graf Schuwaloffs allein von genügendem Einfluß, allen übeln Folgen vorzubeugen. In Kiel eingeschifft, landete dies Detachement bei Kronstadt und kam nach Oranienbaum. Der Großfürst,

welcher zur Zeit Tschoglokoffs die Holstein'sche Uniform nur in seinem Zimmer und verstohlen getragen hatte, trug jetzt keine andere mehr, ausgenommen bei den Hoffesten, obgleich er Oberstlieutenant des Regiments Préobraschensky und außerdem Besitzer eines russischen Cürassierregiments war. Mir gegenüber hüllte der Großfürst, auf den Rath Brockdorfs, diesen Truppentransport in das tiefste Geheimniß. Ich gestehe, daß, als ich zuerst davon hörte, ich vor der verderblichen Wirkung zitterte, welche dieser Schritt bei dem russischen Publikum und selbst bei der Kaiserin, deren Gefühle ich sehr wohl kannte, gegen den Großherzog hervorbringen mußte. Alexander Schuwaloff sah das Detachement an dem Balcon in Oranienbaum vorbeimarschiren, indem er mit den Augen blinzte; ich stand neben ihm. Innerlich mißbilligte er, was er und seine Genossen übereingekommen waren, zu dulden. Die Bewachung des Schlosses Oranienbaum war abwechselnd dem Regiment Ingermanland und dem Regiment Astrachan anvertraut. Ich erfuhr, daß die Leute jenes Regiments, als sie die Holstein'schen Truppen vorbeimarschiren sahen, gesagt hatten: „Diese verfluchten Deutschen sind alle an den König von Preußen verkauft; es sind ebensoviele Verräther, die man nach Rußland bringt." Im Allgemeinen war das Publikum von dieser Erscheinung scandalisirt. Die Ergebensten zuckten die Achseln, die Gemäßigtsten fanden die Sache sehr lächerlich. In der That war es ein sehr unvorsichtiges Kinderspiel. Ich schwieg und wenn man mich darauf anredete, sagte ich meine Meinung gerade heraus, so daß man sah, ich billige das Geschehene nicht; und von welcher Seite ich es auch betrachten mochte, schien es mir von dem schädlichsten Einfluß auf das

wahre Wohl des Großfürsten — oder welche andre Ansicht konnte man haben, wenn man Alles überlegte? Sein bloßes Vergnügen konnte ihn niemals für den Nachtheil entschädigen, den er sich dadurch in der öffentlichen Meinung zuzog. Doch der Großfürst, begeistert von seinen Soldaten, richtete sich mit ihnen in dem dazu aufgeschlagenen Lager ein und beschäftigte sich ausschließlich damit sie einzuexerciren. Nun war es nothwendig, sie zu ernähren, woran man gar nicht gedacht hatte. Doch die Sache war dringend. Es gab einige Debatten mit dem Hofmarschall, der auf die an ihn gestellten Forderungen nicht vorbereitet war. Endlich indeß ließ er sich überreden und die Hoflakaien, sammt den Soldaten der Schloßwache vom Regiment Ingermanland, wurden benutzt Nahrungsmittel für die Neuangekommenen aus dem Schlosse in's Lager zu bringen. Dies Lager lag nicht eben nahe bei dem Hause. Niemand bekam etwas für seine Mühe — kurz man kann sich den angenehmen Eindruck vorstellen, welchen ein so geschicktes und kluges Arrangement hervorbringen mußte. Die Soldaten des Regiments Ingermanland sagten: „So sind wir denn Kammerdiener dieser verfluchten Deutschen geworden.“ Die Hoflakaien: „Man gebraucht uns, einen Haufen von Dorflümmeln zu bedienen.“ Als ich sah und hörte was vorging, faßte ich den festen Entschluß, mich diesem nachtheiligen Kinderspiele so fern zu halten als möglich. Die Verheiratheten unter unsern Hofcavalieren hatten ihre Frauen bei sich und machten daher schon eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft aus; die Cavaliere selbst hatten in dem Holstein'schen Lager, aus welchem Seine Hoheit keinen Augenblick wich, Nichts zu thun. So ging ich denn mit dieser Gesellschaft

von Hofleuten so viel als möglich spazieren, aber immer an der dem Lager gegenüber liegenden Seite, wo wir mit demselben in keiner Weise in Berührung kamen.

Ich hatte damals den Einfall, mir in Oranienbaum einen Garten anzulegen und da ich wußte daß der Großfürst keinen Zoll Erde dazu hergeben würde, bat ich den Fürsten Galitzin, mir einen Raum von 300 Toisen nutzlosen und seit langer Zeit brachliegenden Landes, welches er nahe bei Oranienbaum besaß, zu verkaufen oder abzutreten. Dieses Terrain gehörte sieben bis zehn Personen der Familie und sie traten mir dasselbe bereitwillig ab, ohne eine Bezahlung anzunehmen. Ich fing also an, Pläne zu machen und zu pflanzen und da es das erstemal war, daß ich mich in Bauplänen ausließ, so nahmen sie große Dimensionen an. Mein alter Chirurg Gyon der dies sah, sagte zu mir: „Wozu soll das? Denken Sie an mich, ich sage Ihnen voraus, daß Sie dies Alles eines Tages aufgeben werden.“ Seine Prophezeiung erfüllte sich; aber ich bedurfte damals einer Unterhaltung und die erwähnte war von der Art, daß sie meine Phantasie anregte. Ich bediente mich zur Anpflanzung meines Gartens zuerst des Gärtners von Oranienbaum, Namens Lamberti. Derselbe war im Dienste der Kaiserin, als sie noch Prinzessin war, auf dem Gute Zarskoe-Selo gewesen und von dort nach Oranienbaum versetzt worden. Er gab sich mit Prophezeiungen ab, von denen unter andern die die Kaiserin betreffende sich erfüllt hatte. Er hatte nämlich prophezeit, daß sie den Thron besteigen werde. Dieser selbe Mensch hat auch mir, so oft ich es hören wollte, gesagt und wiederholt, daß ich souveraine Kaiserin von Rußland werden; daß ich Söhne, Enkel

und Großenkel haben und in hohem Alter, über 80 Jahre alt, sterben werde. Er that mehr; er nannte das Jahr meiner Thronbesteigung sechs Jahre bevor dies Ereigniß eintrat. Es war ein sehr merkwürdiger Mensch und er sprach mit einer Zuversicht, in welcher Nichts ihn zu erschüttern vermochte. Er behauptete die Kaiserin zürne ihm, weil er prophezeit habe was eingetroffen sei und sie habe ihn von Zarskoe-Selo nach Oranienbaum geschickt, weil sie ihn fürchte.

Um Pfingsten ließ man uns aus Oranienbaum in die Stadt kommen. Es war zu dieser Zeit, daß der englische Gesandte, Chevalier Williams, in Rußland eintraf. In seinem Gefolge befand sich der polnische Graf Poniatowsky, Sohn jenes Poniatowsky, welcher die Partei Karls XII., Königs von Schweden, genommen hatte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Stadt kehrten wir nach Oranienbaum zurück, wo auf Befehl der Kaiserin die Feier des Peterstages stattfinden sollte. Sie erschien nicht selbst dabei, weil sie keine Lust hatte das erste Namensfest meines Sohnes Paul zu feiern, welches auf denselben Tag fällt. Sie blieb in Peterhof. Dort setzte sie sich an ein Fenster, und wich wahrscheinlich den ganzen Tag nicht von dort, denn Alle, die nach Oranienbaum kamen, wollten sie an diesem Fenster gesehen haben. Es versammelte sich eine große Gesellschaft. In dem Saale am Eingang zu meinem Garten wurde getanzt und später soupirt; auch die fremden Gesandten und Minister fanden sich ein. Ich erinnere mich, daß der englische Gesandte, Chevalier Williams, beim Souper mein Nachbar war, und daß wir uns auf eine eben so angenehme als heitere Art unterhielten. Da er viel Geist und

Kenntnisse besaß und ganz Europa kannte, war es nicht schwer mit ihm zu conversiren. Nachher hörte ich, daß er sich an diesem Abend eben so sehr amüsirt hatte, als ich selbst und mit großer Anerkennung von mir spreche, was mir übrigens bei den Köpfen und Geistern, die zu dem meinigen paßten, nie gefehlt hat, und weil ich damals weniger Neider hatte, sprach man im Allgemeinen mit viel Anerkennung von mir. Ich galt für geistreich, und Viele, die mich näher kannten, ehrten mich durch ihr Vertrauen, fragten mich um Rath und befanden sich bei dem, welchen ich ihnen gab, wohl. Der Großfürst nannte mich seit langer Zeit Madame Hülfsquelle und so böse oder verdrießlich er auch gegen mich sein mochte, kam er doch, sobald er in irgend einer Beziehung sich nicht zu helfen wußte, wie er gewohnt war, eilig zu mir gelaufen, um sich meinen Rath zu holen, worauf er, nachdem er denselben empfangen, sich eben so eilig wieder aus dem Staube machte. Ich erinnere mich auch, daß ich bei jenem Feste in Oranienbaum während Graf Poniatowsky tanzte, mit dem Chevalier Williams über seinen Vater sprach und wie schlecht sich derselbe gegen Peter I. benommen habe. Der englische Gesandte sagte mir viel Vortheilhaftes vom Sohne und bestätigte mir was ich wußte, daß nämlich sein Vater und die Familie seiner Mutter, die Czartorisky, damals die russische Partei in Polen bildeten und daß er seinen Sohn nach Rußland geschickt habe, um ihn in den Gefühlen seiner Partei für Rußland zu nähren und daß sie auf den Erfolg dieses jungen Mannes in Rußland hofften. Er mochte damals 22—23 Jahre alt sein. Ich erwiderte, was die Fremden angehe, so betrachte ich Rußland überhaupt als

einen Probirstein des Verdienstes und wer in Rußland Erfolg habe, könne sicher sein in ganz Europa Erfolg zu haben. Ich habe diese Ansicht immer für unfehlbar gehalten; denn nirgends versteht man besser als in Rußland, die Schwächen, die Lächerlichkeiten, die Fehler eines Fremden zu entdecken. Man kann sicher sein, daß ihm hier Nichts hingeht, weil natürlich jeder Russe jeden Fremden im Grunde nicht liebt.

Um diese Zeit erfuhr ich, wie unüberlegt Sergius Soltikoff sich sowohl in Schweden als in Dresden benommen hatte. Außerdem hatte er allen Frauen, mit denen er in Verkehr kam, seine Geschichte erzählt. Ich wollte anfangs Nichts davon glauben; allein zuletzt wurde es mir von so vielen Seiten wiederholt, daß auch seine Freunde ihn nicht von Schuld freisprechen konnten. Während dieses Jahres knüpfte ich die engsten Freundschaftsbande mit Anna Narischkin, woran ihr Stiefbruder Leon großen Antheil hatte. Er war immer als Dritter bei uns und seine Narrheiten nahmen kein Ende. Bisweilen sagte er uns: „Für die von euch, welche sich am Besten aufführen wird, bestimme ich ein Kleinod, für das Ihr mir Dank wissen werdet.“ Wir ließen ihn reden und keine von uns begehrte ihn zu fragen, was dieses Kleinod sei.

Im Herbst wurden die Holstein'schen Truppen zur See zurücktransportirt und wir bezogen den Sommerpalast. Leon Narischkin wurde damals an einem hitzigen Fieber krank, während dessen er mir Briefe schrieb, denen ich leicht ansah, daß sie nicht von ihm waren. Ich antwortete ihm. Er bat mich in seinen Briefen um eine Menge Confitüren, um eine Menge andrer ähnlicher Jämmerlichkeiten und be=

dankte sich dann dafür. Die Briefe waren übrigens sehr gut und mit viel Humor geschrieben; er sagte, er benutze dazu die Hand seines Secretärs. Endlich erfuhr ich, daß dieser Secretär der Graf Poniatowsky war, und daß dieser nicht aus seinem Hause wich und sich mit den Narischkins eingelassen hatte. Aus dem Sommerpalast zogen wir zu Anfang des Winters in den Winterpalast ein, welchen die Kaiserin aus Holz hatte bauen lassen, an der Stelle wo jetzt das Haus der Tschitscherin steht. Dieser Palast nahm den *ganzen* Raum bis gegenüber dem Hause der Gräfin Matuschkin ein, welches damals Naumkoff gehörte; meine Fenster lagen diesem Hause gegenüber, und es wurde von den Ehrenfräulein bewohnt. Bei meinem Eintritt wurde ich sehr überrascht von der Höhe und Größe der Räume, welche man uns darin anwies; vier große Vorzimmer und zwei Zimmer mit einem Kabinet waren für mich, und eben so viele für den Großfürsten angewiesen. Unsere Zimmer waren so gut vertheilt, daß die des Großfürsten mir nicht zu nahe lagen. Dadurch hatte ich viel gewonnen. Der Graf Alexander Schuwaloff bemerkte meine Zufriedenheit und eilte sofort zur Kaiserin um ihr zu sagen, daß ich die Größe und Zahl der für mich bestimmten Räumlichkeiten sehr gelobt hätte, was er mir darauf mit einer Art von Zufriedenheit, welche er durch Blinzeln seiner Augen und Lächeln bezeugte, mittheilte.

In dieser Zeit und lange *nachher* war das Hauptspielzeug des Großfürsten in der Stadt eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte; man konnte sich kaum zwi-

schen den Tischen bewegen. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Stücken von Messing untereinander verbunden; an diese Stücke Messing waren Schnüre befestigt und wenn man diese anzog, machten die Stücke Messing einen Lärmen, welcher einem Kleingewehrfeuer glich. Die Hoffeste feierte er mit großer Regelmäßigkeit, indem er diese Truppen losschießen ließ. Außerdem löste man täglich die Wache ab, d. h. man nahm von jedem Tische Puppen, welche dazu bestimmt waren, auf die Wache zu ziehen. Bei dieser Parade war er in Uniform, gestiefelt und gespornt, im Ringkragen und mit der Schärpe zugegen; diejenigen von seinen Dienern, welche zu diesem herrlichen Exercitium zugelassen wurden, mußten eben so erscheinen.

Im Winter dieses Jahres glaubte ich wieder schwanger zu sein; man ließ mir zur Ader. Ich hatte oder vielmehr ich glaubte eine Entzündung an beiden Backen zu haben; aber nachdem ich einige Tage Schmerz gehabt, kamen mir an den vier Enden der Kiefer vier Backenzähne heraus. Da unsere Gemächer sehr geräumig waren, veranstaltete der Großfürst jede Woche einen Ball und ein Concert; dazu kamen nur die Ehrenfräulein und unsere Hofcavaliere mit ihren Frauen. Die Bälle waren interessant, je nach der Gesellschaft, welche dazu kam; doch niemals sehr interessant. Die Narischkins waren geselliger als die anderen; dazu zähle ich die Damen Siniavin und Ismailoff, die Schwestern Narischkins und die Frau des ältesten Bruders, deren ich bereits Erwähnung gethan. Leon Narischkin, eben so toll, wie er nur jemals gewesen war und von Allen für einen unbedeutenden Menschen gehalten, was er auch wirklich war, hatte die Gewohnheit angenommen, beständig aus

dem Zimmer des Großfürsten in das meinige zu laufen und nirgendwo lange zu bleiben. Um bei mir eingelassen zu werden, fing er gewöhnlich an wie eine Katze vor der Thür zu miauen und wenn ich ihm antwortete, kam er herein. Am 17. December, zwischen sechs und sieben Uhr Abends, kündigte er sich auch auf diese Weise an meiner Thüre an; ich sagte ihm er solle hereinkommen. Er machte mir dann anfangs Complimente über seine Schwägerin, sagte mir dann, sie befände sich nicht besonders; darauf setzte er hinzu: „Aber Sie sollten zu ihr gehen.“ Ich erwiderte ihm: „Ich würde es gern thun, aber Sie wissen, daß ich nicht ohne Erlaubniß ausgehen kann und daß man es mir niemals erlauben wird, zu ihr zu gehen.“ Er antwortete mir: „Ich werde Sie hinführen.“ Ich entgegnete: „Haben Sie Ihren Verstand verloren? wie kann ich mit Ihnen gehen? Sie wird man auf die Festung schicken und ich werde, weiß Gott welche Fatalität davon haben.“ „Oh“, sagte er, „kein Mensch braucht es zu wissen, wir können Vorsichtsmaßregeln ergreifen.“ — „Wie so?“ — Darauf sagte er zu mir: „Ich werde Sie in einer oder zwei Stunden von hier abholen; der Großfürst wird zu Abend essen (schon lange blieb ich unter dem Vorwande, daß ich nicht soupiren wolle, auf meinem Zimmer), er wird einen Theil der Nacht bei der Tafel zubringen, wird ganz betrunken sein, wenn er aufsteht, und sich dann schlafen legen (er schlief damals meistentheils in seinem Zimmer, seit meinem Wochenbett); zur größeren Sicherheit kleiden Sie Sich als Mann und dann wollen wir zusammen zu Anna Nikitischna Narischkin gehen.“ Das Abenteuer fing an mich zu reizen; ich war immer allein in meinem Zimmer

mit meinen Büchern, ohne alle Gesellschaft; endlich nachdem ich mich mit ihm über diesen an sich tollen Plan, der mir auch von Anfang an toll erschienen war, gestritten hatte, sah ich doch die Möglichkeit darin, mir einen Augenblick Amüsement und Heiterkeit zu verschaffen. Er ging fort. Ich rief meinen Kalmuckischen Coiffeur und befahl ihm, mir eines meiner Mannskleider und Alles dazu Nöthige zu bringen, weil ich Jemandem ein Geschenk damit machen wolle. Dieser Bursch pflegte die Lippen nicht aufzuthun und man hatte mehr Mühe ihn zum Sprechen, als Andere zum Schweigen zu bringen. Er führte meinen Auftrag pünktlich aus und brachte mir Alles, was ich nöthig hatte. Ich schützte Kopfschmerzen vor und ging sehr früh zu Bette. Sowie Madame Wladislawa mich zu Bette gebracht und sich zurückgezogen hatte, stand ich wieder auf und kleidete mich von Kopf bis zu Füßen als Mann; meine Haare arrangirte ich so gut als ich konnte; ich war darin seit langer Zeit geübt und nicht ungeschickt. Zur bestimmten Stunde kam Leon Narischkin durch die Gemächer des Großfürsten und fing an, an meiner Thüre zu miauen; ich öffnete ihm. Wir gingen durch ein kleines Vorzimmer in die Halle, setzten uns in seinen Wagen, ohne daß uns Jemand sah, und lachten wie toll über unseren Streich. Leon wohnte mit seinem Bruder und dessen Frau im selben Hause. Bei unserer Ankunft in diesem Hause war Anna Nikitischna, die nichts argwohnte, dort; wir fanden auch den Grafen Poniatowsky. Leon stellte mich als einen seiner Freunde vor, welchen er gut aufzunehmen bat und der Abend ging in der ausgelassensten Weise hin. Nach anderthalbstündigem Besuch ging ich fort und kam aufs glücklichste wieder zu

Hause, ohne daß eine lebende Seele uns begegnet wäre. Am folgenden Tage, dem Geburtstage der Kaiserin, konnten wir, die im Geheimniß waren, erst Morgens bei Hofe und dann Abends beim Ball, uns nicht ansehen, ohne laut über den tollen Streich vom Abend vorher zu lachen. Einige Tage später schlug Leon einen Gegenbesuch vor, der mir gemacht werden sollte; und auf dieselbe Weise brachte er seine Gäste in mein Zimmer, ohne daß irgend Jemand etwas davon merkte. So fing das Jahr 1756 an. Wir fanden ein eigenthümliches Vergnügen an diesen heimlichen Zusammenkünften; jede Woche hatten wir wenigstens eine oder zwei, sogar drei, bald hüben bald drüben, und wenn gerade Jemand von der Gesellschaft unwohl war, ging man natürlich zu dem. Einigemale verabredeten wir uns im Theater, ohne einander zu sprechen, durch gewisse vorher ausgemachte Zeichen, (obwohl wir in verschiedenen Logen und einige im Parterre waren), wo wir zusammen kommen wollten, und niemals gab es ein Mißverständniß; nur zweimal bin ich zu Fuß nach Hause gekommen und das war ein Spaziergang.

1756.

Man rüstete sich damals zum Kriege mit dem König von Preußen. Die Kaiserin mußte, vermöge ihres Vertrages mit dem Hause Oesterreich, 30,000 Mann Hülfstruppen stellen; dies war die Ansicht des Großkanzlers Bestuscheff;

aber das Haus Oesterreich wollte, daß Rußland sich mit allen seinen Streitkräften daran betheiligte. Der Wiener Gesandte, Graf Esterhazy, intriguirte dafür mit aller Macht, wo er nur konnte und auf die verschiedenste Weise. Der Vicekanzler Woronzoff und die Schuwaloffs bildeten die Gegenpartei Bestuscheffs. England verbündete sich damals mit Preußen und Frankreich mit Oesterreich. Die Kaiserin Elisabeth fing damals an, häufig an Unpäßlichkeiten zu leiden. Anfangs wußte man nicht genau, was es war; man schrieb es dem Aufhören ihrer Regel zu. Oft sah man die Schuwaloff's betrübt und sehr beunruhigt; von Zeit zu Zeit drängten sie sich an den Großfürsten. Die Höflinge zischelten, daß die Unpäßlichkeiten Ihrer Kaiserl. Majestät bedeutender seien, als man glaube; die Einen nannten hysterische Leiden, was die Anderen Ohnmachten, Krämpfe oder Nervenleiden nannten. Dies dauerte den ganzen Winter von 1755 auf 1756. Endlich, im Frühjahr, erfuhren wir, daß Marschall Apraxin abginge, um die Armee zu befehligen, welche in Preußen einrücken sollte. Die Marschallin kam zu uns mit ihrer jüngsten Tochter, um Abschied von uns zu nehmen. Ich sprach ihr von den Besorgnissen, welche ich über den Gesundheitszustand der Kaiserin hegte, und wie unangenehm es mir wäre, daß ihr Mann in einer Zeit abreis'te, wo ich glaube, daß man sich nicht besonders auf die Schuwaloff's verlassen könnte, die ich als meine persönlichen Feinde ansah, welche mir schrecklich böse waren, weil ich ihre Feinde, besonders die Grafen Rasumowsky, lieber hatte als sie. Sie sagte Alles dies ihrem Gemahle wieder, der mit meiner Hinneigung gegen ihn ebenso zufrieden war als der Graf Bestuscheff, der die

Schuwaloffs nicht leiden mochte und mit den Rasumowsky's alliirt war, da sein Sohn eine Nichte aus diesem Hause geheirathet hatte. Der Marschall konnte zwischen allen dabei Interessirten als Vermittler nützlich sein, wegen des Verhältnisses, welches zwischen seiner Tochter und dem Grafen Peter Schuwaloff bestand. Leon behauptete, daß Vater und Mutter um dieses Verhältniß wüßten. Außerdem begriff ich es vollkommen und sah sonnenklar, daß die Herren Schuwaloff den Herrn Brockdorf mehr als je dazu verwendeten, den Großfürsten möglichst von mir fernzuhalten. Trotzdem hatte er damals noch ein unwillkürliches Zutrauen zu mir; und er hat das immer in merkwürdiger Weise behalten, ohne daß er selbst es wußte, oder sich darum bekümmerte oder beunruhigte. In diesem Augenblick war er mit der Gräfin Woronzoff überworfen und in Madame Teploff, eine Nichte der Rasumowsky, verliebt. Wenn er diese sehen wollte, so zog er mich zu Rathe, wie er seine Zimmer ausschmücken sollte, um der Dame besser zu gefallen, und zeigte es mir, voll wie es war von Flinten, Grenadiermützen, Bandelieren, so daß es wie ein kleines Zeughaus aussah. Ich ließ ihn gewähren und ging. Außer ihr brachte man ihm Abends noch eine kleine deutsche Sängerin, welche er unterhielt und die Leonore hieß, zum Souper. Die Prinzessin von Kurland hatte den Großfürsten mit der Gräfin Woronzoff entzweit; ich weiß nicht genau wie, aber diese Prinzessin von Kurland spielte damals eine eigenthümliche Rolle am Hofe. Zuvörderst war sie damals eine alte Jungfer von etwa 30 Jahren, klein, häßlich und bucklig, wie ich schon gesagt habe; sie hatte sich die Protection des Beichtvaters der Kaiserin und mehrerer

alter Kammerfrauen Ihrer Kaiserlichen Majestät zu erwerben gesucht, so daß man ihr Alles hingehen ließ, was sie that; sie wohnte mit den Ehrenfräulein Ihrer Majestät zusammen. Diese standen unter der Ruthe einer Frau Schmidt, welche die Frau eines Hoftrompeters war. Diese Frau Schmidt war eine geborene Finnländerin, erstaunlich dick und stark, übrigens eine gebieterische Person, welche den groben und bäuerischen Ton ihres vormaligen Standes beibehalten hatte. Sie spielte indessen eine Rolle am Hofe, und stand unter dem unmittelbaren Schutze der alten deutschen und schwedischen Kammerfrauen der Kaiserin, also auch des Hofmarschalls Sievers, der selbst ein Finne war und die Tochter der Madame Kruse, der Schwester einer sehr ergebenen Person, wie ich schon gesagt, geheirathet hatte. Frau Schmidt regierte das Hauswesen der Ehrenfräulein mit mehr Kraft als Verstand, erschien aber niemals bei Hofe. Oeffentlich stand die Prinzessin von Kurland an ihrer Spitze und Frau Schmidt hatte ihr insgeheim das Benehmen der Fräuleins am Hofe anvertraut. In ihrem Hause wohnten sie in lauter in einander gehenden Zimmern, von denen das erste der Frau Schmidt und das letzte der Prinzessin von Kurland gehörte; sie wohnten zu zwei, drei und vier in einem Zimmer, jede von ihnen hatte eine spanische Wand um ihr Bett und alle Zimmer hatten keinen anderen Ausgang als von einem in das andere. Auf den ersten Blick schien es, daß vermittelst dieser Anordnung die Wohnung der Ehrenfräulein undurchdringlich sei, denn man konnte nur durch das Zimmer der Frau Schmidt oder der Prinzessin von Kurland hineinkommen. Aber Frau Schmidt litt oft an Unverdaulichkeiten, von den vielen Straßburger Gänseleber=

pasteten und anderen Leckereien, welche ihr die ältern dieser Damen schickten; deßhalb blieb also blos noch der Ausgang durch das Zimmer der Prinzessin von Kurland. Hier sagten die Boshaften, daß, um in die anderen Zimmer zu kommen, man auf die eine oder die andere Weise Eingangszoll bezahlen müßte. Was davon wahr war, ist, daß die Prinzessin von Kurland mehrere Jahre lang unter den Ehrenfräulein der Kaiserin Verlobungen anstiftete und auflös'te, wie sie es für gut fand; und ich habe aus dem Munde mehrerer Herren, unter anderen von Leon Narischkin und Graf Buturlin, die Geschichte von dem Eingangszoll vernommen, denn sie behaupteten, nicht im Falle gewesen zu sein, mit Gelde zu bezahlen.

Die Liebschaft des Großfürsten mit Madame Teploff dauerte so lange, bis wir auf's Land gingen. Hier wurde sie unterbrochen, weil Seine Kaiserliche Hoheit im Sommer unerträglich war. Da sie ihn nicht sehen konnte, wollte Madame Teploff ihm wenigstens ein= oder zweimal wöchentlich schreiben und um ihn zu einer solchen Correspondenz zu bringen, fing sie damit an, ihm einen vier Seiten langen Brief zu schicken. So wie er diesen erhalten hatte, kam er mit einem ganz verstörten Gesichte in mein Zimmer, mit dem Briefe der Madame Teploff in der Hand, und sagte mir aufgebracht und in lautem zornigen Tone: „Denken Sie sich nur! Da schreibt sie mir einen vier Seiten langen Brief und will, daß ich das lesen soll und noch mehr, ich soll ihr antworten; ich, der ich doch exerciren muß (er hatte neuerdings seine Truppen aus Holstein kommen lassen), diniren, dann schießen, dann die Probe der Oper und das Ballet sehen muß, welches die Cadetten darin tanzen sollen.

Ich werde ihr ganz einfach sagen lassen, daß ich keine Zeit habe, und wenn sie böse wird, so überwerfe ich mich mit ihr bis zum Winter." Ich antwortete ihm, daß dies jedenfalls das kürzeste Verfahren sei. Ich glaube, daß die Züge, welche ich erwähne, richtig und deßhalb nicht am unrechten Orte angebracht sind. Folgendes die Erklärung des Erscheinens der Cadetten in Oranienbaum. Im Frühling hatten die Schuwaloff's geglaubt, ein sehr schlaues Verfahren anzuwenden, um den Großfürsten von seinen holsteinischen Truppen abzubringen, indem sie die Kaiserin überredeten, Seiner Kaiserlichen Hoheit den Befehl über das Corps der Landkadetten zu geben, welches damals das einzige Kadettencorps war. Man hatte ihm den intimen Freund von Iwan Iwanowitsch Schuwaloff und seinen Vertrauten, A. P. Melgunoff untergeordnet. Dieser war mit einer der deutschen Kammerfrauen verheirathet, welche bei der Kaiserin in besonderer Gunst stand. So hatten denn die Herren Schuwaloff einen ihnen ganz ergebenen Mann im Zimmer des Großfürsten, mit dem er jeden Augenblick sprechen konnte. Unter dem Vorwande der Opernballets in Oranienbaum brachte man also etwa hundert Cadetten hierhin, und Herr Melgunoff und die ihm ergebensten Offiziere, welche dem Corps beigegeben waren, folgten ihnen nach; es waren ebenso viele Aufpasser à la Schuwaloff. Unter den Lehrern, welche mit den Kadetten nach Oranienbaum kamen, befand sich ihr Stallmeister Zimmermann, der damals für den besten Reiter in Rußland galt. Da aus meiner vermutheten Schwangerschaft vom vorigen Herbste Nichts geworden war, kam mir der Gedanke, bei Zimmermann Reitstunde zu nehmen. Ich sprach davon mit dem Großfürsten, der mir kein Hinderniß in den

Weg legte. Schon lange waren die alten, von den Tschoglokoff's eingeführten Regeln vergessen, vernachlässigt, aber gewiß von Alexander Schuwaloff, welcher übrigens seiner selbst wegen gar keiner oder doch sehr geringer Achtung genoß. Wir machten uns über ihn, über seine Frau, seine Tochter, seinen Schwiegersohn, fast in ihrer Gegenwart lustig; sie reizten dazu, denn niemals sah man unedlere und gemeinere Physiognomieen. Madame Schuwaloff hatte von mir den Spitznamen: Salzsäule erhalten. Sie war mager, klein und gedrungen; ihr Geiz trat in ihrer Kleidung zu Tage; ihre Kleider waren immer zu eng und hatten eine Breite weniger als sie haben mußten und die anderen Damenkleider hatten. Ihre Tochter, die Gräfin Goloffkin, war ebenso angezogen; ihr Kopfputz und ihre Manchetten waren gemein und sahen immer danach aus, als ob sie daran hätte Ersparnisse machen wollen, obgleich sie sehr reich und wohlhabend waren; aber sie hatten einmal Geschmack für alles Kleine und Eingeschränkte, das wahre Bild ihres Geistes.

Sobald ich meine regulären Reitstunden angefangen hatte, gab ich mich dieser Uebung von Neuem mit Leidenschaft hin. Ich stand Morgens um 6 Uhr auf, kleidete mich als Mann und begab mich in meinen Garten; ich hatte hier in freier Luft einen Platz herrichten lassen, der mir als Reitbahn diente. Ich machte so reißende Fortschritte, daß Zimmermann oft aus der Mitte der Reitbahn mit Thränen in den Augen auf mich zugelaufen kam und mir mit einer Begeisterung, welche er nicht beherrschen konnte, die Stiefeln küßte; zuweilen rief er auch: „Nie in meinem Leben habe ich einen Schüler gehabt, der mir so viel Ehre

gemacht, der in so kurzer Zeit so viel gelernt hat!“ Bei diesem Unterricht waren blos mein alter Wundarzt Gyon, eine Kammerfrau und einige Domestiken zugegen. Da ich mich sehr an diese Stunden hielt, welche ich jeden Morgen, Sonntags ausgenommen, nahm, belohnte Zimmermann meinen Fleiß mit silbernen Sporen, die er mir nach den Regeln der Reitbahn überreichte. Nach drei Wochen hatte ich alle Exercitien durchgemacht und im Herbst ließ Zimmermann ein Sprungpferd kommen, worauf er mir die Steigbügel geben wollte; aber am Vorabend des Tages, an welchem ich es zu besteigen dachte, erhielten wir den Befehl, nach der Stadt zurückzukehren; die Partie wurde also bis zum nächsten Frühling verschoben.

Während dieses Sommers machte Poniatowsky eine Rundreise in Polen, und kehrte von dort mit einem Ministerkreditiv des Königs von Polen zurück. Vor seiner Abreise kam er nach Oranienbaum, um Abschied von uns zu nehmen; er war begleitet vom Grafen Horn, welchen der König von Schweden, unter dem Vorwande, die Nachricht vom Tode seiner Mutter, meiner Großmutter, nach Petersburg zu bringen, nach Rußland geschickt hatte, um ihn den Verfolgungen der französischen oder Hut-Partei gegen die russische oder Mützen-Partei zu entziehen. Diese Verfolgung wurde so heftig in Schweden beim Reichstage von 1756, daß fast alle Anführer der russischen Partei in diesem Jahre hingerichtet wurden. Der Graf Horn hat mir selbst gesagt, daß, wenn er nicht nach Petersburg gekommen wäre, er unfehlbar das Schicksal der andern getheilt hätte.

Graf Poniatowsky und Graf Horn blieben zweimal 24 Stunden in Oranienbaum. Am ersten Tage behandelte

sie der Großfürst sehr gut; am zweiten langweilten sie ihn, weil ihm die Hochzeit eines Jägers im Kopfe lag, wo er trinken wollte, und als er sah, daß die Grafen Poniatowsky und Horn dablieben, ließ er sie stehen und ich mußte die Honneurs des Hauses machen. Nach dem Diner führte ich die Gesellschaft, welche geblieben und welche nicht sehr zahlreich war, in die inneren Gemächer des Großfürsten und die meinigen. Bei unserer Ankunft in meinem Kabinet kam uns ein kleines Bologneser Hündchen, das mir gehörte, entgegen und bellte den Grafen Horn laut an; als es aber den Grafen Poniatowsky bemerkte, glaubte ich, der Hund würde vor Freuden toll werden. Da das Kabinet sehr klein war, sah dies Niemand außer Leon Narischkin, seiner Schwägerin und mir; aber der Graf Horn ließ sich nicht täuschen und während ich durch die Gemächer ging, um in den Saal zurückzugelangen, faßte Graf Horn den Grafen Poniatowsky beim Rock und sagte: „Mein Freund, das Schrecklichste, was es gibt, ist ein Bologneser Hündchen; das Erste, was ich immer gethan habe, wenn ich Frauen liebte, war, ihnen ein solches Hündchen zu schenken, und durch sie habe ich immer erkannt, ob Jemand mehr in Gunst stand als ich. Die Regel ist vollkommen sicher, Sie sehen es, der Hund ist böse gewesen, hat mich fressen wollen, mich, den er nicht kennt, während er nicht wußte, was er vor Freuden thun sollte, als er Sie wiedersah, denn offenbar hat er Sie nicht zum ersten Male gesehen." Graf Poniatowsky behandelte die ganze Sache als Thorheit, konnte es ihm aber nicht ausreden. Graf Horn erwiderte ihm blos: „Seien Sie unbesorgt, ich bin vollkommen discret." Am folgenden Tage reis'ten sie ab. Graf Horn pflegte zu sagen, daß,

wenn er sich verlieben wollte, er sich immer in drei Frauen zu gleicher Zeit verliebte. Dies führte er praktisch unter unseren Augen in St. Petersburg durch, wo er drei Damen auf einmal den Hof machte. Graf Poniatowsky reis'te zwei Tage später nach seinem Vaterlande ab. Während seiner Abwesenheit ließ mir der Chevalier Williams durch Leon Narischkin sagen, daß der Großkanzler Bestuscheff gegen die Ernennung des Grafen Poniatowsky intriguirte, und daß er durch ihn versucht hatte, dem Grafen Brühl, dem damaligen Minister und Günstling des Königs von Polen, diese Ernennung auszureden; daß er aber sich nicht sehr darum kümmerte, diesen Auftrag zu erfüllen, obwohl er ihn nicht abgelehnt hätte, aus Furcht, daß der Großkanzler ihn einem Andern geben möchte, der sich desselben vielleicht pünktlicher entledigt hätte und dadurch seinem Freunde, welcher lebhaft wünschte, nach Rußland zurückzukommen, hätte schädlich werden können. Der Chevalier Williams vermuthete, daß Graf Bestuscheff, welcher seit langer Zeit die sächsisch=polnischen Minister zu seiner Disposition hatte, einen seiner ergebensten Anhänger zu dieser Stelle ernennen lassen wollte. Indessen erhielt sie der Graf Poniatowsky. Er kam im Winter als polnischer Gesandter zurück und die sächsische Gesandtschaft blieb unter der unmittelbaren Leitung des Grafen Bestuscheff.

Einige Zeit bevor wir Oranienbaum verließen, kamen Fürst und Fürstin Galitzin dort an, begleitet von Herrn Betzky; diese reisten wegen ihrer Gesundheit ins Ausland, besonders Betzky, welcher sich wegen des tiefen Kummers zerstreuen wollte, der ihm von dem Tode der Prinzessin von Hessen=Homburg in der Seele geblieben war. Diese war

eine geborne Fürstin Trubetzkoy, Mutter der Fürstin Galitzin, die aus der ersten Ehe der Prinzessin von Hessen mit dem Hospodar der Wallachei, Prina Kantemir, stammte. Da die Fürstin Galitzin und Betzky alte Bekannte waren, versuchte ich sie in Oranienbaum aufs Beste zu empfangen, und nachdem ich sie viel umhergeführt hatte, stieg ich mit der Fürstin Galitzin in ein Cabriolet, das ich selbst fuhr, und wir machten eine Spazierfahrt in den Umgebungen von Oranienbaum. Unterwegs fing die Fürstin, eine sehr sonderbare und beschränkte Person, an, Bemerkungen zu machen wodurch sie mir zu verstehen gab, daß sie glaube, ich habe eine Rancüne gegen sie. Ich sagte, ich habe durchaus keine und wisse nicht woher sie rühren solle, da ich nie einen Streit mit ihr gehabt habe. Hierauf fuhr sie fort: sie befürchte Graf Poniatowsky habe ihr bei mir geschadet. Ich war bei diesen Worten aufs Höchste überrascht und erwiderte, sie müsse träumen; denn Poniatowsky sei nicht der Mensch, ihr hier und in meinen Augen zu schaden, da er lange abgereist und mir nur von Ansehn und als Ausländer bekannt sei; in der That könne ich mir nicht erklären wie sie auf diesen Gedanken gekommen. In meine Gemächer zurückgekehrt, rief ich Leon Narischkin und erzählte ihm von der erwähnten Unterredung, welche mir ebenso dumm als dreist und indiscret erschien. Er setzte mir nun auseinander daß die Fürstin Galitzin während des Winters Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, um Graf Poniatowsky an sich zu fesseln; daß er, der Höflichkeit halber, ihr einige Aufmerksamkeiten erzeigt hätte; daß sie ihm auf jede mögliche Weise entgegengekommen sei, was seinerseits, wie ich mir leicht denken könne, wenig Erwiede=

rung gefunden, weil sie alt, häßlich, albern und einfältig, ja närrisch sei; und daß sie, als sie gesehen, wie er ihre Wünsche nicht berücksichtigte, wahrscheinlich Argwohn aus dem Umstande geschöpft hätte, daß er sich meistentheils in seiner (Leon Narischkins) und seiner Stiefschwester Gesellschaft befand.

Während des kurzen Aufenthalts der Fürstin Galitzin in Oranienbaum hatte ich eine furchtbare Scene mit dem Großfürsten, in Beziehung auf meine Ehrendamen. Ich bemerkte daß dieselben, immer Vertraute oder Maitressen des Großfürsten wie sie waren, bei verschiedenen Gelegenheiten es an Erfüllung ihrer Pflicht oder selbst an der mir schuldigen Rücksicht und Achtung fehlen ließen. Ich begab mich daher eines Nachmittages in ihr Zimmer, warf ihnen ihr Betragen vor, erinnerte sie an ihre Pflichten, an das was sie mir schuldig seien und drohte daß ich mich bei der Kaiserin beklagen würde, wenn sie bei ihrem Benehmen beharrten. Einige geriethen in Bestürzung, andre waren gereizt, noch andre weinten; allein nachdem ich hinausgegangen war, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als dem Großfürsten von dem was in ihrem Zimmer vorgefallen war, zu erzählen. Seine Kaiserliche Hoheit wurde rasend und eilte sogleich zu mir. Sein erstes Wort, indem er hineintrat, war: es sei unmöglich, länger mit mir zu leben; von Tage zu Tage werde ich hochmüthiger und stolzer; ich verlange Rücksichten und Ehrerbietung von den Ehrendamen und verbittre denselben das Leben. Sie seien Mädchen von Rang und ich behandle sie als Dienerinnen; und wenn ich mich bei der Kaiserin über sie beschwere, so werde er sich über mich beschweren, über meinen Stolz, meine An=

maßung, meine Schlechtigkeit und Gott weiß worüber sonst. Ich hörte ihn auch nicht ohne innere Erregung an und antwortete: er könne von mir denken was er wolle; wenn die Sache vor seine Frau Tante gebracht werde, so werde sie leicht darüber entscheiden, ob es nicht das Vernünftigste sein würde, Mädchen die sich schlecht aufführten und durch ihr Hin- und Herreden ihren Neffen und ihre Nichte verunreinigten, fortzujagen. Und unzweifelhaft werde Ihre Kaiserliche Majestät, um den Frieden zwischen ihm und mir herzustellen und nicht durch Mißhelligkeiten belästigt zu werden, keinen andren Entschluß fassen, nein, sie werde unfehlbar zu diesem Mittel greifen. Als er mich so reden hörte, kühlte sich seine Wuth ab; denn, argwöhnisch wie er war, kam er auf den Gedanken, daß ich mehr von den Absichten der Kaiserin in Betreff der Mädchen wisse als ich merken lasse und daß sie wirklich wegen des Vorgefallenen entlassen werden könnten. Er fuhr fort: „Aber sagen Sie, wissen Sie denn Etwas darüber? hat man davon gesprochen?“ — Ich antwortete: wenn es dahin käme, daß die Angelegenheit vor die Kaiserin gebracht würde, zweifelte ich nicht daß sie auf eine sehr bündige Weise darüber entschiden würde. Hierauf fing er an nachdenklich mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugehn, wurde ruhiger und ging endlich, halb und halb besänftigt, hinaus. Denselben Abend erzählte ich der von den Damen, die mir am vernünftigsten schien, die Scene, welche ihre unkluge Nachsage für mich herbeigeführt hatte, Wort für Wort wieder und sie nahmen sich seitdem in Acht die Verhältnisse auf eine Spitze zu treiben, auf welcher sie fürchten mußten, ihnen zum Opfer zu fallen.

Im Laufe des Herbstes kehrten wir in die Stadt zurück. Kurz nachher wurde der Chevalier Williams nach England abberufen. Er hatte seinen Zweck in Rußland verfehlt. An dem Tage nach seiner Audienz bei der Kaiserin hatte er einen Allianzvertrag zwischen Rußland und England in Vorschlag gebracht; Graf Bestuscheff besaß Befehl und Vollmacht diesen Vertrag abzuschließen. In der That wurde derselbe von dem Großkanzler unterzeichnet und der Gesandte war außer sich vor Freude über seinen Erfolg. Tags darauf jedoch zeigte ihm Graf Bestuscheff durch eine Note den Beitritt Rußlands zu der in Versailles unterzeichneten Convention zwischen Frankreich und Oesterreich an. Dies war ein Donnerschlag für den Englischen Gesandten, der in dieser Angelegenheit durch den Großkanzler hintergangen und betrogen worden war, oder wenigstens so schien. Allein Graf Bestuscheff selbst konnte nicht mehr thun was er wollte. Seine Gegner fingen an, ihn zu verdrängen und intriguirten, oder vielmehr man intriguirte bei ihnen, um sie zu der französisch-österreichischen Partei überzuführen, wozu sie auch sehr geneigt waren. Die Schuwaloffs, besonders Iwan Iwanowitsch, liebten Frankreich und Alles was von Frankreich kam, bis zur Narrheit; sie wurden hierin bestärkt durch den Vicekanzler Woronzoff, dem Ludwig XV. für diesen Dienst das Hotel, welches er eben in Petersburg hatte bauen lassen, mit alten Meubeln ausschmückte, welche der Marquise von Pompadour, seiner Maitresse, langweilig zu werden anfingen und die sie dem König, ihrem Geliebten, mit Profit verkauft hatte. Der Vicekanzler hatte außer seinem Vortheil noch ein andres Motiv, nämlich das, den Credit seines Nebenbuhlers, Grafen Bestuscheff,

zu schwächen und sich seiner Stelle für Peter Schuwaloff zu sichern. Er dachte daran, das Monopol des Russischen Tabackshandels in seine Gewalt zu bekommen, um den Taback in Frankreich zu verkaufen.

1757.

Gegen Ende dieses Jahres kam Graf Poniatowsky nach Petersburg zurück, als Minister des Königs von Polen. Während des Winters 1757 war die Lebensweise bei uns dieselbe wie den Winter vorher, dieselben Concerte, dieselben Bälle, dieselben Coterieen. Ich bemerkte bald nach unsrer Rückkehr in die Stadt, wo ich die Verhältnisse mehr in der Nähe sah, daß Brockdorf mit seinen Intriguen bei dem Großfürsten sehr erfolgreich war. Er genoß dabei die Unterstützung einer ziemlich großen Anzahl holsteinischer Officiere, welche der Großfürst, auf sein Zureden, den Winter über in Petersburg bei sich behielt. Ihre Zahl belief sich mindestens auf zwanzig und sie befanden sich fortwährend in der Umgebung des Großfürsten; ungerechnet ein paar holsteinische Soldaten, welche als Laufburschen und als Kammerdiener, Kammerdienste bei ihm thaten und zu jeder möglichen Art von Geschäften benutzt wurden. Im Grunde waren aber alle diese Menschen ebensoviel Spione der Herren Brockdorf und Compagnie. Ich wartete in diesem Winter auf einen günstigen Moment um ernsthaft mit dem Großfürsten zu reden und ihm aufrichtig zu sagen, was ich über seine Umgebung und die von mir bemerkten In-

triguen dachte. Es fand sich ein solcher Moment und ich ließ ihn nicht ungenutzt verstreichen. Der Großfürst selbst kam eines Tags in mein Cabinet und sagte mir, daß man ihm als unumgänglich nothwendig darstelle, einen geheimen Befehl nach Holstein zu schicken, betreffend die Verhaftung der durch Stellung und Ansehn hervorragendsten Persönlichkeiten des Landes, eines gewissen Elendsheim, eines Mannes von bürgerlicher Abstammung, der aber durch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten sich zu jener Stellung emporgearbeitet hatte. Ich fragte ihn hierauf welche Beschwerden man gegen diesen Menschen habe und was er gethan, daß man daran denke ihn gefangen zu setzen? Er erwiderte: „Nun, man sagt daß er des Unterschleifs verdächtig sei." Ich fragte, wer seine Ankläger wären? worauf er sich sehr im Rechte glaubte, indem er sagte: „Ankläger? es sind keine da, denn das ganze Land fürchtet und achtet ihn und gerade deßhalb muß ich ihn gefangen setzen lassen. Ist dies geschehen, so versichert man mich, daß sich Ankläger mehr als genug finden werden." — Ich zitterte bei dem was er mir sagte und antwortete ihm: „Wenn man es auf diese Weise ansieht, so gibt es keinen Unschuldigen auf der Welt; es braucht blos ein Neidischer da zu sein, der im Publicum irgend ein vages Gerücht aussprengt, wie es ihm beliebt, worauf man jeden Beliebigen arretiren wird; die Anschuldigungen und Verbrechen werden sich schon finden. Es ist à la façon de Barbarie mon ami, wie es im Liede heißt, daß man Ihnen räth zu handeln, ohne auf Ihren Ruhm oder Ihre Gerechtigkeit Rücksicht zu nehmen. Wer gibt Ihnen so schlechte Rathschläge? Erlauben Sie mir diese Frage." — Diese Frage schien meinem Großfürsten

etwas peinlich und er sagte: „Sie wollen immer mehr wissen als die Anderen.“ Da antwortete ich ihm, ich spräche nicht um die Kluge zu spielen, sondern weil ich die Ungerechtigkeit haßte, und nicht glaubte, daß er auf eine oder die andere Weise mit gutem Gewissen eine begehen wollte. — Er fing an mit großen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen, und entfernte sich dann, mehr aufgeregt als ärgerlich. Kurze Zeit darauf kam er zurück und sagte mir: „Kommen Sie zu mir, Brockdorf wird mit Ihnen über die Elendsheim'sche Geschichte sprechen, und Sie werden sehen und überzeugt sein, daß ich ihn arretiren lassen muß. Ich erwiderte ihm: „Sehr gut, ich werde Ihnen folgen und hören was er Ihnen sagen wird, da Sie es wollen.“ — In der That fand ich Herrn Brockdorf im Zimmer des Großfürsten, der ihm sagte: „Sprechen Sie mit der Großfürstin.“ — Herr Brockdorf, etwas bestürzt, verneigte sich vor dem Großfürsten und sagte ihm: „Da Eure Hoheit es mir befiehlt, werde ich mit der Frau Großfürstin sprechen.“ — Hier machte er eine Pause und sagte dann: „Es ist eine Angelegenheit die mit viel Heimlichkeit und Klugheit behandelt sein will.“ Ich hörte zu. — „Ganz Holstein ist erfüllt vom Lärm der Elendsheim'schen Unterschleife und Erpressungen. Es ist wahr daß keine Ankläger da sind, weil man ihn fürchtet; aber wenn er arretirt sein wird, wird man so viele Ankläger haben als man will.“ — Ich verlangte von ihm Details über diese Unterschleife und Erpressungen und erfuhr, daß, was die Unterschleife der Taxen anbetraf, keine Schuld vorhanden war, da er gar kein Geld vom Großfürsten in den Händen hatte; daß man aber, da er an der Spitze des Justizdepartements stand,

es als einen Unterschleif ansähe, daß bei jedem Prozeß immer einer der streitenden Theile sich über Ungerechtigkeit beklagte und sagte, daß die Gegenpartei bloß durch Bestechung der Richter gewonnen hätte. Aber Herr Brockdorf mochte alle seine Beredsamkeit und Wissenschaft aufbieten, er überzeugte mich nicht. Ich behauptete fort und fort in Gegenwart des Großfürsten gegen Herrn Brockdorf, daß man versuche Seine Kaiserliche Hoheit zu einer schreienden Ungerechtigkeit zu bewegen, indem man ihn zu der Ausfertigung eines Arrestbefehls gegen einen Menschen anreize, gegen den weder eine formelle Anklage, noch selbst eine Beschuldigung vorlag. Ich erklärte Brockdorf, daß auf diese Manier der Großfürst ihn zu jeder Stunde einstecken lassen und auch sagen könnte, daß die Anklagen und Verbrechen nachkommen würden und daß es in Justizsachen nicht schwer wäre einzusehn, daß der welcher seinen Prozeß verlöre, immer schreien würde, daß man ihm Unrecht thue. Ich fügte noch hinzu, daß der Großfürst sich mehr als jeder Andre vor ähnlichen Dingen hüten müsse, weil die Erfahrung ihm bereits auf seine Kosten gelehrt hätte, wozu die Verfolgung und der Haß der Parteien führen könne. Denn höchstens zwei bis drei Jahre wären erst verflossen, seit Seine Kaiserliche Hoheit Herrn von Holmer seiner Haft entlassen hätte, nachdem man ihn sechs bis acht Jahre im Gefängniß hatte schmachten lassen, damit er über die Vorgänge während der Minderjährigkeit des Großfürsten und während der Verwaltung seines Vormundes, des Kronprinzen von Schweden, welchem Herr von Holmer beigegeben gewesen und nach Schweden gefolgt war, Rechenschaft ablegte. Er sei nicht von dort zurückgekehrt bevor der Groß=

fürst Alles während seiner Minderjährigkeit Geschehene gebilligt und versprochen habe, Niemanden dafür verantwortlich zu machen. Allein nichts destoweniger hätte man den Großfürsten zu der Gefangensetzung Herrn von Holmers und zu der Ernennung einer Untersuchungscommission, in Sachen der Verwaltung des Kronprinzen von Schweden, überredet. Nachdem diese Commission dann anfangs mit großer Strenge zu Werke gegangen sei, der Angeberei freies Feld gelassen und trotzdem Nichts gefunden habe, sei sie aus Mangel an Stoff in Lethargie gesunken. Und während dieser ganzen Zeit hätte Herr von Holmer im Gefängniß geschmachtet, ohne seine Gemahlin, seine Kinder, seine Freunde, seine Eltern zu sehen. Endlich sei das ganze Land über die Ungerechtigkeit und Tyrannei dieses wahrhaft schreienden Verfahrens in Entrüstung gerathen — allein die Sache würde dennoch nicht so bald zum Abschluß gekommen sein, wenn nicht ich dem Großfürsten gerathen hätte, diesen gordischen Knoten durch einen Befehl zur Freilassung Herrn von Holmers und zur Auflösung der Commission, welche noch dazu der, ohnehin sehr dürftigen Casse des Großfürsten in seinem erblichen Herzogthum, nicht wenig Geld kostete, zu durchhauen. Doch es half mir wenig, dies frappante Beispiel zu citiren. Der Großfürst hörte mir zu, indem er, glaube ich, an etwas Andres dachte und Herr von Brockdorf, verhärtet in der Schlechtigkeit seines Herzens, bornirt an Geist und hartnäckig wie ein Klotz, ließ mich reden, da er keine Gründe mehr vorzubringen hatte. Und als ich fortgegangen war, sagte er dem Großfürsten, daß alles was ich gesagt hätte, nur die Eingabe meiner Herrschsucht sei; daß ich alle Maßregeln mißbilligte, welche

ich nicht selbst angerathen hätte; daß ich nichts von Geschäften verstände; daß die Frauen sich in Alles mischen wollten und daß Sie Alles verdürben was sie anfaßten, daß besonders thatkräftige Handlungen über ihren Horizont hinausgingen; kurz er gab sich solche Mühe daß er den Sieg über mich davontrug, und der Großfürst, von ihm überzeugt, ließ den Befehl aufsetzen, unterzeichnen und expediren, Herrn Elendsheim zu arretiren. Ein gewisser Zeitz, Secretair des Großfürsten, der Pechlin beigegeben und Schwiegersohn der Hebamme war, welche mich entbunden hatte, benachrichtigte mich davon. Die Partei Pechlins mißbilligte im Allgemeinen diese gewaltsame und unzeitige Maaßregel, womit Herr Brockdorf sie und ganz Holstein zittern machte. Sobald ich erfuhr daß Brockdorfs Ränke über mich und über Alles was ich dem Großfürsten vorgestellt hatte, den Sieg davongetragen hatten, faßte ich den festen Entschluß, dem Herrn Brockdorf meine volle Entrüstung kundgegeben. Ich sagte zu Zeitz und ließ Pechlin sagen, daß ich von diesem Augenblick an, Brockdorf als eine Pest ansähe welche man fliehen müßte, und daß man ihn vom Großfürsten entfernen müßte, wenn es irgend möglich sei; daß ich alles aufbieten würde was in meiner Gewalt stehe, in diesem Falle zu handeln. In der That machte ich mir eine Aufgabe daraus, bei jeder Gelegenheit die Verachtung und den Abschen kund zu geben, welchen das Benehmen dieses Menschen mir eingeflößt hatte. Ich ersparte ihm Nichts womit ich ihn lächerlich machen konnte und machte gegen Niemanden ein Geheimniß daraus was ich über ihn dachte. Leon Narischkin und andre junge Leute amüsirten sich darüber und unterstützten mich in meinem Bemühn. Wenn Herr

Brockdorf durch die Zimmer ging, riefen Alle hinter ihm her: Вова птна (Pelican); dies war sein Beiname. Der Pelican war der häßlichste uns bekannte Vogel und als Mensch war Herr Brockdorf grade so häßlich, sowohl äußerlich als innerlich. Er war groß, mit langem Hals und dickem platten Kopf; dazu war er rothhaarig und trug eine Perrücke von Messingdraht, seine kleinen Augen lagen tief im Kopfe, hatten so gut als gar keine Lider und Brauen und seine Mundwinkel gingen bis zum Kinn hinab, was ihm ein saures, böswilliges Ansehn verlieh. Hinsichtlich seines Charakters beziehe ich mich auf das, was ich bereits gesagt, füge indeß noch hinzu, daß er lasterhaft genug war um von Allen Geld zu nehmen die es ihm anboten und damit sein erhabner Herr sich nicht eines Tages über seine Erpressungen beschweren möchte, überredete er ihn, den er immer in Geldverlegenheit sah, dasselbe zu thun. Auf diese Art verschaffte er ihm so viel Geld als er konnte, indem er Allen die dafür bezahlten, Holsteinische Orden und Titel verkaufte, oder den Großfürsten Geld verlangen und alle möglichen Angelegenheiten, oft ungerechte und selbst für das Reich lästige, bei den verschiedenen Gerichtshöfen des Reiches und dem Senat betreiben ließ; z. B. Monopole und andere Gerechtsame, die noch dazu niemals hätten durchgehn können, weil sie den Gesetzen Peters I. zuwiderliefen. Außerdem stürzte Brockdorf den Großfürsten mehr als je in Trunk und Liederlichkeit, indem er ihn mit einem Haufen Abenteurern und Persönlichkeiten umgab, die aus den Wachstuben und Kneipen Deutschlands und Petersburgs herstammten, weder Treue noch Glauben kannten

und Nichts thaten als trinken, essen, rauchen und gemeine Schwänke erzählen.

Als ich bemerkte, daß trotz alles dessen, was ich sagte und that, um Brockdorfs Einfluß zu schwächen, er sich bei dem Großfürsten behauptete, ja einer größeren Gunst genoß, als je zuvor, faßte ich den Entschluß dem Grafen Schuwaloff zu sagen, was ich über diesen Menschen dachte und ihm zu erklären, daß ich ihn als eine der gefährlichsten Persönlichkeiten betrachte, die man möglicherweise einem jungen Fürsten, dem Ersten eines großen Reichs, beigeben könne; daß ich mich deshalb auf mein Gewissen verpflichtet fühle die Sache im Vertrauen mit ihm zu besprechen, damit er die Kaiserin davon benachrichtigen oder Maßregeln treffen könne, welche ihm passend erschienen. Er fragte, ob er mich citiren dürfe? Ich erwiderte ihm bejahend; und sollte die Kaiserin mich selbst fragen, so würde ich kein Blatt vor den Mund nehmen, um zu sagen, was ich wisse und sehe. Graf Alexander Schuwaloff blinzelte mit den Augen, indem er mir sehr ernsthafte zuhörte, allein er wagte nicht ohne den Rath seines Bruders Peter und seines Vetters Iwan zu handeln. Lange Zeit hörte ich Nichts von ihm; dann gab er mir zu verstehen, es sei möglich, daß die Kaiserin mit mir reden würde. Mittlerweile kam eines schönen Morgens der Großfürst in mein Zimmer hineingehüpft, indeß sein Secretair Zeitz mit einem Papier hinter ihm herlief. Der Großfürst sagte zu mir: „Sehen Sie diesen verteufelten Kerl; ich habe gestern zu viel getrunken, bin heute noch ganz duselig und er bringt mir einen großen Bogen Papier, Nichts als ein Register der Angelegenheiten, die ich zu Ende bringen soll; er verfolgt mich bis in Ihr Zimmer.“ Zeitz

sagte zu mir gewendet: „Alles was ich hier habe, kann durch Ja oder durch Nein entschieden werden; es ist die Sache einer Viertelstunde.“ Ich rief aus: „Nun wir wollen sehen, vielleicht kommen Sie eher damit zu Ende als Sie glauben.“ — Zeitz fing an zu lesen und indem er las, sagte ich „Ja“ oder „Nein.“ Dies gefiel dem Großfürsten und Zeitz bemerkte: „Wirklich, gnädigster Herr, wenn Sie zugeben wollten, daß wir es zweimal wöchentlich so machen, würden die Geschäfte nicht stehen bleiben. Es sind freilich nur kleine Sachen, aber sie müssen doch zum Abschluß kommen und die Großfürstin hat sie mit einem halben Dutzend Ja und eben so vielen Nein entschieden.“ Von diesem Tage an gefiel es Sr. Kaiserlichen Hoheit, Zeitz allemal zu mir zu schicken, wenn es auf Ja oder Nein ankam. Nach einiger Zeit bat ich ihn, mir einen geschriebenen Befehl auszustellen über das, was ich ohne speciellen Befehl vom ihm beendigen und nicht beendigen dürfe, was auch geschah. Nur Pechlin, Zeitz und ich wußten von dieser Aenderung und Pechlin und Zeitz waren außerordentlich damit zufrieden. Wenn es sich darum handelte zu unterzeichnen, unterzeichnete der Großfürst, was ich vorher geregelt hatte. Die Sache Elendsheims blieb in Brockdorf's Händen; allein da Elendsheim im Gefängniß saß, beeilte sich Brockdorf nicht sehr, sie zu Ende zu bringen, weil sein Zweck so ziemlich damit erreicht war, daß er ihn von den Geschäften entfernt und drüben seinen Einfluß über seinen Herrn gezeigt hatte.

Ich benutzte einen Tag, wo ich die Gelegenheit oder den Moment günstig fand, um dem Großfürsten zu sagen, daß, da er die Verwaltung der Geschäfte Holsteins so lang=

weilig finde und sie als eine Probe dessen ansehe, was er eines Tages zu verwalten haben werde, wenn das Russische Reich ihm zufalle, es mir schiene als ob er diesen Zeitpunkt als eine noch viel peinlichere Last vorempfinden müßte. Hierauf wiederholte er was er mir schon vielemale gesagt hatte: daß er fühle, er sei nicht für Rußland geboren; er gefalle weder den Russen, noch gefielen die Russen ihm, und daß er überzeugt sei, daß er in Rußland zu Grunde gehen werde. Ich erwiderte ihm sodann was ich ihm auch bereits vielemale vorher gesagt hatte: er dürfe sich in dieser fatalistischen Vorstellung nicht gehen lassen, sondern er müsse thun, was er könne, um die Liebe aller Russen zu gewinnen und die Kaiserin bitten, ihn in den Stand zu setzen, daß er sich über die Reichsangelegenheiten unterrichte; ja ich drängte ihn, um einen Sitz bei den im Conseil der Kaiserin stattfindenden Berathungen nachzusuchen. Er sprach in der That mit den Schuwaloffs darüber, welche die Kaiserin vermochten, ihn jedesmal dann zu jenen Conferenzen zuzulassen, wenn sie selbst dabei zugegen war. Dies war nicht besser als hätte man ihm erwidert, er solle überhaupt nicht zugelassen werden. Denn sie ging zwei- oder dreimal mit ihm hin, und hierauf stellten sowohl sie als er ihre Besuche ein.

Die Rathschläge welche ich dem Großfürsten gab, waren im Allgemeinen gut und heilsam. Allein wer Rathschläge gibt, kann dies nur seinem Geist und seiner Denkweise, seiner Art die Sachen anzuschauen und zu behandeln gemäß, thun. Der große Fehler meiner Rathschläge gegenüber dem Großfürsten war nun eben der, daß seine Denk- und Handlungsweise ganz und gar von der meinigen ver-

schieden war und je älter wir wurden, um so markirter wurde diese Verschiedenheit. Ich bestrebte mich in allen Dingen der Wahrheit so nahe zu kommen als möglich und er entfernte sich täglich mehr von der Wahrheit, bis er ein determinirter Lügner geworden war. Da die Art wie er es wurde, sehr eigenthümlich ist, will ich davon erzählen; vielleicht wird dies zu der Erkenntniß der Entwicklung des menschlichen Geistes in der angegebenen Beziehung beitragen und zu der Verhinderung oder Besserung dieses Lasters dienen können bei Menschen, welche die Neigung haben sich darin gehen zu lassen. Die erste Lüge welche der Großfürst sich ausdachte, war, daß er, um sich bei jungen Frauen oder jungen Mädchen in Ansehn zu setzen, auf deren Unwissenheit er rechnete, ihnen erzählt, wie, als er noch bei seinem Vater in Holstein war, sein Herr Vater ihn an die Spitze einer Abtheilung seiner Garden gestellt und gegen eine Truppe Zigeuner geschickt habe, die in der Umgebung von Kiel umherschweifte und, wie er behauptete, scheußliche Räubereien beging. Die letztern erzählte er im Detail, ebenso die Listen welche er angewandt habe, die Räuber einzuschließen, die verschiedenen Kämpfe in denen er Wunder von Kunst und Tapferkeit verrichtet, worauf er sie gefangen genommen und nach Kiel transportirt habe. Anfangs wandte er die Vorsicht an, Alles dies nur denen zu erzählen, welche seine Geschichte nicht kannten. Allmälig jedoch faßte er den Muth seine Erfindung auch bei denen anzubringen, auf deren Discretion er hinreichend zählen konnte, um gewiß zu sein daß sie ihn nicht Lügen strafen würden. Aber als es ihm einfiel, auch mir diese Erzählung zum besten zu geben, fragte ich ihn, wie lange Zeit vor dem Tode

seines Vaters dies stattgefunden habe? Dann ohne zu zaudern, antwortete er mir: „Drei oder vier Jahre." — „Nun denn," sagte ich, „Sie haben sehr früh angefangen Heldenthaten zu verrichten, denn drei oder vier Jahre vor dem Tode des Herzogs, Ihres Vaters, waren Sie erst sechs oder sieben Jahre alt und sind mit elf Jahren nach seinem Tode, unter der Vormundschaft meines Onkels, des Kronprinzen von Schweden geblieben, und was mich ebenso Wunder nimmt, setzte ich hinzu, ist, daß Ihr Herr Vater, dessen einziger Sohn Sie sind, zumal da Ihre Gesundheit wie man mir gesagt hat, in Ihrer Kindheit immer zart gewesen ist, sie ausgeschickt hat gegen Diebe zu kämpfen, und zwar im Alter von sechs oder sieben Jahren." — Der Großfürst wurde schrecklich böse gegen mich über das was ich ihm gesagt hatte und sagte mir, daß ich ihn der Welt als einen Lügner darstellen wollte, daß ich ihn in Mißcredit setzte. Ich sagte ihm, nicht ich sondern der Kalender widerspräche dem was er gesagt hätte; ich überließe es ihm selbst zu beurtheilen ob es menschenmöglich wäre, ein kleines Kind von 6 bis 7 Jahren, einzigen Sohn und Kronerben, die ganze Hoffnung seines Vaters, gegen Räuber auszuschicken. Er schwieg und ich auch, und er war mir lange Zeit böse; aber als er meine Erinnerung vergessen hatte fuhr er nichts destoweniger fort, selbst in meiner Gegenwart dies Mährchen zu wiederholen welches er unendlich variirte. Später machte er eines, das noch unendlich viel schimpflicher und schädlicher für ihn war; ich werde dies seiner Zeit mittheilen. Es würde mir gegenwärtig unmöglich sein, alle die Träumereien zu erwähnen, welche er zuweilen ersann und für Thatsachen ausgab, woran nicht der Schatten

einer Wahrheit war; ich glaube, diese Probe wird genügen.

Eines Donnerstags, gegen das Ende des Karnevals, als Ball bei uns war, und ich zwischen der Schwägerin von Leon Narischkin und seiner Schwester, Madame Siniavin saß, sahen wir zu, wie Mawine Ossipowna Sakrefskeïa, Ehrendame der Kaiserin und Nichte des Grafen Rasumowsky, Menuet tanzte. Sie war damals anmuthig und gewandt und man sagte, daß Graf Horn in sie verliebt sei; aber da er immer in drei Frauen auf einmal verliebt war, hielt er sich auch zu der Gräfin Maria Romanowna Woronzoff und zu Anna Alexiewna Hittroff, die gleichfalls Ehrendamen Ihrer Kaiserlichen Majestät waren. Wir fanden, daß die erstere gut tanzte und ziemlich hübsch war; sie tanzte mit Leon Narischkin. Darüber erzählten mir seine Schwägerin und seine Schwester, daß seine Mutter davon spräche, Leon Narischkin mit Fräulein Hittroff zu verheirathen, eine Nichte der Schuwaloff von natürlicher Seite; die Mutter war eine Schwester von Peter und Alexander Schuwaloff und war an den Vater von Fräulein Hittroff verheirathet. Dieser kam oft in das Haus der Narischkins und hatte so lange daran gearbeitet, bis die Mutter Leons sich diese Heirath in den Kopf gesetzt hatte. Weder Madame Siniavin noch seiner Schwägerin lag etwas an der Verwandtschaft der Schuwaloffs, welche sie nicht liebten, wie ich schon oben gesagt habe. Was Leon anbetrifft, so wußte er gar nicht einmal, daß seine Mutter daran dachte, ihn zu verheirathen; er war in die Gräfin Woronzoff verliebt, von der ich eben gesprochen habe. Als ich dies gehört hatte, sagte ich zu den Damen Siniavin und Na=

rischkin, daß man die Heirath mit Fräulein Hittroff, welche Niemand ausstehen konnte, weil sie intriguant, boshaft und eine Schreierin war, nicht erlauben dürfe, und um ähnliche Ideen kurz abzuschneiden, müßte man Leon eine Frau unserer Art geben, und bei dieser Gelegenheit die erwähnte Nichte des Grafen Rasumowsky wählen, die außerdem jenen zwei Damen sehr angenehm und immer in ihrem Hause war. Die beiden Damen billigten meine Ansicht. Tags darauf, wo ein Maskenball bei Hofe stattfand, wendete ich mich an den Marschall Rasumowsky, damals Hetman der Ukraine, und sagte ihm grade heraus: er thue sehr Unrecht, seiner Nichte eine Parthie mit Leon Narischkin entgehen zu lassen; Leons Mutter wollte ihn an Fräulein Hittroff vermählen; allein Madame Siniavin, seine Schwägerin, und ich hätten entschieden, daß seine Nichte eine passende Partie für ihn sein würde und er möge den Betheiligten sogleich den Vorschlag dazu machen. Dem Marschall gefiel unser Plan. Er beredete sich mit seinem damaligen Factotum Teploff, der die Sache sogleich dem Grafen Rasumowsky dem ältern mittheilte. Dieser gab seine Einwilligung. Am folgenden Tage begab sich Teploff zu dem Bischof von Petersburg, um für 50 Rubel die Dispensationserlaubniß zu kaufen. Nachdem dieselbe ausgestellt war, gingen der Marschall und seine Gemahlin zu ihrer Tante, der Mutter Leons und stellten dort die Sache in so günstigem Lichte dar, daß sie die Mutter dahin brachten zu erlauben, was sie nicht wollte. Sie kamen gerade zu rechter Zeit; denn an eben diesem Tage hatte sie Herrn Hittroff ihr Wort geben sollen. Nun gab der Marschall Rasumowsky, die Damen Siniavin und Narischkin sich zu

Leon und beredeten ihn, die zu heirathen, an welche er nicht im allerentferntesten gedacht hatte. Er willigte ein, obgleich er eine andre liebte; doch war diese freilich so gut als verlobt mit Graf Buturlin. Was Fräulein Hittroff angeht, so machte er sich nicht den geringsten Kummer. Nachdem er also seine Zustimmung gegeben, ließ der Marschall seine Nichte zu sich rufen; sie fand die Heirath zu vortheilhaft um sie zurückzuweisen. Am folgenden Tage, es war Sonntag, baten die beiden Grafen Rasumowsky die Kaiserin um ihre Einwilligung, welche ohne Zögern gegeben wurde. Die Herren Schuwaloff waren bestürzt durch die Art, wie Hittroff und sie waren hintergangen worden; denn sie erfuhren von dem ganzen Vorgang nicht eher, als bis nach der Einwilligung der Kaiserin. Da aber nun Alles angeordnet war, ließ sich Nichts mehr daran ändern; so daß Leon, der in eine Dame verliebt war und den seine Mutter mit einer andern vermählen wollte, eine Dritte heirathete, an die weder er, noch irgend Jemand drei Tage vorher gedacht hatte. Die Heirath Leon Narischkins knüpfte meine Freundschaft mit dem Grafen Rasumowsky fester als je zuvor, da sie es mir wirklich Dank wußten, ihrer Nichte eine so gute und große Partie verschafft zu haben und durchaus nicht böse waren, daß sie über die Schuwaloffs, die sich nicht einmal beklagen konnten und ihren Verdruß verbergen mußten, den Sieg davon getragen hatten. Dies letztere war ebenfalls eine Genugthuung, welche sie mir verdankten.

Die Liebe des Großfürsten zu Madame Teploff regte sich nur noch mit mattem Flügelschlage; eins der größten Hindernisse derselben war die Schwierigkeit, welche sie

fanden, sich zu sehen. Es konnte nur heimlich geschehen, was dem Großfürsten, der Schwierigkeiten ebensowenig liebte, als auf empfangene Briefe antworten mochte, sehr unbequem war. Gegen Ende des Karnevals fing seine Liebe an, eine Parteisache zu werden. Die Prinzessin von Kurland benachrichtigte mich eines Tages, daß Graf Roman Woronzoff, der Vater der beiden Hofdamen, der, beiläufig gesagt, sammt seinen fünf Kindern dem Großfürsten auf's Höchste zuwider war, sehr unüberlegte Aeußerungen auf Rechnung des Großfürsten machte und unter anderm erklärte, wenn er Lust hätte, so würde es ihm keine große Mühe kosten, den Haß des Großfürsten gegen ihn in Wohlwollen umzuwandeln. Zu diesem Zwecke brauchte er nur Brockdorf ein Gastmahl zu geben, ihm englisches Bier vorzusetzen und ihm, wenn er fortginge, sechs Flaschen davon für Seine Kaiserliche Hoheit in die Tasche zu stecken; er sowol als seine älteste Tochter würden dann sofort Matadore in der Gunst des Großfürsten sein. Da ich den nämlichen Abend beim Ball bemerkte, daß Seine Kaiserliche Hoheit und Gräfin Marie Woronzoff, die älteste Tochter Graf Romans, viel mit einander plauderten (das Haus Woronzoff hatte sich in der That mit den Schuwaloffs eingelassen, bei denen Brockdorf immer willkommen war), machte es mir kein großes Vergnügen, zu denken, daß Fräulein Elisabeth Woronzoff wieder obenauf kommen sollte; und um gegen diesen Fall noch mehr vorzubeugen, erzählte ich dem Großfürsten von den eben erwähnten Aeußerungen, welche der Vater über ihn hatte fallen lassen. Er gerieth in Wuth darüber und fragte, von wem ich diese Aeußerungen erfahren. Ich sträubte mich lange, ihm dies zu sagen. Allein er erklärte: da ich Nie-

manden nennen könne, müsse er annehmen, daß ich es sei, die die Geschichte erfunden habe, um dem Vater und seinen Töchtern zu schaden. Es half Nichts, ihm zu erwidern, daß ich nie in meinem Leben solche Lügen erfunden hätte; ich sah mich endlich gezwungen, ihm die Prinzessin von Kurland zu nennen. Er erklärte: er würde ihr auf der Stelle ein Billet schreiben, um zu erfahren, ob ich die Wahrheit rede und wenn der geringste Mangel an Uebereinstimmung sein sollte zwischen dem, was sie ihm antworten werde und dem, was ich ihm gesagt habe, würde er sich bei der Kaiserin beschweren über meine Lügen und Ränke. Hierauf verließ er mein Zimmer. Ungewiß, was die Prinzessin von Kurland ihm antworten würde und in der Furcht, daß sie sich zweideutig äußern könnte, schrieb ich ihr ein Billet, in welchem ich sagte: „Ich beschwöre Sie, sagen Sie die einfache und reine Wahrheit über das, was man Sie fragen wird.“ Mein Billet wurde ihr unverzüglich überbracht und kam zu rechter Zeit, denn es erreichte sie vor dem des Großfürsten. Die Prinzessin von Kurland antwortete Seiner Kaiserlichen Hoheit die Wahrheit und er fand, daß ich nicht gelogen hatte. Er wurde dadurch noch eine Zeit lang von den Verhältnissen mit den beiden Töchtern eines Menschen zurückgehalten, der ihn so wenig achtete und den er selbst nicht liebte. Allein um ihm noch ein Hemmniß mehr in den Weg zu legen, beredete Leon Narischkin den Marschall Graf Rasumowsky, den Großfürsten ein- bis zweimal wöchentlich ganz insgeheim zu sich einzuladen. Es war fast eine Gesellschaft zu je zwei Herren und zwei Damen, denn nur der Marschall, Maria Paulowna Narischkin, der Großfürst, Madame Teploff und Leon Narischkin waren

zugegen. Dies dauerte einen Theil der Fastenzeit und gab zu einem andern Plane Veranlassung. Das damalige Haus des Marschalls war von Holz. Die Gesellschaft versammelte sich in den Gemächern der Marschallin und da sowol er als sie gerne spielten, wurde immer dort gespielt. Der Marschall ging und kam und hatte in seinen Gemächern eine Partie für sich, wenn der Großfürst nicht da war. Aber nachdem der Marschall mehreremal bei mir in meiner kleinen geheimen Gesellschaft gewesen war, sprach er den Wunsch aus, dieselbe möge zu ihm kommen. Zu diesem Zweck wurde das, was er seine Hermitage nannte, bestehend aus zwei bis drei Zimmern im Erdgeschoß, uns eingeräumt. Alle verbargen sich vor einander, weil, wie ich bereits erwähnt habe, wir ohne Erlaubniß nicht auszugehen wagten. Auf diese Weise befanden sich drei bis vier kleine Gesellschaften im Hause. Der Marschall ging von der einen zur andern und nur die meinige erfuhr Alles, was im Hause vorging, während die Andern nicht wußten, daß wir überhaupt da waren.

Zu Anfang des Frühlings starb Pechlin, der Minister des Großfürsten für Holstein. Der Großkanzler Graf Bestuscheff, der seinen Tod voraussah, hatte mir den Rath gegeben, dem Großfürsten einen gewissen Stambke in seiner Statt vorzuschlagen. Wir gingen im Frühling nach Oranienbaum. Die dortige Lebensweise war ganz wie in den vorhergehenden Jahren, nur daß die Zahl der dort stationirten Holsteinschen Truppen und der als Officiere angestellten Abenteurer von Jahr zu Jahr zunahm. Da so viele Leute in dem kleinen Dorfe Oranienbaum, welches anfangs aus nicht mehr als 28 Hütten bestand, nicht einquartirt werden konnten, wurde ein Lager für die Truppen aufgeschlagen,

deren Zahl sich übrigens nie auf mehr als 1300 Mann belief. Die Offiziere dinirten und soupirten bei Hofe. Weil jedoch die Zahl der Hofdamen und der Gemahlinnen der Hofcavaliere nur fünfzehn bis sechszehn betrug und Seine Kaiserliche Hoheit große Gastmähler leidenschaftlich liebte, weil er solche Gastmähler in seinem Lager und in allen Ecken und Winkeln Oranienbaums häufig veranstaltete, lud er nicht allein die Sängerinnen und Tänzerinnen seiner Oper, sondern eine Menge bürgerlicher Damen aus sehr schlechter Gesellschaft dazu ein, welche von Petersburg herbeigeschafft wurden. Sowie ich von der Zulassung der Sängerinnen ꝛc. hörte, enthielt ich mich jeder ferneren Betheiligung, anfangs unter dem Vorwande einer Brunnenkur und ich speiste meistentheils mit drei bis vier Personen in meinem Zimmer. Später sagte ich dem Großfürsten: ich fürchte, die Kaiserin werde es übel aufnehmen, wenn ich in so gemischter Gesellschaft erschiene. Und wirklich kam ich nie, wenn ich wußte, daß unbeschränkte Gastfreiheit stattfinde, so daß, wenn der Großfürst meine Anwesenheit wünschte, nur die Hofdamen zugelassen wurden. Zu den Maskeraden, welche der Großfürst in Oranienbaum gab, kam ich immer in sehr einfachem Anzuge, ohne Juwelen und Staat. Dies gefiel der Kaiserin, welche die Feste in Oranienbaum, wo die Gastmähler wirkliche Bachanalien wurden, weder gern sah noch billigte. Sie ließ sie nur hingehen oder verbot sie wenigstens nicht. Ich erfuhr, daß Ihre Kaiserliche Majestät geäußert habe: „Diese Feste machen der Großfürstin ebenso wenig Vergnügen als mir selbst; sie erscheint dabei in so einfacher Kleidung, als irgend möglich und soupirt niemals mit Allem, was dorthin kommt.“ Ich beschäftigte mich damals in Oranien=

baum mit der Anlage und Aupflanzung dessen, was dort mein Garten heißt. Den Rest meiner Zeit ging, ritt oder fuhr ich aus und wenn ich in meinem Zimmer war, las ich.

Im Juli hörten wir, daß Memel sich den russischen Truppen am 24. Juni durch Vergleich übergeben habe und im August kam die Nachricht von der am 19. August durch die russische Armee gewonnenen Schlacht von Großjägerndorf. Am Tage des Te Deums gab ich dem Großfürsten und allen in Oranienbaum anwesenden Notabilitäten in meinem Garten ein großes Gastmahl, bei welchem der Großfürst und die ganze Gesellschaft ebenso heiter als befriedigt schienen. Dies minderte für einen Augenblick den Schmerz des Großfürsten über den zwischen Rußland und dem König von Preußen ausgebrochenen Krieg. Denn seit seiner Kindheit hatte er für den König von Preußen eine große Zuneigung gefühlt, eine Zuneigung, in welcher anfangs nichts Außerordentliches war, die aber später in Wahnsinn ausartete. Damals zwang ihn die allgemeine Freude über den Erfolg der russischen Waffen seine geheimen Gedanken zu verbergen: daß er nämlich die Niederlage der preußischen Truppen mit Bedauern erfuhr, während er sie als unbesieglich ansah. Ich ließ an jenem Tage an die Maurer und Arbeiter in Oranienbaum Rinderbraten austheilen.

Einige Tage nach diesem Gastmahl kehrten wir in die Stadt zurück und bezogen den Sommerpalast. Hier meldete Graf Alexander Schuwaloff mir eines Abends: die Kaiserin befinde sich in dem Zimmer seiner Gemahlin und fordere mich auf, dorthin zu kommen, um mit ihr zu reden, wie ich es den vergangenen Winter gewünscht hätte. Ich begab

mich ohne Verzug in die Gemächer des Grafen und der Gräfin Schuwaloff, welche hinter den meinigen lagen. Ich fand dort die Kaiserin ganz allein. Nachdem ich ihr die Hand geküßt und sie mich, ihrer Gewohnheit gemäß, umarmt hatte, erwies sie mir die Ehre zu sagen, da sie gehört daß ich mit ihr zu reden wünsche, sei sie heute gekommen um zu erfahren, was ich wolle. Nun waren damals mehr als acht Monate seit meiner Unterredung mit Alexander Schuwaloff, hinsichtlich Brockdorf's, verflossen. Ich erwiderte Ihrer Majestät: „als ich im vergangenen Winter das Benehmen Brockdorfs gesehen, hätte ich es für unerläßlich gehalten, mit Graf Alexander Schuwaloff darüber zu reden, damit er Ihre Kaiserliche Majestät davon in Kenntniß setzen könne. Er hätte mich dann gefragt, ob er mich erwähnen dürfe und ich hätte ihm erwidert, wenn Ihre Kaiserliche Majestät es wünsche, würde ich selbst Alles wiederholen, was mir bekannt wäre. Dann erzählte ich ihr die Geschichte Elendsheims in ihrem wahren Hergange. Sie hörte mir anscheinend mit großer Kälte zu und fragte mich dann nach Details über das Privatleben des Großfürsten und über seine Umgebungen. Ich erzählte ihr mit der größten Wahrhaftigkeit Alles, was ich davon wußte; und als ich über die Holstein'schen Verhältnisse einige Bemerkungen machte, welche ihr zeigten, daß ich sie gut kannte, sagte sie: „Sie scheinen über dies Land sehr wohl unterrichtet zu sein.“ Ich antwortete naiv, dies könne mir nicht schwer fallen, da der Großfürst mir befohlen habe, mich damit bekannt zu machen. Ich sah es dem Gesichte der Kaiserin an, daß dieses Vertrauen einen unangenehmen Eindruck auf sie hervorbrachte und überhaupt schien sie während unserer ganzen Unter-

redung eigenthümlich verschlossen; denn sie ließ mich reden, fragte mich aus und sagte kaum ein Wort, so daß diese Unterhaltung mir von ihrer Seite mehr wie eine Art Verhör, als wie ein vertrauliches Gespräch erschien. Endlich verabschiedete sie mich ebenso kalt, als sie mich empfangen hatte und ich war sehr wenig erbaut von meiner Audienz. Alexander Schuwaloff empfahl mir, sie sehr geheim zu halten, was ich auch versprach — und in der That kam Nichts darin vor, womit ich mich hätte rühmen können. In mein Zimmer zurückgekehrt, schrieb ich die Kälte der Kaiserin der Abneigung zu, welche, wie ich schon seit längerer Zeit wußte, die Schuwaloffs ihr gegen mich eingeflößt hatten. Man wird in der Folge sehen, welche abscheuliche Anwendung, wenn ich so sagen darf, von dieser Unterhaltung zwischen ihr und mir zu machen, sie überredet wurde.

Kurz darauf erfuhren wir, daß Marschall Apraxin, statt seine Erfolge zu benutzen, nach der Einnahme von Memel und dem Siege bei Großjägerndorf, sich mit solcher Eile zurückzog, daß dieser Rückzug einer Flucht glich; denn er verschleuderte und verbraunte sein Gepäck und vernagelte seine Kanonen. Niemand begriff dies Verfahren. Selbst seine Freunde konnten es nicht rechtfertigen und eben deßhalb vermuthete man ein Geheimniß dahinter. Obgleich ich wirklich selbst nicht wußte, wem der übereilte und unzusammenhängende Rückzug des Generals Apraxin zuzuschreiben ist, da ich ihn niemals wieder gesehen habe, so glaube ich doch die Ursache könnte sein, daß er von seiner Tochter, der Fürstin Kurakin, die noch immer, aus Politik nicht aus Neigung, mit Peter Schuwaloff ein Verhältniß hatte, von seinem Schwager, dem Fürsten Kurakin, von seinen Freun=

den und Verwandten ziemlich genaue Nachrichten über die Gesundheit der Kaiserin erhielt, welche immer schlechter wurde. Man war schon damals ziemlich allgemein davon überzeugt, daß sie alle Monate regelmäßig an sehr heftigen Krämpfen litt; daß diese Krämpfe ihre Organe zusehends schwächten, daß nach jedem Krampfe sie drei oder vier Tage in einem solchen Zustande von Schwäche und Herabstimmung ihrer Fähigkeiten war, die an Lethargie gränzte, daß man während dieser Zeit über Nichts mit ihr sprechen und sie von Nichts unterhalten konnte. Der Marschall Apraxin, welcher vielleicht die Gefahr für dringender hielt als sie es wirklich war, hatte es nicht für räthlich gehalten sich tiefer in Preußen vorzuwagen, sondern es für besser befunden eine Rückwärtsbewegung zu machen, um sich der russischen Gränze zu nähern, unter dem Vorwande, daß es ihm an Lebensmitteln fehle; da er voraus sah, daß im Falle des Todes der Kaiserin dieser Krieg sofort aufhören würde. Es war schwer den Schritt des Marschalls Apraxin zu rechtfertigen; aber dies konnte seine Ansicht sein, um so mehr, als er sich für nöthig in Rußland hielt, wie ich schon erwähnt habe, als ich von seiner Abreise sprach. Der Graf Bestuscheff ließ mir durch Stambke mittheilen, welche Wendung das Benehmen des Grafen Apraxin nähme, worüber sich der kaiserliche und der französische Gesandte laut beklagten. Er ließ mich bitten dem Marschall als Freundin zu schreiben und meine Vorstellungen mit den seinigen zu vereinigen, um ihn zur Umkehr zu bewegen und eine Flucht zu beendigen, welche seine Feinde gehässig und unheilvoll auslegten. In der That schrieb ich einen Brief an den Marschall Apraxin, in welchem ich ihn von den übeln in St. Petersburg umlaufenden Gerüchten in Kennt-

niß setzte, und daß seine Freunde sehr viel zu thun hätten, seinen übereilten Rückzug zu rechtfertigen; bat ihn wieder vorwärts zu gehen und die von der Regierung erhaltenen Befehle zu befolgen. Der Großkanzler Graf Bestuscheff schickte ihm diesen Brief. Der Marschall Apraxin antwortete mir nicht. Inzwischen sahen wir den kaiserlichen General-Baudirektor, den General Fermor, von St. Petersburg abreisen und von uns Abschied nehmen. Man sagte uns daß er bei der Armee verwendet werden sollte; er war früherhin General-Quartiermeister des Grafen Münnich gewesen. Das erste was der General Fermor verlangte, war, seine Untergebenen oder Superintendenten im Baufach, die Brigadiers Reaznoff und Mordvinoff, mit sich nehmen zu dürfen, und mit ihnen ging er zur Armee ab; es waren Militairs, welche bisher nur Baucontrakte gemacht hatten. Sobald er angekommen war, befahl man ihm, den Oberbefehl an der Stelle des Grafen Apraxin zu übernehmen, welcher zurückberufen wurde, und als dieser zurückkam, fand er in Trihorsky einen Befehl, zu bleiben und die Befehle der Kaiserin zu erwarten. Es dauerte lange bis diese kamen, weil seine Freunde, seine Tochter und Peter Schuwaloff alles thaten und Himmel und Erde in Bewegung setzten, um den Zorn der Kaiserin zu besänftigen, den die Grafen Woronzoff, Buturlin, Johann Schuwaloff und andere anfachten, welche ihrerseits von den Gesandten des Versailler und Wiener Hofes gereizt wurden, Apraxin den Prozeß zu machen. Endlich ernannte man eine Untersuchungscommission. Nach dem ersten Verhör wurde der Marschall Apraxin von einem apoplektischen Anfall befallen, woran er 24 Stunden später starb. In diesen Prozeß

wäre der General Lieven gewiß auch verwickelt worden. Er war der Freund und Vertraute Apraxin's. Dies würde mir noch mehr Kummer gemacht haben, denn Lieven war mir aufrichtig ergeben; aber welche Freundschaft ich auch immer für Apraxin und Lieven hatte, ich kann es beschwören, daß ich mit der Ursache ihres Benehmens und ihrem Benehmen selbst vollkommen unbekannt war, obgleich man versucht hatte, das Gerücht auszusprengen, daß sie, nur um mir und dem Großfürsten zu gefallen, rückwärts anstatt vorwärts gingen. Lieven gab zuweilen sehr sonderbare Beweise seiner Ergebenheit für mich, unter anderen den folgenden: Der Gesandte des Wiener Hofes, Graf Esterhazy, veranstaltete einen Maskenball, bei welchem die Kaiserin und der ganze Hof zugegen waren. Als Lieven mich durch das Zimmer gehen sah, wo er sich befand, sagte er zu seinem Nachbar, dem Grafen Poniatowsky: „Sehen Sie da eine Frau, für welche ein ehrlicher Mann einige Knutenhiebe ohne Verdruß aushalten könnte." Ich habe diese Anekdote vom Grafen Poniatowsky, nachmaligen König von Polen, selbst.

Nachdem General Fermor das Kommando übernommen hatte, beeilte er sich, seine Instruktionen auszuführen, nämlich voranzugehn; denn trotz der rauhen Jahreszeit besetzte er Königsberg, welches ihm am 18. Januar 1758 eine Deputation entgegenschickte.

Im Laufe dieses Winters bemerkte ich plötzlich eine große Aenderung in dem Benehmen Leon Narischkin's. Er fing an, unhöflich und grob zu werden, kam nur widerwillig zu mir, that Aeußerungen welche bewiesen, daß man ihm eine Abneigung gegen mich, gegen seine Schwägerin, seine Schwester, den Grafen Poniatowsky und Alle die zu

mir hielten, in den Kopf setzte. Ich hörte, daß er fast immer mit Iwan Schuwaloff zusammen war und ahnte leicht, daß man ihn von mir abspenstig machte, um mich dafür zu strafen daß ich ihn verhindert hatte, Fräulein Hittroff zu heirathen, und daß man sicherlich weit genug gehen werde, um ihn zu Indiscretionen zu verleiten, welche unangenehme Folgen für mich haben konnten. Seine Schwägerin, seine Schwester, sein Bruder waren auch böse auf ihn um meinetwillen und er betrug sich wirklich wie ein Verrückter und beleidigte uns mit größtem Vergnügen so viel er konnte — und dies zu einer Zeit als ich auf meine Kosten das Haus meublirte, welches er nach seiner Verheirathung bewohnen sollte. Jedermann klagte ihn der Undankbarkeit an und erklärte ihm, daß er nicht die geringste Ursache habe sich zu beschweren und in solcher Weise zu handeln. Man sah deutlich, daß er denen die sich seiner bemächtigt hatten, als Werkzeug diente. Er machte dem Großfürsten regelmäßiger den Hof, suchte ihn so viel als möglich zu amüsiren und verleitete ihn mehr und mehr zu Dingen, von denen er wußte daß ich sie mißbillige. Ja er trieb seine Unhöflichkeit mitunter so weit, daß er, wenn ich mit ihm sprach, nicht antwortete. Ich weiß bis auf diesen Augenblick nicht, was ihn dazu bewegte, während ich ihn und seine ganze Familie, so lange ich sie kannte, mit Wohlwollen und Freundschaft überhäuft hatte. Ich glaube daß er sich gleichfalls auf den Rath der Schuwaloffs bemühte dem Großfürsten gefällig zu sein, indem sie ihm vorstellten, daß diese Gunst ihm immer werthvoller sein werde als die meine; weil ich bei der Kaiserin und beim Großfürsten schlecht angeschrieben wäre und keines von beiden mich liebte. Er werde daher seinem

Glücke schaden, wenn er sich von mir nicht lossage; nach dem Tode der Kaiserin werde der Großfürst mich in ein Kloster stecken — und andre ähnliche Aeußerungen der Schuwaloffs, welche mir hinterbracht wurden. Außerdem zeigte man ihm aus der Ferne den St. Annenorden, als einen Beweis der Gunst des Großfürsten. Mit Hülfe solcher Auseinandersetzungen und Versprechungen brachte man diesen schwachen und charakterlosen Geist zu allen kleinen Verräthereien die man erwünschte; ja er ging selbst weiter als verlangt wurde — obgleich er, wie sich später zeigen wird, bisweilen Anfälle von Reue hatte. Damals that er Alles was in seiner Macht stand, den Großfürsten von mir zu entfernen, so daß dieser mich fast unaufhörlich schalt und sein Verhältniß mit der Gräfin Elisabeth Woronzoff wieder anknüpfte.

Zu Anfang des Frühlings verbreitete sich das Gerücht, daß Prinz Karl von Sachsen, Sohn König Augusts III. von Polen, nach Petersburg kommen werde. Dem Großfürsten mißfiel dies aus verschiedenen Ursachen: erstens weil er von dem Besuche des Prinzen eine Vermehrung persönlicher Unbequemlichkeiten fürchtete, denn er konnte nicht leiden wenn die Lebensweise, welche er sich zurecht gemacht hatte, im geringsten gestört wurde; zweitens weil das sächsische Haus auf der Seite der Feinde des Königs von Preußen stand; drittens vielleicht auch, weil er bei dem Vergleich zu verlieren fürchtete. Dies letztere zeugte wenigstens von großer Bescheidenheit; denn der arme Prinz von Sachsen war ein ganz nichtssagender Mensch, ohne alle Kenntnisse. Die Jagd und den Tanz ausgenommen verstand er Nichts und er hat mir selbst gesagt, daß er in seinem ganzen Leben

kein Buch in der Hand gehabt habe, außer den Gebetbüchern welche seine bigotte Mutter, die Königin, ihm schenkte. Prinz Carl von Sachsen kam wirklich am 5. April dieses Jahres in Petersburg an. Man empfing ihn mit großer Feierlichkeit und einem bedeutenden Aufwande von Glanz und Pomp. Sein Gefolge war sehr zahlreich: es begleiteten ihn eine Menge Polen und Sachsen, unter ihnen ein Lubomirsky, ein Pototsky, ein Rzewusky, den man den Schönen nannte, zwei Fürsten Sulkowsky, ein Graf Sapieha, Graf Branitzky, später Oberfeldherr, ein Graf Einsiedel und viele Andre, deren Namen ich mich augenblicklich nicht erinnere. Er hatte eine Art Untergouverneur bei sich, Namens Lachinal, der sein Benehmen und seine Correspondenz leitete. Man quartirte den Prinzen von Sachsen in das Haus des Kammerherrn Iwan Schuwaloff ein. Dieses Haus war vor Kurzem fertig geworden und sein Herr hatte alle seinen Geschmack daran erschöpft; allein obgleich sehr kostbar, war es trotzdem geschmacklos und schlecht eingerichtet. Es waren viele Gemälde darin, aber meistentheils Copien; ein Zimmer war mit Tschinarholz verziert, aber weil Tschinar nicht glänzt, hatte man es gefirnißt. Dadurch wurde die Farbe gelb, doch ein unangenehmes Gelb, welches dem Zimmer ein gemeines Aussehn gab und um dies zu bessern, überlud man es mit schwerem versilberten Schnitzwerk. Von außen glich dieses Haus, obgleich an sich groß, wegen der Menge seiner Verzierungen, Spitzenmanschetten von Alençon. Man gab dem Prinzen den Grafen Iwan Czernitscheff bei und er wurde ganz auf Kosten des Hofes unterhalten und von den Leuten des Hofes bedient.

In der Nacht vor dem Tage wo Prinz Carl zu uns

kam, hatte ich eine so heftige Kolik mit so starker Diarrhöe, daß ich mehr als dreißig Mal auf den Stuhl ging. Trotzdem und trotz des Fiebers welches folgte, kleidete ich mich den folgenden Morgen an, um den Prinzen von Sachsen zu empfangen. Man führte ihn zwei Uhr Nachmittags zu der Kaiserin und als er diese verließ, in mein Zimmer, wo der Großfürst gleich nach ihm eintreten sollte. Zu diesem Zweck hatte man drei Sessel an die nämliche Wand gestellt; der mittlere war für mich, der zu meiner Rechten für den Großfürsten, der zu meiner Linken für den Prinzen von Sachsen. Ich mußte die Unterhaltung führen, denn der Großfürst war kaum zum Sprechen zu bringen und Prinz Carl war nicht gesprächig. Endlich, nach einer halbviertelstündigen Unterhaltung, erhob sich Prinz Carl, um uns sein ungeheures Gefolge vorzustellen. Er hatte, glaube ich, mehr als zwanzig Personen bei sich, wozu sich an diesem Tage noch der polnische und sächsische Gesandte am russischen Hofe mit ihren Secretairen gesellt hatten. Nach einer halbstündigen Unterhaltung ging der Prinz fort und ich entkleidete mich um mich zu Bett zu legen, wo ich drei oder vier Tage in heftigem Fieber liegen blieb, worauf sich Zeichen der Schwangerschaft bei mir einstellten. Gegen Ende April gingen wir nach Oranienbaum. Vor unserer Abreise erfuhren wir, daß der Prinz Carl von Sachsen als Freiwilliger zur russischen Armee abginge. Bevor er sich zur Armee begab, ging er mit der Kaiserin nach Peterhof, woselbst man ihn fetirte. Dort und in der Stadt nahmen wir nicht an diesen Festlichkeiten Theil, sondern blieben auf unserem Landsitz, wo er auch Abschied von uns nahm und am 4. Juli abreiste.

Da der Großfürst fast immer in übler Laune gegen mich war, wofür ich keinen andern Grund wußte als daß ich weder Herrn Brockdorf noch die Gräfin Elisabeth Woronzoff, welche wieder anfing Favorit-Sultanin zu sein, empfing, kam mir der Gedanke, Seiner Kaiserl. Hoheit ein Fest in meinem Garten zu Oranienbaum zu geben, um seine üble Laune wo möglich zu vermindern. Seine Kaiserliche Hoheit hatte jedes Fest gern. So ließ ich denn an einem abgelegenen Punkte, im Gehölz, von meinem italiänischen Architekten Antonio Rinaldi einen großen Wagen bauen, worauf ein Orchester von sechzig Personen, Musikern und Sängern, Platz hatte. Der italiänische Hofpoet mußte Verse machen und der Kapellmeister Araja sie in Musik setzen. Im Garten wurde in der großen Allee ein illuminirtes Transparent mit einem Vorhang angebracht, welchem gegenüber die Tafel zum Souper gedeckt war. Am 17. Juli, gegen Abend begaben sich Seine Kaiserliche Hoheit und Alles was in Oranienbaum war und eine Menge Zuschauer, welche aus Kronstadt und St. Petersburg hinübergekommen waren, in den Garten, welcher illuminirt war. Man setzte sich zur Tafel und nach dem ersten Service ging der Vorhang auf, welcher die große Allee verdeckte und man sah in der Ferne das Orchester auf einem Wagen herankommen, der von etwa 20 mit Kränzen geschmückten Ochsen gezogen wurde und von allen Tänzern und Tänzerinnen die ich hatte auftreiben können, umgeben war. Die Allee war illuminirt und so hell, daß man alle Gegenstände deutlich unterschied. Als der Wagen stillhielt, wollte der Zufall daß der Mond grade über ihm stand, was eine wundervolle Wirkung hervorbrachte und die ganze Gesellschaft

in angenehme Ueberraschung versetzte, zumal da außerdem das Wetter außerordentlich schön war. Jedermann sprang von der Tafel auf, um die Schönheit der Symphonie und des Schauspiels voller genießen zu können. Als sie zu Ende war, fiel der Vorhang und man setzte sich zum zweiten Service wieder an die Tafel. Nachdem dies zu Ende war, hörte man Fanfaren und Zimbeln und ein Charlatan fing an zu schreien: Meine Herren und Damen, kommen Sie zu mir, in meinen Buden sind Lotterieen umsonst. Zu beiden Seiten der Decoration mit Vorhängen gingen nun zwei kleine Vorhänge auf, und man sah zwei sehr hell erleuchtete Buden, in einer vertheilte man gratis Lotterienummern für das darin enthaltene Porzellan, in der anderen für Blumen, Bänder, Fächer, Kämme, Geldbeutel, Handschuhe, Degengehänge und andere derartige Kleinigkeiten. Als die Buden leer waren, aß man das Dessert, worauf bis 6 Uhr Morgens getanzt wurde. Keine Intrigue und kein böser Wille kam gegen mein Fest auf und Seine Kaiserliche Hoheit und alle Uebrigen waren entzückt davon und priesen die Großfürstin und ihr Fest. In der That hatte ich es auch an Nichts fehlen lassen. Man fand meinen Wein köstlich, mein Souper herrlich. Alles ging auf meine eigenen Kosten und das Fest kostete mich gegen 10000 bis 15000 Rubel — man bemerke daß ich 30,000 jährlich hatte. Aber dies Fest wäre mir beinahe noch theurer zu stehen gekommen, denn als ich am 17. Juli im Cabriolet mit Madame Narischkin ausgefahren war und grade aus dem Wagen aussteigen wollte, machte das Pferd eine Bewegung, welche mich zur Erde auf meine Kniee warf, im 4. oder 5. Monat meiner Schwangerschaft. Ich that als

ob nichts vorgefallen wäre, blieb zu allerletzt bei dem Feste und machte die Honneurs; jedoch fürchtete ich mich sehr vor einer fausse-couche; es kam aber nicht dazu und ich kam mit dem Schrecken davon. Der Großfürst, seine ganze Umgebung, alle seine Holsteiner und selbst meine erbittertsten Feinde hörten mehrere Tage nicht auf, mich und mein Fest zu loben, indem Freund und Feind eine Kleinigkeit als Andenken an mich davon mit nach Hause gebracht hatte, da es ein Maskenfest gewesen war und alle möglichen Leute daran Theil nahmen und die Gesellschaft im Garten sehr gemischt gewesen war. Unter anderen waren eine Menge Frauen da, welche sonst nicht am Hofe und in meiner Gegenwart erschienen. Alle rühmten sich nun und prunkten mit meinen Geschenken, obgleich dieselben im Grunde keinen großen Werth hatten, denn ich glaube, es war keines darunter das mehr als 100 Rubel kostete; aber es war eben ein Geschenk von mir und man sagte gern: Ich habe dies von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin; sie ist die Güte selbst, sie hat allen Leuten etwas geschenkt; sie ist reizend; sie sah mich so vergnügt und leutselig an, es machte ihr Vergnügen uns tanzen, essen und spazieren gehen zu lassen, wer keinen Platz hatte bekam einen von ihr; sie wollte daß man sehen sollte was zu sehen war; sie war heiter und so weiter. Kurz man fand an mir plötzlich Eigenschaften, die man vorher gar nicht an mir gekannt hatte und ich entwaffnete meine Feinde. Dies war meine Absicht, es dauerte aber nicht lange, wie man in der Folge sehen wird.

Nach diesem Feste fing Leon Narischkin wieder an, zu mir zu kommen. Als ich eines Tages in mein Kabinet

trat, fand ich ihn impertinenter Weise auf einem dort befindlichen Canapee liegen und ein unsinniges Lied singen. Sowie ich dies bemerkte, ging ich hinaus, schloß die Thüre hinter mir und begab mich unverzüglich zu seiner Schwägerin, der ich erklärte, man müsse eine Hand voll Nesseln nehmen und diesen Menschen, der sich seit langer Zeit so unverschämt gegen uns benommen habe, damit geißeln, um ihm Rücksicht zu lehren. Die Schwägerin stimmte aus ganzer Seele bei und sofort ließen wir uns gute Ruthen bringen, die von Nesseln eingefaßt waren. Wir nahmen eine meiner Frauen, eine Wittwe, Namens Tatiana Jurietwna, als Begleiterin und begaben uns zusammen in mein Kabinet, wo wir Leon Narischkin an demselben Platze fanden, aus voller Kehle sein Lied singend. Als er uns sah, suchte er zu entwischen. Allein wir versetzten ihm so viele Schläge mit unsern Ruthen und Nesseln, daß seine Hände, seine Beine und sein Gesicht drei Tage hindurch geschwollen waren und er Tags darauf nicht mit uns zur Kur nach Peterhof gehen konnte, sondern sein Zimmer hüten mußte. Er hütete sich auch, mit dem, was ihm begegnet war, zu prahlen; denn wir hatten ihm versichert, daß, bei der geringsten Unhöflichkeit oder irgend einer Veranlassung, die er gebe, uns über ihn zu beklagen, wir dasselbe Verfahren wiederholen würden, da es wirklich kein andres Mittel gab, mit ihm fertig zu werden. Wir faßten dies Alles als bloßen Scherz ohne Zorn auf; allein unser Mann hatte genug gefühlt, um sich daran zu erinnern und gab sich keine Blößen mehr, wenigstens nicht mehr in dem Grade, wie es früher der Fall gewesen.

Im August erfuhren wir von der am 14. dess. M. gelieferten Schlacht von Zorndorf, einer der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts, da man rechnet, daß auf jeder Seite mehr als 20,000 Todte und Verlorene geblieben. Unser Verlust an Offizieren war beträchtlich, er überstieg die Zahl von 1200. Man meldete uns diese Schlacht als eine gewonnene. Allein man flüsterte sich zu, daß die Verluste auf beiden Seiten gleich wären, daß drei Tage hindurch keine der beiden Armeen gewagt hätte, sich den Sieg zuzuschreiben und daß endlich am dritten Tage der König von Preußen in seinem Lager und Graf Fermor auf dem Schlachtfelde das Tedeum hätten singen lassen. Der Verdruß der Kaiserin und die Bestürzung der Stadt war groß, als man alle Details dieses blutigen Tages erfuhr, an welchem viele Leute ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten verloren. Lange Zeit hindurch hörte man nur Aeußerungen des Schmerzes über diesen Tag. Auch viele Generale waren getödtet, verwundet oder gefangen worden. Man sah endlich ein, daß Graf Fermors Benehmen nichts weniger als geschickt und militairisch war. Der Hof rief ihn zurück und ernannte Graf Peter Soltikoff, an der Stelle General Fermors, zum Befehlshaber der russischen Armee in Preußen. Zu diesem Zweck wurde Graf Soltikoff aus der Ukraine abberufen, wo er das Kommando hatte und inzwischen wurde das Kommando der Armee an den General Froloff Bagreeff übertragen, jedoch mit dem geheimen Befehl, Nichts zu unternehmen ohne die Generallieutenants Graf Romanzoff und Fürst Alexander Galitzin, Romanzoffs Schwager. Man klagte den letzteren an, er habe, da er in kurzer Entfernung vom Schlachtfelde mit einem Corps von 10,000

Mann auf Anhöhen postirt gewesen, von wo er die Kanonade hörte, die Schlacht entscheidender machen können, wenn er der preußischen Armee in den Rücken gefallen wäre, indeß sie mit der unsrigen im Kampfe begriffen war. Graf Romanzoff hatte dies versäumt und als sein Schwager, Fürst Galitzin, nach der Schlacht in sein Lager kam und ihm von der dort stattgehabten Schlächterei erzählte, empfing er ihn sehr schlecht, sagte ihm alle möglichen Grobheiten, und wollte ihn später nicht sehen, indem er ihn als Feigling behandelte. Doch war Fürst Galitzin dies keineswegs und die ganze Armee ist mehr von seiner Unerschrockenheit überzeugt, als von der Graf Romanzoffs, trotz seiner gegenwärtigen Siege und Berühmtheit. Die Kaiserin befand sich Anfangs September in Zarskoe=Selo. Am 8. des Monats, dem Geburtstage der heiligen Jungfrau, begab sie sich zu Fuß vom Schlosse in die Dorfkirche, welche nur ein paar Schritte von dem nach Norden gehenden Thore entfernt ist, um die Messe zu hören. Kaum hatte der Gottesdienst begonnen, als die Kaiserin sich unpäßlich fühlte und die Kirche verließ. Sie stieg den kleinen, schräg nach dem Schlosse zu liegenden Perron hinab und fiel, als sie an den zurücktretenden Winkel neben der Kirche gelangt war, bewußtlos auf's Gras. Ringsumher wogte die Masse des Volkes, welches von allen Dörfern der Umgegend zusammen gekommen war, um die Messe zu hören. Niemand aus der Begleitung Ihrer Majestät war ihr gefolgt, als sie die Kirche verließ. Allein bald hörte man von dem Geschehenen und die Ehrendamen und Vertrauten Ihrer Majestät eilten zu ihrer Hülfe herbei. Sie fanden sie bewegungs= und bewußtlos in der Mitte des Volkes, welches sie betrachtete, ohne es zu wagen, sich

ihr zu nähern. Die Kaiserin war groß und stark und hatte nicht so plötzlich niederfallen können, ohne sich durch den bloßen Fall beträchtlich zu verletzen. Man bedeckte ihr Gesicht mit einem weißen Taschentuch und holte Aerzte und Wundärzte herbei. Der Wundarzt erschien zuerst. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr an der Erde, in der Mitte und Gegenwart Aller, zur Ader zu lassen; allein sie kam nicht zu sich. Der Arzt konnte nur sehr langsam kommen, da er selbst krank und am Gehen verhindert war; man mußte ihn in einem Lehnstuhle herbeitragen. Es war der verstorbene Condoijdij, ein geborener Grieche; der Chirurg, Fouzadier, war ein französischer Flüchtling. Endlich wurden Ofenschirme und ein Canapee vom Hofe herbeigeschafft. Man legte sie auf das Canapee und brachte sie durch Heilmittel und Bemühungen jeder Art in's Leben zurück. Allein indem sie die Augen öffnete, erkannte sie Niemand und fragte in fast unverständlicher Weise, wo sie wäre. Alle diese Vorgänge dauerten mehr als zwei Stunden, worauf man endlich beschloß, Ihre Kaiserliche Majestät mit dem Canapee in's Schloß zu tragen. Man kann sich die Bestürzung vorstellen, in welcher das ganze Hofpersonal sich befinden mußte. Die Oeffentlichkeit der Sache vermehrte den peinlichen Eindruck. Bis dahin hatte man ihren Zustand sehr geheim gehalten und jetzt war die Kunde davon in die Oeffentlichkeit gedrungen. Den folgenden Morgen erfuhr ich das Geschehene in Oranienbaum, durch einen Brief vom Grafen Poniatowsky. Ich benachrichtigte sogleich den Großfürsten, der nichts davon wußte, da man uns im Allgemeinen Alles mit der größten Sorgfalt verbarg, besonders aber das, was die Kaiserin persönlich anging. Nur war es Sitte, daß alle

Sonntage, wenn wir uns nicht an demselben Orte wie Ihre Kaiserliche Majestät aufhielten, einer unsrer Cavaliere abgesandt wurde, um nach Ihrem Befinden zu fragen. Wir unterließen dies den folgenden Sonntag nicht und erfuhren, daß die Kaiserin mehrere Tage hindurch den freien Gebrauch der Sprache nicht wieder erlangt hatte und daß es ihr noch Anstrengung verursachte, zu reden. Man erzählte, sie habe sich während ihrer Ohnmacht in die Zunge gebissen. Alles dies ließ darauf schließen, daß jener Zufall eher mehr von einem Krampfe als von einer Ohnmacht herrühre.

Ende September kehrten wir in die Stadt zurück.

Da ich wegen meiner Schwangerschaft anfing schwerfällig zu werden, erschien ich nicht mehr bei öffentlichen Gelegenheiten, zumal ich mich auch meiner Entbindung näher glaubte, als ich in der That war. Dies langweilte den Großfürsten, weil er, wenn ich mich im Publikum zeigte, um in seinen Gemächern bleiben zu können, häufig erklärte, er fühle sich schlecht aufgelegt, und da nun außerdem die Kaiserin selten erschien, drehten sich die Hoffeierlichkeiten, Feste und Bälle um mich; während, wenn ich nicht zugegen war, Seine Kaiserliche Hoheit gequält wurde, hinzugehen, damit Jemand da wäre, der die Repräsentation besorgte. Seine Kaiserliche Hoheit war also ärgerlich über meine Schwangerschaft und es kam ihm eines Tages in den Kopf, in seinem Zimmer im Beisein Leon Narischkins und mehrerer Anderer zu sagen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden ist; ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört und ob ich es auf meine Rechnung setzen muß.“ Leon Narischkin eilte zu mir, um mir diese Aeußerung brühwarm wieder zu erzählen. Natürlicherweise

erschrak ich und erwiderte: „Ihr seid Einfaltspinsel. Fordert einen Eid von ihm, ob er nicht bei seiner Frau geschlafen hat und sagt ihm, wenn er den Eid leistet, daß Ihr die Sache unverzüglich an Alexander Schuwaloff, als Großinquisitor des Reichs, mittheilen werdet.“ Leon Narischkin ging in der That zu Seiner Kaiserlichen Hoheit und forderte ihm den Eid ab, worauf er zur Antwort erhielt: „Gehen Sie zum Teufel und sprechen Sie nicht weiter davon.“ Jene so unvorsichtige Aeußerung des Großfürsten verstimmte mich sehr und ich erkannte seitdem, daß ich von drei gleich schwierigen Wegen einen einschlagen mußte: erstens, die Schicksale des Großfürsten zu theilen, was sie auch sein mochten; zweitens stündlich Allem ausgesetzt zu sein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte; drittens eine von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bahn zu wandern. Oder, um deutlicher zu sprechen: es handelte sich darum, mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen, oder mich selbst, meine Kinder und vielleicht den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, dessen Gefahren alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen. Die letztere Handlungsweise schien mir die sicherste. Ich faßte also den Entschluß fortzufahren, ihm, so viel ich vermöchte, für sein eignes Beste mit Rath beizustehn, aber mich nie mehr wie früher zu erzürnen, wenn er sie nicht befolgte; ihm, so oft ich Gelegenheit hätte, über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen, übrigens mich aber in ein ernstes Schweigen zu hüllen; von der andern Seite jedoch meine Interessen bei dem Publikum so zu wahren, daß man eintretenden Falls auf mich, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken konnte.

Im October erhielt ich vom Großkanzler Grafen Bestuscheff die Nachricht, daß der König von Polen dem Grafen Poniatowsky sein Abberufungsschreiben übersandt habe. Graf Bestuscheff hatte hierüber einen heftigen Streit mit Graf Brühl und dem sächsischen Kabinet, und ärgerte sich, daß man ihn nicht wie früher vorher zu Rathe gezogen hatte. Er erfuhr zuletzt, daß es der Vicekanzler Graf Woronzoff und Iwan Schuwaloff gewesen waren, die durch Prasse, den sächsischen Residenten, die ganze Sache durchgesetzt hatten. Dieser Prasse schien außerdem häufig über eine Menge Dinge unterrichtet, von denen man nicht begriff, woher er sie wisse. Mehrere Jahre nachher fand man die Quelle auf: er war der sehr geheime und sehr discrete Liebhaber der Frau des Vicekanzlers, Gräfin Anna Karlowna, gebornen Scawronsky, welche mit der Frau des Ceremonienmeisters Samarin sehr befreundet war. Bei dieser letztern sah Prasse die Gräfin. Der Kanzler Graf Bestuscheff ließ sich das Abberufungsschreiben des Grafen Poniatowsky geben und schickte dasselbe unter dem Vorwande, daß ein Formversehen dabei stattgefunden, nach Sachsen zurück.

In der Nacht vom 8ten auf den 9ten fing ich an, Geburtswehen zu fühlen. Ich schickte Madame Wladislawa an den Großfürsten und Graf Alexander Schuwaloff, damit dieser Ihre Kaiserliche Majestät davon benachrichtige. Nach einiger Zeit kam der Großfürst in mein Zimmer, gekleidet in seine holstein'sche Uniform, mit Stiefeln und Sporen, mit seiner Schärpe um den Leib und einem großen Degen an der Seite, kurz in höchster Toilette; es war ungefähr halb drei Uhr Morgens. Erstaunt über diesen Aufzug, fragte ich ihn nach der Ursache, weßhalb er so er-

scheine, worauf er erwiderte: nur bei großen Gelegenheiten erkenne man seine wahren Freunde; in diesem Anzuge sei er bereit, seiner Pflicht gemäß zu handeln. Die Pflicht eines holstein'schen Offiziers sei, seinem Eide gemäß das herzogliche Haus gegen alle Feinde zu vertheidigen und da ich mich schlecht befinde, sei er zu meiner Hülfe herbeigeeilt. Man hätte denken können, er scherze; allein dies war durchaus nicht der Fall, er sprach im vollsten Ernste. Ich erkannte leicht, daß er betrunken war und rieth ihm zu Bette zu gehn, damit die Kaiserin, wenn sie käme, nicht das doppelte Mißvergnügen erfahre, ihn betrunken und von Kopf zu Fuß in die ihr so verhaßte holstein'sche Uniform gekleidet zu sehn. Es kostete mir große Mühe, ihn zum Fortgehn zu bewegen; dennoch überredeten Madame Wladislawa und ich ihn endlich mit Hülfe der Hebamme, welche versicherte, daß meine Entbindung noch nicht so bald stattfinden werde. Er hatte sich kaum entfernt, als die Kaiserin eintrat. Sie fragte nach dem Großfürsten; man sagte ihr, er sei so eben hinausgegangen und werde gewiß wiederkommen. Als sie sah, daß die Schmerzen nachließen und die Hebamme erklärte, es könne noch einige Stunden dauern, kehrte sie in ihre Gemächer zurück; ich ging zu Bette und schlief bis zum folgenden Morgen, stand wie gewöhnlich auf, fühlte dann und wann Schmerzen und hatte nachher mehrere ganz schmerzfreie Stunden. Zur Zeit des Soupers fühlte ich Hunger und ließ mir ein Mahl bringen. Die Hebamme saß neben mir und sagte, als sie mich mit Heißhunger essen sah: „Essen Sie, essen Sie, dies Souper wird Ihnen Glück bringen." In der That stand ich, als ich fertig war, vom Tische auf und fühlte in dem-

selben Augenblicke, wo ich mich erhob, einen so heftigen Schmerz, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Die Hebamme und Madame Wladislawa faßten mich unter die Arme und legten mich auf das Lager der Schmerzen; dann wurde zu der Kaiserin und dem Großfürsten geschickt. Sie waren kaum eingetreten, als ich von einer Tochter entbunden wurde, am 9ten December, zwischen 10 und 11 Uhr Abends. Ich bat die Kaiserin, mir zu erlauben, meine Tochter nach ihr zu nennen. Allein sie entschied, daß sie den Namen der ältesten Schwester Ihrer Kaiserlichen Majestät, der Herzogin von Holstein, Mutter des Großfürsten, Anna Petrowna, tragen solle. Der Großfürst schien sehr froh über die Geburt dieses Kindes zu sein und veranstaltete große Freudenbezeugungen in seinen Gemächern und ließ eben solche in Holstein veranstalten und nahm alle Glückwünsche, welche man ihm darbrachte, mit Zeichen der Zufriedenheit entgegen. Am sechsten Tage hielt die Kaiserin selbst das Kind zur Taufe und brachte mir eine Cabinetsordre für 60,000 Rubel. Sie schickte dem Großfürsten ebensoviel, was seine Zufriedenheit bedeutend vermehrte. Nach der Taufe fingen die Feierlichkeiten an. Sie waren sehr schön wie man sagte; ich habe Nichts davon gesehen. Ich war im Bett ganz einsam und allein, ohne eine lebende Seele zur Gesellschaft, denn sobald ich niedergekommen war, hatte nicht nur die Kaiserin, wie das erstemal, das Kind in ihre Gemächer fortgenommen, sondern man ließ mich auch, unter dem Vorwande, daß ich Ruhe bedürfe, wie eine arme Unglückliche allein, und Niemand setzte den Fuß in meine Gemächer und fragte, noch ließ fragen, wie ich mich befände. Da ich das erstemal sehr unter dieser

Verlassenheit gelitten hatte, hatte ich diesmal alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen den unangenehmen Zugwind des Zimmers genommen und sobald ich entbunden war, stand ich auf und legte mich in meinem Bette nieder; und da Niemand zu mir zu kommen wagte, oder höchstens ganz verstohlen, so war ich auch hierin vorsichtig genug. Mein Bett nahm fast die Hälfte eines ziemlich langen Schlafzimmers ein; die Fenster lagen zur Rechten des Bettes; es war eine Tapetenthür da, welche in eine Art von Garderobe führte, die auch als Vorzimmer diente und ganz verbarrikadirt war mit Schirmen und Koffern. Von meinem Bett bis zu dieser Thür hatte ich einen ungeheuren Schirm stellen lassen, welcher das reizendste Kabinet verbarg, das man sich denken konnte, wenn man das Lokal und die Umstände in Rechnung zog. In diesem Kabinet befanden sich ein Kanapee, Spiegel, tragbare Tische und einige Stühle. Wenn der Vorhang meines Bettes auf dieser Seite zugezogen war, sah man gar nichts; war er offen, so sah ich das Kabinet und die, welche darin waren; diejenigen aber, welche in's Zimmer kamen, sahen nur den Schirm. Fragte man, was hinter diesem Schirme wäre, so sagte man: der Nachtstuhl; dieser aber war im Schirm, Niemand war neugierig ihn zu sehen, und man hätte ihn zeigen können, ohne in das Kabinet zu kommen, welches der Schirm bedeckte.

1759.

Am ersten Januar 1759 endigten die Hoffeste mit einem sehr großen Feuerwerke, zwischen dem Ball und Souper. Da ich noch im Wochenbette war, erschien ich nicht bei Hofe. Vor dem Feuerwerk hatte Graf Peter Schuwaloff den Einfall, sich an meiner Thür einzufinden, um mir den Plan des Feuerwerkes zuzustellen, welches man abbrannte. Madame Wladislawa sagte ihm, ich schliefe, sie wollte indessen sehen. Es war nicht wahr, daß ich schlief; ich war nur in meinem Bette und hatte meine ganz kleine gewöhnliche Gesellschaft, welche damals wie früher aus den Damen Narischkin, Siniawin, Ismailoff und dem Grafen Poniatowsky bestand; dieser meldete sich seit seiner Zurückberufung krank, kam aber zu mir und die Frauen hatten mich gern genug, um meine Gesellschaft den Bällen und Festlichkeiten vorzuziehen. Madame Wladislawa wußte nicht genau, wer bei mir war, aber sie hatte eine zu feine Nase, um nicht zu vermuthen, daß irgend Jemand bei mir war; ich hatte ihr früh gesagt, daß ich mich aus Langerweile zu Bett legte und dann kam sie nicht hinein. Nach der Ankunft des Grafen Schuwaloff klopfte sie an die Thür; ich zog meinen Vorhang über den Schirm und sagte, sie sollte nur eintreten. Sie trat ein und richtete mir die Botschaft des Grafen Peter Schuwaloff aus, worauf ich sagte, sie sollte ihn nur einführen. Sie ging ihn zu holen, und während dieser Zeit lachten meine Leute hinter dem Schirm wie toll über die ungemeine Extravaganz dieser Scene, daß ich den Besuch des Grafen Peter Schuwaloff empfangen wollte, der schwören könnte, mich allein in

meinem Bett angetroffen zu haben, während nur ein Vorhang meine kleine heitere Gesellschaft von dieser so wichtigen Person, dem damaligen Orakel des Hofes und intimen Vertrauten der Kaiserin, trennte. Endlich trat er ein und brachte mir seinen Feuerwerksplan; er war damals Großfeuerwerksmeister. Ich bat ihn um Entschuldigung, daß ich ihn hatte warten lassen, da ich erst eben aufgewacht sei, und rieb mir die Augen, indem ich bemerkte, ich sei noch ganz im Schlaf. Ich log, um Madame Wladislawa nicht einer Lüge zu zeihen. Dann hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit ihm, bis er in Eile schien fortzugehn, um die Kaiserin nicht auf den Anfang des Feuerwerkes warten zu lassen — hierauf verabschiedete ich ihn. Er ging hinaus und ich öffnete meinen Vorhang wieder. Meine Gesellschaft fing an, vor Lachen Durst und Hunger zu bekommen; ich sagte ihnen: „Sehr wohl, Ihr werdet zu essen und zu trinken haben; es ist nur billig, daß Ihr, während Ihr mir Gesellschaft leistet, nicht aus Gefälligkeit vor Durst oder Hunger bei mir sterbt." Ich schloß den Vorhang meines Bettes und klingelte. Madame Wladislawa kam. Ich bat sie, mir ein Souper bringen zu lassen, denn ich stürbe vor Hunger, und wenigstens sechs gute Gerichte müßten dabei sein. Als das Souper fertig war, wurde es aufgetragen; ich ließ es neben mein Bett stellen und befahl dem Bedienten, sich zu entfernen. Nun stürzten meine Leute wie Verhungerte hinter dem Vorhange hervor, um zu essen, was sie fanden; die Heiterkeit vermehrte den Appetit. Ich gestehe, daß dieser Abend einer der tollsten und lustigsten war, die ich je verlebt habe. Als wir fertig waren, ließ ich die Ueberreste fortschaffen, wie sie

hereingebracht worden waren. Ich glaube, die Diener waren nur ein wenig überrascht und erstaunt über meinen Appetit. Gegen den Schluß des Hofsoupers entfernte sich auch meine Gesellschaft, sehr befriedigt von unsrer Soirée. Graf Poniatowsky nahm beim Hinausgehn immer eine blonde Perrücke und einen Mantel, und wenn die Schildwachen ihn fragten: „Wer da?“ nannte er sich einen Musikus des Großfürsten. Diese Perrücke gab uns an jenem Tage viel Stoff zum Lachen.

Mein Kirchgang am Ende des Wochenbetts fand diesmal in der Kapelle der Kaiserin statt; allein mit Ausnahme Alexander Schuwaloffs war Niemand dabei zugegen. Gegen den Schluß des Carnevals, nachdem alle Festlichkeiten in der Stadt zu Ende waren, wurden drei Hochzeiten bei Hofe gefeiert: die Graf Alexander Stroganoffs mit Gräfin Anna Maria Woronzoff, der Tochter des Vicekanzlers, die Leon Narischkins mit Fräulein Zakreffsky und an demselben Tage mit der letztern die Hochzeit Graf Buturlins mit Gräfin Maria Woronzoff. Diese drei Damen waren Ehrendamen der Kaiserin und bei Gelegenheit ihrer Vermählung machten der Hetman Graf Rasumowsky und der dänische Gesandte Graf von Osten eine Wette, wer von den drei Neuvermählten zuerst Hahnrei sein würde. Es fand sich, daß die, welche gewettet hatten, Stroganoff werde es sein, dessen Gemahlin die häßlichste und damals die unschuldigste und kindlichste schien, die Wette gewannen.

Der Vorabend der Vermählung Leon Narischkins und Buturlins war ein Unglückstag. Man hatte sich schon lange zugeflüstert, daß das Ansehn des Großkanzlers Graf Bestuscheff wanke und seine Feinde die Oberhand gewännen.

Er hatte seinen Freund, den General Apraxin, verloren. Graf Rasumowsky der ältere hatte ihn lange gestützt, allein seitdem die Gunst der Schuwaloffs überwog, mischte er sich nur noch bei solchen Gelegenheiten in die Geschäfte, wenn es galt, für seine Freunde oder Verwandte eine kleine Gefälligkeit zu erlangen. Die Schuwaloffs und Woronzoffs wurden in ihrem Hasse gegen den Großkanzler noch bestärkt durch den österreichischen und den französischen Gesandten, Grafen Esterhazy und Marschall L'Hopital. Der letztere sah, daß Graf Bestuscheff sich mehr zu der Allianz Rußlands mit England als zu der mit Frankreich hinneige. Der österreichische Gesandte cabalirte gegen Bestuscheff, weil der Großkanzler wollte, daß Rußland an seinem Allianzvertrage mit dem Wiener Hofe festhalte und Maria Theresia Hülfe leiste, aber nicht wollte, daß es in erster Linie kriegführend gegen Preußen auftrete. Graf Bestuscheff dachte als Patriot und war nicht leicht zu lenken, während die Herren Woronzoff und Iwan Schuwaloff sich so sehr in die Hände der Gesandten gegeben hatten, daß, vierzehn Tage bevor der Großkanzler Graf Bestuscheff in Ungnade fiel, der französische Gesandte, Marquis de L'Hopital, mit einer Depesche in der Hand zu dem Vicekanzler Grafen Woronzoff ging und ihm sagte: „Herr Graf, diese Depesche habe ich so eben von meinem Hofe empfangen. Es heißt darin, daß, wenn binnen vierzehn Tagen der Großkanzler Ihnen seine Stelle nicht räumt, ich mich ferner an ihn wenden und nur noch mit ihm die Geschäfte besorgen soll.“ Hierauf faßte der Vicekanzler Feuer, begab sich zu Iwan Schuwaloff und man stellte der Kaiserin vor, daß ihr Ruhm unter dem Ansehn Graf Bestuscheffs in Europa leide. Sie gab den

Befehl, an dem nämlichen Abend eine Conferenz zu halten, bei welcher der Großkanzler zugegen sein sollte. Dieser ließ sich krank melden. Man nannte nun diese Krankheit Ungehorsam und ließ ihm zurücksagen, er solle ohne Verzug kommen. Er kam und wurde mitten in der Conferenz verhaftet. Man nahm ihm seine Aemter, seine Würden, seine Orden, ohne daß irgend Jemand anzugeben vermochte, wegen welcher Verbrechen oder Versehen man die erste Person des Reiches so beraube und schickte ihn als Gefangenen in seine Wohnung. Da dies Alles vorbereitet worden war, hatte man eine Compagnie der Gardegrenadiere kommen lassen. Als dieselben durch die Moïka marschirten, wo die Häuser der Grafen Alexander und Peter Schuwaloff lagen, sagten sie: „Gott sei Dank, wir sollen diese verfluchten Schuwaloffs arretiren, die Nichts thun als Monopole erfinden." Aber als die Soldaten sahen, daß es sich um Graf Bestuscheff handle, drückten sie ihr Mißfallen aus, indem sie erklärten: „Er ist es nicht, sondern die Andern, die das Volk mit Füßen treten."

Obgleich Graf Bestuscheff in demselben Palaste verhaftet worden war, dessen einen Flügel wir bewohnten und zwar nicht weit von unseren Gemächern, so erfuhren wir doch an jenem Abend nicht das Geringste davon, so sorgfältig suchte man uns Alles was vorging zu verbergen. Den Tag darauf (es war Sonntag) erhielt ich durch Leon Narischkin ein Billet, welches Graf Poniatowsky, der schon seit längerer Zeit mit Mißtrauen betrachtet wurde, mir auf diesem Wege zugehen ließ. Dies Billet fing folgendermaßen an: „Der Mensch ist nie ohne Hülfsquellen. Ich bediene mich dieses Weges, um Sie zu benachrichtigen, daß gestern

Abend Graf Bestuscheff verhaftet und seiner Würden beraubt worden ist und zugleich mit ihm Ihr Juwelier Bernardi, Teleguin und Adaduroff." Ich fiel wie aus den Wolken, indem ich diese Zeilen las und gestand mir, nachdem ich sie gelesen, ich dürfe mir nicht schmeicheln, daß diese Angelegenheit für mich selbst von so geringer Bedeutung sein würde, als es den Anschein hatte. Um dies deutlich zu machen, muß ich einen Kommentar dazu geben. Bernardi war ein italiänischer Juwelier, dem es nicht an Geist fehlte und dem sein Geschäft Zutritt in alle Häuser verschaffte. Ich glaube nicht, daß es ein einziges gab, welches ihm nicht etwas schuldig war und dem er nicht diesen oder jenen kleinen Dienst erwiesen hatte. Da er beständig überall aus- und einging, gab man ihm auch zuweilen Bestellungen an Andre; ein kleines durch Bernardi geschicktes Billet kam schneller und sicherer an, als wenn man es durch einen Bedienten schickte. Nun setzte Bernardi's Verhaftung die ganze Stadt in Aufregung, weil Alle ihm Bestellungen gegeben hatten, ich selbst nicht ausgenommen. Teleguin war früher Adjutant bei dem Oberjägermeister Rasumowsky und hatte die Vormundschaft Bekintoffs gehabt. Er war dem Hause Rasumowsky ergeben geblieben und der Freund Graf Poniatowsky's geworden. Er war ein erprobter, rechtschaffener Mensch, dessen Zuneigung man nicht leicht verlor, wenn man sie einmal gewann. Für mich hatte er immer Eifer und besondre Ergebenheit bewiesen. Adaduroff war früher mein Lehrer in der russischen Sprache gewesen und mir sehr ergeben geblieben. Ich hatte ihn an Graf Bestuscheff empfohlen; doch schenkte ihm dieser erst seit zwei bis drei Jahren Vertrauen, denn er war vorher nicht

günstig gegen ihn gestimmt, weil Adaduroff zu der Partei des Oberstaatsanwalts Nikita Juriewitsch Trubetzkoy gehörte, der Bestuscheffs Feind war.

Nach der Lektüre des Billets und den Betrachtungen, die ich darüber anstellte, drängten eine Menge Ideen, eine unangenehmer als die andere, sich meinem Geiste auf. So zu sagen mit einem Dolche im Herzen kleidete ich mich an und ging zur Messe. Es kam mir vor, als ob die Gesichter Aller, die ich dort sah, eben so lang geworden wären als mein eignes. Niemand sprach mit mir über irgend etwas, den ganzen Tag hindurch — es war, als wisse man von dem Geschehenen Nichts. Auch ich sagte kein Wort. Der Großfürst hatte den Grafen Bestuscheff nie geliebt; er schien mir an diesem Tage besonders vergnügt, hielt sich jedoch, freilich ohne Affectation, aber nichts desto weniger sehr deutlich, fern von mir. Am Abend mußte ich auf die Hochzeit gehen. Ich kleidete mich um und war bei der Einsegnung der Ehen Graf Buturlin's und Leon Narischkin's, bei dem Souper und beim Balle zugegen. Während des letztern näherte ich mich dem Heirathsmarschall, Fürsten Nikita Trubetzkoy, und sagte zu ihm unter dem Vorwande die Bänder seines Marschallstabes zu besehen, mit halblauter Stimme: „Was bedeuten denn diese schönen Sachen? haben Sie mehr Verbrechen als Verbrecher, oder mehr Verbrecher als Verbrechen gefunden?“ Hierauf erwiderte er: „Wir haben gethan, was man uns befohlen hat; aber was die Verbrechen angeht, so sucht man noch danach. Bis jetzt ist das Verfahren nicht vom Glücke gekrönt.“ Nachdem ich mit ihm fertig geworden, ging ich zum Marschall Buturlin, der mir sagte: „Bestuscheff ist verhaftet, aber augenblicklich

suchen wir nach der Ursache, weßhalb er es ist.“ Auf diese Weise redeten die beiden Commissaire, welche von der Kaiserin ernannt worden waren, um zu untersuchen, weshalb Graf Alexander Schuwaloff ihn verhaftet hatte. Ich sah auf diesem Balle Stambke aus der Ferne und fand sein Aussehen leidend und entmuthigt. Die Kaiserin erschien bei keiner dieser beiden Hochzeiten, weder in der Kirche noch beim Banquet. Den folgenden Tag kam Stambke zu mir, um mir ein Billet Graf Bestuscheff's zu überbringen, der ihm eingeschärft mir zu sagen, ich solle nicht die geringste Furcht hegen wegen dessen was ich wisse, er habe Zeit gefunden, Alles ins Feuer zu werfen und werde mir über seine Verhöre, wenn er verhört werden sollte, auf demselben Wege Mittheilung machen. Ich fragte, was für ein Weg dies wäre? Er erwiderte, ein Waldhornbläser des Grafen habe ihm das Billet überbracht und man habe sich verabredet, alle Mittheilungen in Zukunft zwischen Ziegelsteinen, an einem nicht weit vom Hause des Grafen Bestuscheff befindlichen Orte, zu deponiren. Ich forderte Stambke auf sich sehr in Acht zu nehmen, daß diese gefährliche Correspondenz nicht entdeckt werde, obgleich er selbst in der größten Angst zu schweben schien. Nichts destoweniger setzten er und Graf Poniatowsky sie fort. Als Stambke hinausgegangen war, rief ich Madame Wladislawa und trug ihr auf, ihrem Schwager Pugowoschnikoff ein Billet zu überbringen, welches ich ihr einhändigte. Dieses Billet enthielt Nichts als folgende Worte: „Sie haben Nichts zu fürchten; man hat Zeit gefunden Alles zu verbrennen.“ Dies beruhigte ihn, denn allem Anschein nach mußte er nach Graf Bestuscheff's Verhaftung mehr todt als lebendig sein. Man

wird begreifen weßhalb, wenn ich erkläre, was Graf Bestuscheff Zeit gehabt hatte, zu verbrennen.

Die Kränklichkeit und die häufigen Krämpfe der Kaiserin richteten aller Augen nothwendigerweise auf die Zukunft. Graf Bestuscheff war, wie sich bei seiner Stellung und seinen Geistesfähigkeiten denken läßt, sicherlich nicht der Letzte, der darüber nachdachte. Er kannte die Abneigung, welche man dem Großfürsten seit langer Zeit gegen ihn eingeflößt hatte. Er war vollkommen bekannt mit den geringen Gaben des Prinzen, des Erben so vieler Kronen. Es ist natürlich, daß dieser Staatsmann, wie jeder andere Mensch, sich in seiner Stellung zu behaupten wünschte. Einige Jahre waren verflossen seit meine Meinung über ihn sich geändert hatte. Er betrachtete mich außerdem vielleicht als die einzige Persönlichkeit, auf welche man in dieser Zeit, für den Fall der Unfähigkeit der Kaiserin, die Hoffnung des Staates gründen könne. Dies und andere ähnliche Betrachtungen hatten ihn dahin gebracht, den Plan zu fassen, daß bei dem Abscheiden der Kaiserin, der Großfürst zum rechtmäßigen Kaiser, aber zugleich ich zur Theilnehmerin an der Regierung erklärt werden sollte, daß alle Aemter bei denselben Personen bleiben und ihm die Stelle eines Generallieutenants über vier Garderegimenter und die Präsidentschaft der drei Reichscollegien, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und der Admiralität, übertragen werden sollten. Seine Ansprüche waren also übertrieben. Den Entwurf dieses Manifestes, geschrieben von Pugowoschnikoffs Hand, hatte er mir durch Graf Poniatowsky geschickt, mit welchem ich überein gekommen war, ihm mündlich für seine guten Absichten gegen mich zu danken, aber zugleich zu er-

klären, daß ich die Ausführung für schwierig halte. Er hatte seinen Entwurf mehremal schreiben und wieder schreiben lassen, hatte ihn geändert, erweitert, beschränkt. Er schien sehr damit beschäftigt. Um die Wahrheit zu sagen, betrachtete ich seinen Plan als eine Art Faselei, als eine Lockspeise, welche der Alte mir hinwarf um sich mehr und mehr in meiner Zuneigung zu befestigen. Allein ich biß an diese Lockspeise nicht an, weil ich in dem Plane eine Gefahr für das Reich erkannte, welches durch jeden Streit zwischen mir und meinem Gemahle, der mich nicht liebte, hätte zerrissen werden müssen. Aber da dieser Fall noch nicht eingetreten war, wollte ich einem alten Manne nicht widersprechen, der, wenn er sich einmal eine Sache in den Kopf gesetzt hatte, äußerst hartnäckig und steif dabei blieb. Sein Plan also war es, den er Zeit gehabt hatte, zu verbrennen und hiervon hatte er mich benachrichtigt, um die welche davon wußten, zu beruhigen.

Inzwischen kam mein Kammerdiener Skurin, um mir zu sagen, daß der Capitain, welcher den Grafen Bestuscheff bewachte, immer sein Freund gewesen wäre und alle Sonntage bei ihm zu Mittag speise, nachdem er von Hofe fortgegangen. Ich sagte ihm darauf, daß wenn die Sachen so ständen und er auf ihn rechnen könnte, er versuchen sollte ihn zu sondiren, um zu sehen, ob er sich zu einigem Einverständniß mit seinem Gefangenen hergeben würde. Dies wurde um so nöthiger, als Graf Bestuscheff auf seinem Wege Stambke mitgetheilt hatte, man möchte Bernardi anweisen, im Verhör die reine Wahrheit zu reden und Alles auszusagen, worum man ihn fragen würde. Als ich erfuhr, daß Skurin es gern übernahm, einige Mittel ausfindig zu

machen, um mit dem Grafen Bestuscheff in Verbindung zu treten, sagte ich ihm, er möchte gleichfalls versuchen, mit Bernardi in Berührung zu kommen und zu sehen ob er nicht den Sergeanten oder einen Soldaten, der ihn in seiner Wohnung bewachte, gewinnen könnte. Am selben Tage sagte mir Skurin gegen Abend, daß Bernardi von einem Sergeanten der Garden, Namens Kalischkin, bewacht sei und daß er morgen mit ihm eine Zusammenkunft haben würde, daß er zu seinem Freunde, dem Kapitän, habe schicken lassen, welcher bei dem Grafen Bestuscheff war, um ihn zu fragen, ob er ihn sehen könnte, daß dieser ihm aber habe sagen lassen, wenn er mit ihm sprechen wollte, sollte er zu ihm kommen; aber einer seiner Unterbeamten, welchen er auch kannte und der sein Verwandter war, hätte ihm sagen lassen, nicht hinzugehen, weil, wenn er hinkäme, der Kapitän ihn arretiren und es sich zum Verdienst auf seine Kosten anrechnen würde, wessen er sich unter vier Augen rühmte. Skurin schickte also nicht mehr zum Herrn Kapitän, seinem vorgeblichen Freund. Zur Vergeltung sagte Kalischkin, welchen ich in meinem Namen herbeizuziehen befahl, an Bernardi Alles was man wollte; auch sollte er nichts als die Wahrheit sagen, wozu sich Beide von ganzem Herzen verstanden.

Nach einigen Tagen kam Stambke eines Morgens sehr früh, blaß und entstellt in mein Zimmer und sagte, daß seine und des Grafen Bestuscheff Correspondenz mit dem Grafen Poniatowsky entdeckt wäre, daß der Waldhornbläser arretirt war und daß, allem Anscheine nach, ihre letzten Briefe das Unglück gehabt hätten in die Hände der Wächter des Grafen Bestuscheff zu fallen; daß er selbst jeden Augen=

blick gewärtig wäre, verwiesen, wenn nicht arretirt zu werden und daß er zu mir gekommen sei um mir dies zu sagen und Abschied von mir zu nehmen. Was er mir sagte, machte mich sehr unbehaglich. Ich tröstete ihn so gut ich konnte und entließ ihn, überzeugt daß sein Besuch wo möglich die schlechte Stimmung gegen mich nur steigern könnte und daß man mich vielleicht als eine der Regierung verdächtige Person meiden würde. Indessen war ich mir selbst vollkommen bewußt daß ich mir der Regierung gegenüber nichts vorzuwerfen hatte. Das Publikum im Allgemeinen, ausgenommen Michael Woronzoff, Iwan Schuwaloff, die beiden Gesandten von Wien und Versailles und diejenigen welchen diese glauben machten, was sie wollten, Jedermann in ganz Petersburg, Große und Kleine war davon überzeugt daß Bestuscheff unschuldig war, und daß man ihm weder ein Vergehen noch ein Verbrechen zur Last legen könnte. Man wußte, daß am Tage vor dem Abende an welchem er arretirt worden war, man im Gemache von Iwan Schuwaloff an einem Manifeste gearbeitet hatte, welches Herr Wolkoff, vormaliger erster Commissär des Grafen Bestuscheff, der im Jahre 1755 die Flucht ergriffen und dann, nachdem er in den Wäldern umhergeirrt war, sich hatte fangen lassen, und der in diesem Augenblicke der Conferenz als erster Secretär diente, dieses Stück hatte schreiben müssen, welches man veröffentlichen wollte, um das Publikum von den Ursachen in Kenntniß zu setzen, die die Kaiserin genöthigt hätten mit dem Großkanzler so zu verfahren wie sie gethan hatte. Dieses geheime Conventikel nun, welches sich den Kopf zerbrach um Vergehen ausfindig zu machen, kam überein zu sagen, daß es wegen Hochver-

rathes sei und weil Bestuscheff gesucht habe Zwietracht zwischen Ihrer Kaiserlichen Majestät und Ihren Kaiserlichen Hoheiten zu säen, und ohne Verhör oder Urtheil wollte man ihn am Tage nach seiner Verhaftung auf eines seiner Landgüter verweisen, und ihm sein ganzes übriges Vermögen confisciren. Einige darunter aber fanden es zu stark, Jemanden ohne Verbrechen und ohne Urtheilsspruch zu verbannen, und meinten daß man wenigstens nach Verbrechen suchen sollte, in der Hoffnung solche aufzufinden; und daß, wenn man keine fände, man den Gefangenen, welcher, man wußte nicht weßhalb, seiner Aemter, Würden und Orden beraubt war, wenigstens einem Urtheil der Commissäre unterwerfen solle. Nun waren diese Commissäre, wie bereits bemerkt, Marschall Buturlin, Oberstaatsanwalt Fürst Trubetzkoy, General Graf Alexander Schuwaloff und Herr Wolkoff, als Secretair. Das erste was die Commissaire thaten, war, den Gesandten, Räthen und Beamten Rußlands an den fremden Höfen durch das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten zu befehlen, Copien der Depeschen zu schicken, welche Graf Bestuscheff geschrieben hatte, seit er sich an der Spitze der Geschäfte befand. Dies geschah um in den Depeschen Verbrechen aufzufinden. Man sagte, er habe nur geschrieben was er wollte und Dinge, welche den Befehlen und dem Willen der Kaiserin zuwiderliefen. Aber da Ihre Majestät Nichts weder schrieb noch unterzeichnete, war es schwer, ihren Befehlen zuwider zu handeln, und was die mündlichen Befehle Ihrer Majestät anging, so war sie kaum im Stande, dem Großkanzler solche zu geben, da sie ganze Jahre keine Gelegenheit fand, ihn zu sehen; und ein Drittel der mündlichen Befehle konnten,

wenn man es genau nimmt, mißverstanden und auch ebenso schlecht wiedergegeben als schlecht empfangen und begriffen sein. Doch hatte dies keine Folgen, mit Ausnahme des erwähnten Befehles selbst, weil keiner von den Beamten sich die Mühe gab, sein Archiv von zwanzig Jahren zu durchsuchen und es abzuschreiben, um Verbrechen eines Mannes darin zu finden, dessen Instruktionen und Anordnungen diese selben Beamten gefolgt waren, so daß sie eben deßhalb, bei dem besten Willen in der Welt, in Alles hätten verwickelt werden können, was man etwa darin zu tadeln fand. Außerdem mußte die bloße Sendung solcher Archive der Krone beträchtliche Kosten verursachen und in Petersburg angelangt würden sie für eine Reihe von Jahren die Geduld vieler Personen ermüdet haben, die sich hätten bemühen müssen etwas darin zu entdecken und zu entwirren, was noch dazu vielleicht gar nicht darin zu entdecken war. Dieser Befehl wurde also niemals ausgeführt; man langweilte sich über die Sache selbst und beendete sie endlich, nach Ablauf eines Jahres, mit der Veröffentlichung des Manifestes, dessen Abfassung man am Tage nach der Verhaftung des Großkanzlers begonnen hatte.

Am Nachmittage des Tages, als Stambke zu mir gekommen war, ließ die Kaiserin dem Großfürsten sagen, er solle Stambke nach Holstein schicken, weil man sein Einverständniß mit Bestuscheff entdeckt hätte; er verdiene, arretirt zu werden, allein aus Rücksicht für Seine Kaiserliche Hoheit da er sein Minister gewesen, wollte man ihn frei lassen, unter der Bedingung, daß er sofort entlassen würde. Stambke wurde unverzüglich fortgeschickt und mit seiner Abreise endete meine Handhabung der Holstein'schen Geschäfte. Man gab dem

Großfürsten zu verstehen, es sei der Kaiserin nicht angenehm wenn ich mich hineinmische und Seine Kaiserliche Hoheit war so ziemlich derselben Meinung. Ich besinne mich nicht genau, wen er an Stambkes Stelle setzte, doch ich glaube, es war ein gewisser Wolf. Das Ministerium der Kaiserin verlangte damals förmlich vom Könige von Polen die Abberufung Graf Poniatowskys, von dem man ein Billet an Graf Bestuscheff, ein sehr unschuldiges freilich, aber doch immer ein an einen vorgeblichen Staatsgefangenen gerichtetes Billet, aufgefunden hatte. Als ich die Entlassung Stambkes und die Abberufung Poniatowskys erfuhr, bereitete ich mich auf nichts Gutes vor und verfuhr folgendermaßen. Ich rief meinen Kammerdiener Skurin und befahl ihm, alle meine Rechnungsbücher und das Geringste was unter meinen Sachen den Anschein eines Papiers haben könnte, zusammen zu suchen und mir zu bringen. Er führte meine Befehle mit Eifer und Genauigkeit aus. Als Alles in meinem Zimmer war, schickte ich ihn fort. Ich warf dann alle diese Bücher in's Feuer, rief, als sie halb verbrannt waren, Skurin zurück und sagte ihm: „Ueberzeuge dich hier, daß alle meine Papiere und Rechnungen verbrannt sind, damit, wenn man dich jemals fragen sollte, wo sie seien, du schwören kannst, daß du sie von mir selbst hast verbrennen sehen.“ Er dankte mir für meine Rücksicht gegen ihn und sagte, es hätte eine eigenthümliche Veränderung in der Bewachung der Gefangenen stattgefunden. Seit der Entdeckung von Stambkes Correspondenz mit Graf Bestuscheff ließ man diesen schärfer überwachen und hatte zu diesem Zweck den Unteroffizier Kalischkin von Bernardi entfernt und in das Zimmer des ehemaligen Großkanzlers

postirt. Kalischkin hatte, sobald dies geschah, darum gebeten, daß man ihm einen Theil der erprobten Soldaten mitgebe, die er gehabt hatte, als er bei Bernardi Wachdienste leistete. Auf diese Weise also gelangte der sicherste und einsichtsvollste Mensch, den wir, Skurin und ich, hatten, in das Zimmer Graf Bestuscheffs, der auch nicht alle Verkehrsmittel mit Bernardi eingebüßt hatte. Inzwischen wurden die Verhöre Graf Bestuscheffs fortgesetzt. Kalischkin wurde dem Grafen als ein mir sehr ergebener Mensch bekannt und leistete ihm in der That tausenderlei Dienste. Er war gleich mir auf's Tiefste überzeugt, daß der Großkanzler unschuldig und das Opfer einer mächtigen Kabale sei; dies war auch die Ueberzeugung des Publikums. Dem Großfürsten merkte ich es an, daß man ihm bange gemacht und den Verdacht eingeflößt hatte, als wisse ich von Stambkes Correspondenz mit dem Staatsgefangenen. Ich sah, daß Seine Kaiserliche Hoheit kaum mit mir zu sprechen wagte und es vermied, mein Zimmer, in welchem ich augenblicklich ganz allein war und keine Seele sah, zu betreten. Ich selbst vermied, irgend Jemanden kommen zu lassen, aus Besorgniß, daß ich ihn einem Unglück oder einer Unannehmlichkeit aussetzen könnte. Bei Hofe vermied ich, aus Furcht daß man mir ausweichen möchte, Allen, von denen ich dies dachte, zu begegnen. Während der letzten Tage des Carnevals sollte eine russische Komödie in dem Hoftheater aufgeführt werden. Graf Poniatowsky ließ mich bitten dorthin zu kommen, weil man anfing, das Gerücht zu verbreiten, daß meine Entfernung im Werke sei, um mich dadurch abzuhalten öffentlich zu erscheinen und jedesmal wenn ich nicht beim Schauspiel oder bei Hofe erschien, Alle

leicht ebensosehr aus Neugierde als aus Interesse für mich, die Ursache zu erfahren suchten. Ich wußte, daß die russische Komödie eine von den Sachen war, welche Seiner Kaiserlichen Hoheit am wenigsten gefielen und daß das bloße Aussprechen der Absicht hinzugehn, ihm auf's höchste mißfällig war. Allein diesmal verband der Großfürst mit seinem Widerwillen gegen die Nationalkomödie noch ein andres Motiv des kleinen persönlichen Interesses: er sah nämlich die Gräfin Elisabeth Woronzoff noch nicht bei sich, sondern weil sie sich mit den andern Ehrendamen im Vorzimmer aufhielt, trieb er dort seine Conversation und sein Spiel mit ihr. Ging ich in die Komödie, so mußten diese Damen mich begleiten, was Seiner Kaiserlichen Hoheit sehr unbequem war; denn es gab keinen anderen Ausweg für ihn als den, in seinem Zimmer zu zechen. Ohne Rücksicht auf diese Verhältnisse zu nehmen, ließ ich, da ich mein Wort gegeben zu kommen, Graf Alexander Schuwaloff bitten, einen Wagen zu bestellen; denn ich wollte an jenem Tage die Komödie besuchen. Graf Schuwaloff kam zu mir und sagte: meine Absicht in die Komödie zu gehn, mißfalle dem Großfürsten. Ich erwiderte, da ich nicht die Gesellschaft Seiner Kaiserlichen Hoheit ausmachte, schiene es mir als müßte es ihm gleichgültig sein, ob ich allein in meinem Zimmer, oder in meiner Loge im Theater mich befände. Er entfernte sich, indem er mit dem Auge blinzte, wie er immer that, wenn etwas einen Eindruck auf ihn hervorbrachte. Kurz darauf kam der Großfürst in mein Zimmer. Er war in dem heftigsten Zorne, schrie wie ein Adler, erklärte, es mache mir Vergnügen ihn in Wuth zu versetzen, und ich habe mir nur vorgenommen in die Komödie zu gehn, weil

ich wisse daß er diese Aufführungen nicht liebe. Ich stellte ihm dagegen vor: es sei unrecht von ihm, sie nicht leiden zu mögen; worauf er erwiderte, daß er verbieten werde mir einen Wagen zu geben. Ich erklärte nun, ich würde zu Fuß gehn und ich könne mir vorstellen, was für ein Vergnügen es ihm mache mich in meiner Kammer, wo mein Hund und mein Papagei meine einzige Gesellschaft wären, allein vor Langeweile sterben zu lassen. Nachdem wir lange beide heftig gestritten und sehr laut gesprochen hatten, entfernte er sich zorniger als jemals, indeß ich darauf bestand in die Komödie zu gehn. Kurz vor dem Anfang des Schauspiels ließ ich Graf Schuwaloff fragen, ob die Karossen bereit wären. Er kam zu mir und sagte, der Großfürst hätte verboten, sie für mich in Bereitschaft zu setzen. Ich verbarg meinen Aerger nicht und sagte, ich werde zu Fuß hingehn und falls man den Damen und Cavalieren verbieten sollte mir zu folgen, würde ich allein hingehn und mich außerdem schriftlich bei der Kaiserin sowohl über den Großfürsten als über ihn beschweren. Er erwiderte: „Was wollen Sie ihr sagen?" — „Ich werde ihr sagen," sagte ich, „auf welche Weise ich behandelt worden bin und daß Sie, um dem Großfürsten eine Zusammenkunft mit meinen Ehrendamen zu verschaffen, daß Sie ihn darin bestärken mich an dem Besuch des Theaters zu verhindern, wo ich das Glück genießen kann, Ihre Kaiserliche Majestät zu sehen. Und außerdem werde ich sie bitten mich zu meiner Mutter zurückkehren zu lassen, weil ich der Rolle müde und überdrüssig bin, welche ich hier allein und verlassen in meinem Zimmer, gehaßt vom Großfürsten und nicht geliebt von der Kaiserin, spiele. Ich verlange nur nach Ruhe und will Niemanden

mehr zur Last fallen, noch auch alle die welche in meine Nähe kommen, in's Unglück stürzen, besonders meine armen Leute nicht, von denen so viele verbannt worden sind, weil ich ihnen wohlwollte, oder ihnen Gutes that. Und wissen Sie, daß ich unverzüglich an Ihre Kaiserliche Majestät schreiben und ein Auge darauf haben werde, daß Sie selbst meinen Brief überbringen." Der entschiedne Ton welchen ich annahm, erschreckte ihn; er ging hinaus und ich begann meinen Brief an die Kaiserin zu schreiben und zwar russisch, was ich so pathetisch als möglich machte. Ich fing damit an, ihr für die Freundlichkeiten und Gnadenbezeugungen zu danken, mit denen sie mich seit meiner Ankunft in Rußland überhäuft hatte, indem ich bemerkte, der Stand der Dinge beweise leider, daß ich dieselben nicht verdient, weil ich mir den Haß des Großfürsten und die entschiedene Ungnade Ihrer Kaiserlichen Majestät zugezogen habe. Im Hinblick nun auf mein Unglück und meine Gefangenschaft in meinem Zimmer, wo man mich des unschuldigsten Zeitvertreibes beraube, bat ich sie inständig meine Leiden zu enden, indem sie mich auf die ihr am passendsten scheinende Art zu meinen Verwandten zurücksende. Was meine Kinder anginge, die ich nicht sähe, obgleich ich in demselben Hause mit ihnen wohnte, so würde es mir gleichgültig sein ob ich an demselben Orte wäre, wo sie sich befänden, oder ein paar hundert Meilen fern von ihnen. Ich wisse daß sie ihnen eine Sorgfalt widme, welche ihnen angedeihen zu lassen, meine schwachen Fähigkeiten weit übersteigen würde. Ich wage sie zu bitten, ihnen diese Sorgfalt auch ferner zu bewahren und in diesem Vertrauen werde ich den Rest meiner Tage bei meinen Verwandten

damit hinbringen, für sie, für den Großfürsten, für meine Kinder und für Alle die mir Gutes oder Böses gethan, zu Gott zu beten. Aber meine Gesundheit sei durch den Kummer so zerrüttet, daß ich Alles was in meiner Macht stehe, thun müsse, um wenigstens mein Leben zu retten. Und zu diesem Zweck wende ich mich an sie, mir zu erlauben, daß ich zuerst in's Bad gehen und von dort zu meinen Verwandten zurückkehren dürfte. Nach Beendigung dieses Briefes ließ ich Graf Schuwaloff rufen, der mir beim Eintreten meldete, daß die von mir verlangten Karossen bereit ständen. Ich erklärte ihm, indem ich ihm meinen Brief an die Kaiserin übergab, er könne den Damen und Herren, welche mich nicht in die Komödie begleiten wollten, sagen, daß ich sie davon dispensire mich zu begleiten. Graf Schuwaloff empfing meinen Brief mit Augenblinzen; aber da er an Ihre Kaiserliche Majestät gerichtet war, mußte er ihn wohl oder übel annehmen. Er überbrachte auch meine Worte an die Damen und Herren, und Seine Kaiserliche Hoheit selbst entschied nun, wer mit mir gehn und wer bei ihm bleiben sollte. Als ich durch das Vorzimmer ging, fand ich Seine Kaiserliche Hoheit mit der Gräfin Woronzoff beim Kartenspiel in einer Ecke sitzen. Er erhob sich und sie auch, als er mich sah, was er sonst nie zu thun pflegte. Ich erwiderte diese Ceremonie mit einer tiefen Reverenz und ging vorüber. Ich begab mich in die Komödie, welche an jenem Tage von der Kaiserin nicht besucht wurde; ich glaube mein Brief hielt sie davon zurück.

Aus der Komödie zurückgekehrt, hörte ich von Graf Schuwaloff, daß Ihre Kaiserliche Majestät selbst eine Unterredung mit mir haben werde. Augenscheinlich benachrichtigte Graf

Schuwaloff den Großfürsten sowohl von meinem Briefe als von der Antwort der Kaiserin; denn obgleich er seit jenem Tage sich nicht mehr bei mir sehen ließ, that er doch Alles was er konnte, um zu meiner Unterhaltung mit der Kaiserin zugelassen zu werden und man glaubte ihm dies nicht verweigern zu dürfen. Inzwischen hielt ich mich ruhig in meinem Zimmer. Ich war vollkommen überzeugt, daß, wenn man daran gedacht hatte, mich fortzuschicken, oder mich durch eine solche Drohung in Schrecken zu setzen, der von mir geschehene Schritt diesen Plan der Schuwaloffs ganz vereiteln würde; zumal da sie nirgends größeren Widerstand finden konnten als bei der Kaiserin, welche durchaus nicht zu eklatanten Maßregeln dieser Art geneigt war. Außerdem erinnerte sie sich noch der frühern Mißverständnisse in ihrer Familie und würde gewiß gewünscht haben, sie nicht wieder erneuert zu sehen. Gegen mich konnte nur eins geltend gemacht werden; daß nämlich ihr Herr Neffe mir nicht als der liebenswürdigste Mann erschien, gerade wie ich ihm nicht als die liebenswürdigste Frau. Ueber ihren Neffen dachte aber die Kaiserin ganz wie ich und sie kannte ihn so gut, daß sie schon seit einer Reihe von Jahren nirgends eine Viertelstunde mit ihm zusammen sein konnte, ohne Ekel, Zorn oder Kummer zu empfinden und daß sie in ihrem Zimmer, wenn die Rede auf ihn kam, entweder in Thränen schwamm, indem sie über das Unglück sprach einen solchen Erben zu haben, oder nur ihre Verachtung gegen ihn ausdrückte und ihm oft Beiwörter gab, die er nur zu sehr verdiente. Ich habe die Beweise davon in meinen Händen gehabt; denn in den

Papieren der Kaiserin fand ich zwei von ihr selbst geschriebene Billette, von denen das eine an Iwan Schuwaloff, das andre an Graf Rasumowsky gerichtet schien, in denen sie ihren Neffen einestheils verfluchte und abermals zum Teufel wünschte. In dem einen kam die Stelle vor: Mein verdammter Neffe hat mir viel Aerger verursacht und in dem andern sagte sie: Mein Neffe ist ein Einfaltspinsel; möge der Teufel ihn holen.) Uebrigens war mein Entschluß gefaßt und ich betrachtete meine Rücksendung oder Nicht-Rücksendung mit sehr philosophischem Auge. Ich würde in keiner Stellung in welche die Vorsehung mich versetzen mochte, ohne die Hülfsquellen geblieben sein, welche Geist und Talent Jedem nach seinen natürlichen Fähigkeiten gewähren und ich fühlte den Muth in mir zu steigen oder zu fallen, ohne daß mein Herz und meine Seele durch Erhebung in Prahlerei, oder durch das Gegentheil in Erniedrigung oder Demüthigung gesunken sein würden. Ich wußte daß ich ein Mensch war und deßhalb ein beschränktes und der Vollkommenheit unfähiges Wesen; aber meine Absichten waren immer rein und aufrichtig gewesen. Wenn ich von Anfang an eingesehen hatte, daß es eine schwierige, wo nicht unmögliche Sache sei einen Gatten zu lieben, der nicht liebenswürdig war und sich auch keine Mühe gab es zu sein; so hatte ich doch wenigstens ihm und seinen Interessen die aufrichtigste Ergebenheit bewiesen, welche ein Freund, ja ein Diener, seinem Freunde und Herrn beweisen kann. Meine Rathschläge waren immer die besten gewesen die ich für sein Wohl auszusinnen vermochte; wenn er sie nicht befolgte, so war dies nicht mein Fehler, sondern der seines Urtheils, welches weder gesund noch gerecht war. Als

ich nach Rußland kam und während der ersten Jahre unsrer Vereinigung, würde mein Herz dem Prinzen offen gestanden haben, so wenig er sich bemühte erträglich zu sein; als ich aber bemerkte, daß er von allen möglichen Gegenständen gerade mir und gerade deßhalb weil ich seine Frau war, die geringste Aufmerksamkeit bewies, war es keineswegs unnatürlich, daß ich meine Lage weder angenehm noch nach meinem Geschmacke fand, daß sie mich langweilte und vielleicht grämte. Diese letztere Empfindung, die des Grames, drängte ich viel mehr als alle andern zurück; der Stolz und die Stimmung meines Geistes machten mir den Gedanken, unglücklich zu sein, unerträglich. Ich sagte zu mir selber: „Glück und Unglück liegen in dem Herzen und der Seele des Menschen; fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von keinem äußern Ereignisse abhängt." Bei einer solchen Geistesstimmung war ich geboren und ausgestattet mit einer großen Feinheit der Empfindung, mit einem wenigstens sehr interessanten Äußeren, welches beim ersten Sehen ohne Kunst und Schmuck gefiel. Mein Geist war seiner Natur nach so versöhnlich, daß nie Jemand eine Viertelstunde mit mir zusammen war, ohne daß ihm die Unterhaltung angenehm gewesen wäre, und er mit mir redete als hätte er mich lange Zeit gekannt. Von Natur nachsichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu thun hatten, weil Jeder fühlte, daß Rechtschaffenheit und guter Wille die bewegenden Mächte waren, denen ich am liebsten folgte. Wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, so nehme ich mir die Freiheit, über mich selbst die Meinung zu äußern: daß ich ein freimüthiger und loyaler Ritter war, dessen Geist mehr

vom Manne als von der Frau hatte; aber ich war trotzdem nichts weniger als ein Mannweib und man fand in mir, zugleich mit dem Geiste und Character eines Mannes, die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau — man verzeihe mir, zu Gunsten der Wahrheit, diese Äußerung eines Geständnisses, welches meine Eigenliebe macht, ohne sich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen. Zudem muß diese Schrift selbst beweisen, was ich von meinem Geiste, meinem Herzen und meinem Charakter sage. Ich sagte, daß ich gefiel, folglich war die eine Hälfte des Weges der Versuchung schon zurückgelegt und in solchen Fällen liegt es im Wesen der menschlichen Natur, daß es auch an der andern Hälfte nicht fehlt — denn versuchen und versucht werden hängen nahe zusammen und trotz der Einprägung der schönsten moralischen Maximen in den Geist, ist man, sowie die Sinnlichkeit sich hineinmischt und zum Vorschein kommt, schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß noch immer nicht, wie man sie verhindern kann, zum Vorschein zu kommen. Flucht allein könnte vielleicht helfen; allein es giebt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist — denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon dies würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht nach nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles, was man hiergegen sagen mag, sind Äußerungen der Prüderie, welche dem menschlichen Herzen nicht eingegraben sind, und Niemand hält sein Herz in seiner Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammendrücken oder fahren lassen.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Den Tag nach jener Komödie gab ich mich für krank aus und verließ mein Zimmer nicht mehr, indem ich ruhig die Entscheidung Ihrer Kaiserlichen Majestät über meine unterthänige Bittschrift abwartete. Nur in der ersten Fastenwoche hielt ich es für passend, mich den religiösen Uebungen zu unterziehen, damit man meine Zuneigung zu dem orthodoxen griechischen Kultus gewahr werde. In der zweiten oder dritten Woche hatte ich einen neuen tiefen Kummer. Eines Morgens, nachdem ich aufgestanden war, benachrichtigten mich meine Leute, daß Graf Alexander Schuwaloff Madame Wladislawa habe rufen lassen. Dies kam mir sonderbar vor. Ich wartete auf ihre Rückkehr, doch umsonst. Gegen Ein Uhr Nachmittags zeigte Graf Schuwaloff mir an, daß die Kaiserin es für geeignet befunden habe, sie ihrer Stellung bei mir zu entheben. Ich schwamm in Thränen und sagte ihm, Ihre Kaiserliche Majestät habe unzweifelhaft die Macht, Jeden mir zu geben oder zu nehmen, wie es ihr gefiele; aber es schmerze mich, mehr und mehr zu sehen, daß Alle, welche in meine Nähe kämen, ebensoviele, der Ungunst Ihrer Kaiserlichen Majestät geweihte, Opfer seien; und damit es weniger Unglückliche gebe, bäte und ersuchte ich ihn, Ihre Kaiserliche Majestät zu ersuchen, daß Sie, so bald als möglich, dem Zustand, in welchem ich mich befinde, nur Unglück zu bringen, ein Ende mache, indem sie mich zu meinen Verwandten entließe. Ich versicherte noch, daß Madame Wladislawa in keiner Weise dazu dienen werde, Aufklärung über irgend etwas zu geben, weil weder sie noch irgend ein Anderer mein Vertrauen besäße. Graf Schuwaloff wollte sprechen; aber als er mein Schluchzen hörte, fing er an,

mit mir zu weinen und sagte, die Kaiserin werde darüber mit mir selbst reden. Ich bat ihn, den Augenblick zu beschleunigen, was er mir versprach. Ich setzte sodann meine Leute von dem Geschehenen in Kenntniß und sagte ihnen, wenn man mir an Madame Wladislawa's Statt eine Aufseherin beigeben sollte, die mir mißfiele, möge sie sich auf die schlechteste Behandlung meinerseits, ja auf Schläge selbst vorbereiten, und bat sie, dies überall wiederzuerzählen, damit Alle die, welche man etwa die Absicht hatte, mir beizugeben, sich hüteten, die Stelle anzunehmen. Denn ich war der ewigen Leiden müde und sah ein, daß meine Milde und Geduld nur dazu dienten, alle meine Verhältnisse zu verschlechtern, weßhalb es nothwendig war, mein Verfahren vollkommen zu ändern. Meine Leute versäumten nicht, wiederzuerzählen, was ich wünschte.

Am Abend dieses Tages, wo ich viel geweint hatte, sah ich, indem ich mein Zimmer auf- und niederschritt und geistig und körperlich in größter Aufregung war, in mein Schlafzimmer, wo ich, wie immer, mich allein befand, Katharina Iwanowna Scheregorodskaja, eine meiner Kammerfrauen, eintreten. Diese sagte unter Thränen und sehr bewegt: „Wir fürchten Alle, daß Sie dem Zustande, in welchem wir Sie sehen, unterliegen; erlauben Sie mir, daß ich heute zu meinem Onkel, dem Beichtvater der Kaiserin und dem Ihrigen, gehe. Ich werde mit ihm sprechen, werde ihm Alles sagen, was Sie mir befehlen werden und ich verspreche Ihnen, daß er auf eine Weise mit der Kaiserin reden wird, mit der Sie zufrieden sein werden.“ Da ich ihren guten Willen sah, erzählte ich ihr ganz einfach den Stand der Dinge, was ich der Kaiserin geschrieben hatte und alles

Andere. Sie begab sich zu ihrem Onkel und nachdem sie mit ihm gesprochen und ihn zu meinen Gunsten gestimmt, kam sie gegen 11 Uhr zu mir zurück, um mir zu sagen, daß der Beichtvater, ihr Onkel, mir rathe, mich in der Nacht für krank auszugeben, nach der Beichte zu verlangen und zu diesem Zwecke ihn rufen zu lassen, damit er der Kaiserin Alles sagen könnte, was er aus meinem eigenen Munde gehört hätte. Ich billigte diesen Gedanken sehr und versprach, ihn auszuführen; dann entließ ich sie, indem ich ihr und ihrem Onkel für die Zuneigung, welche sie mir bewiesen, dankte. In der That klingelte ich in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr. Eine meiner Frauen kam herein. Ich sagte ihr, ich befinde mich so schlecht, daß ich zu beichten verlange. Statt des Beichtvaters eilte Graf Alexander Schuwaloff herbei und mit matter gebrochener Stimme wiederholte ich ihm die Bitte, meinen Beichtvater rufen zu lassen. Er ließ die Aerzte holen; diesen sagte ich, ich bedürfe geistlicher Hülfe, ich sei dem Ersticken nahe. Einer von ihnen fühlte meinen Puls und sagte, er sei schwach; ich erklärte meine Seele in Gefahr und daß mein Körper keiner Aerzte mehr bedürfe. Endlich kam mein Beichtvater und man ließ uns allein. Ich ließ ihn an meinem Bette niedersitzen und wir unterhielten uns wenigstens anderthalb Stunden lang. Ich erzählte ihm den gegenwärtigen und den vergangenen Stand der Dinge, das Benehmen des Großfürsten gegen mich, das meinige gegen Seine Kaiserliche Hoheit, den Haß der Schuwaloffs, die unausgesetzten Verbannungen und Entlassungen vieler meiner Leute und immer derer, die mir am meisten ergeben waren, sodann wie die Schuwaloffs mir den Haß Ihrer Kaiserlichen Majestät zugezogen hatten

und endlich den gegenwärtigen Stand der Dinge, welcher mich veranlaßt hatte, der Kaiserin den Brief zu schreiben, in dem ich um die Erlaubniß bat, mich zu entfernen. Ich bat ihn, mir eine schnelle Antwort auf meine Bitte zu verschaffen. Ich fand ihn außerordentlich freundlich gegen mich gesinnt und weniger einfältig, als man ihn mir geschildert hatte. Er sagte, mein Brief werde die gewünschte Wirkung hervorbringen; ich müsse darauf bestehen, entlassen zu werden, man würde mich dann sicherlich nicht entlassen, weil man einen solchen Schritt nicht vor dem Publikum zu rechtfertigen vermöge, dessen Aufmerksamkeit auf mich gerichtet sei. Er gab zu, daß man mich grausam behandle und daß die Kaiserin, die mich in einem zarten Alter gewählt, mich der Willkür meiner Feinde überlasse, während sie besser thun würde, meine Rivalinnen, besonders Elisabeth Woronzoff, fortzuschicken und ihre Günstlinge im Zaume zu halten, welche durch alle von den Herren Schuwaloff täglich neu erfundene Monopole, die Blutsauger des Volkes geworden seien und außerdem Jedermann gegen ihre Ungerechtigkeit aufbrächten, wie zum Beispiel in der Sache Bestuscheff's, von dessen Unschuld das Publikum überzeugt wäre. Er schloß diese Unterredung, indem er mir sagte, er werde sich unverzüglich zu der Kaiserin begeben, wo er bis zu ihrem Erwachen warten wolle, um mit ihr zu reden und die Unterhaltung, welche sie mir zugesagt und welche entscheidend sein müsse, zu beschleunigen. Ich würde indeß gut thun, das Bett zu hüten. Er werde sagen, daß Gram und Schmerz mich tödten könnten, wenn man nicht ein schnell wirkendes Heilmittel anwende und mich auf eine oder die andere Weise

aus dem Zustande befreie, in welchem ich mich, allein und verlassen von Allen, befände.

Er hielt Wort und schilderte der Kaiserin meinen Zustand in so lebhaften Farben, daß Ihre Majestät Graf Alexander Schuwaloff zu sich rief und ihm Befehl gab, zu sehen, ob ich im Stande sein werde, die folgende Nacht mit ihr zu reden. Graf Schuwaloff brachte mir diese Botschaft; ich sagte ihm, ich werde zu diesem Zweck alle meine Kräfte zusammenraffen. Ich stand gegen Abend auf, als Schuwaloff mir meldete, er werde mich nach Mitternacht abholen und mich in die Gemächer Ihrer Kaiserlichen Majestät geleiten. Der Beichtvater ließ mir durch seine Nichte sagen, daß Alles in gutem Zuge sei und daß die Kaiserin diesen Abend mit mir reden werde. Ich kleidete mich also gegen 10 Uhr Abends an und legte mich ganz angekleidet auf ein Canapee, wo ich einschlief. Ungefähr um halb Zwei trat Graf Schuwaloff in mein Zimmer und sagte mir, daß die Kaiserin mich zu sehen wünsche. Ich erhob mich und folgte ihm. Wir gingen durch die Vorzimmer, die ganz leer waren. Als wir an die Thüre der Gallerie kamen, sah ich, wie der Großfürst durch die gegenüberliegende Thür ging und sich, grade wie ich, zu Ihrer Kaiserlichen Majestät begab. Seit dem Komödientage hatte ich ihn nicht gesehen. Selbst als ich mich für lebensgefährlich krank erklärt hatte, war er weder gekommen, noch hatte er sich nach meinem Befinden erkundigt. Ich erfuhr später, daß er an eben diesem Tage Elisabeth Woronzoff versprochen hatte, sie zu heirathen, wenn ich sterben sollte und daß beide die größte Freude über meinen Zustand äußerten.

Endlich in dem Gemache Ihrer Kaiserlichen Majestät angelangt, fand ich den Großfürsten schon dort. Sowie ich die Kaiserin erblickte, warf ich mich auf die Kniee und bat sie unter Thränen auf's inständigste, mich zu meinen Verwandten zurückkehren zu lassen. Die Kaiserin wollte mich aufheben, doch ich blieb zu ihren Füßen. Sie schien mir mehr bekümmert als zornig und sagte zu mir, mit Thränen im Auge: Wie können Sie wünschen, daß ich Sie zurückkehren lasse? Erinnern Sie sich, daß Sie Kinder haben." Ich antwortete: „Meine Kinder befinden sich in Ihren Händen und könnten sich nirgends besser befinden; ich hoffe, daß Sie sie nicht verlassen werden." Sie sagte dann: „Aber was soll ich dem Publikum als Ursache Ihrer Entlassung anführen?" Ich erwiderte: „Eure Kaiserliche Majestät wird ihm, wenn sie es für passend halten, die Ursachen anführen, wegen derer ich mir Ihre Ungnade und den Haß des Großfürsten zugezogen habe." Die Kaiserin sagte: „Und wovon wollen Sie bei Ihren Verwandten leben?" Ich erwiderte: „Wovon ich lebte, ehe Sie mir die Ehre erwiesen, mich herzurufen." Hierauf bemerkte sie: „Ihre Mutter ist flüchtig; sie hat ihr Land verlassen müssen und ist nach Paris gegangen." Ich antwortete: „Ich weiß es; man hat sie für eine zu ergebene Anhängerin Rußlands gehalten und der König von Preußen hat sie verfolgt." Die Kaiserin forderte mich zum zweiten Male auf, mich zu erheben; ich that dies und nachdenklich entfernte sie sich von mir.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, war lang und hatte drei Fenster, zwischen denen zwei Tische mit den goldenen Toiletten der Kaiserin standen. Niemand befand

sich in dem Gemache außer ihr, dem Großfürsten, Alexander Schuwaloff und wir. Gegenüber der Kaiserin standen große spanische Wände, vor welche ein Canapee gestellt war. Ich vermuthete anfangs, daß hinter diesen spanischen Wänden sich unzweifelhaft Iwan Schuwaloff befinde und vielleicht auch sein Vetter, Graf Peter. Später erfuhr ich, daß meine Vermuthung zum Theil richtig war, daß Iwan Schuwaloff sich dort befunden hatte. Ich stellte mich an den Toilettentisch, welcher der Thüre, durch die ich eingetreten, am nächsten stand und bemerkte, daß in dem Waschbecken zusammengefaltete Briefe lagen. Die Kaiserin näherte sich mir wieder und sagte: „Gott ist mein Zeuge, wie viel ich geweint habe, als Sie nach Ihrer Ankunft in Rußland auf den Tod krank wurden und hätte ich Sie nicht geliebt, ich würde Sie nicht hier behalten haben.“ Dies sollte, wie mir schien, eine Verwahrung dagegen sein, daß ich gesagt, ich habe mir ihre Ungnade zugezogen. Ich antwortete hierauf, indem ich Ihrer Kaiserlichen Majestät für alle Gnade und alles Wohlwollen dankte, welches sie mir damals und später bewiesen und sagte, das Andenken daran würde sich nie in meinem Gedächtnisse verwischen und ich würde es immer als mein größtes Unglück betrachten, mir ihre Ungnade zugezogen zu haben. Nun trat sie noch näher zu mir heran und sagte: „Sie sind übermäßig stolz; erinnern Sie sich, daß ich einmal im Sommerpalast mich Ihnen näherte und fragte, ob Sie an Halsweh litten, weil ich bemerkte, daß Sie mich kaum grüßten; und daß sie nur aus Stolz mich mit bloßem Kopfnicken gegrüßt hatten?“ Ich sagte: „Mein Gott, Madame, wie können Sie glauben, daß ich Ihnen gegenüber hätte stolz sein

wollen? Ich schwöre Ihnen, daß es nie selbst von fern in meine Gedanken gekommen ist, daß die Frage, welche sie vor vier Jahren an mich richteten, irgend eine solche Beziehung haben könnte." Hierauf sagte sie: „Sie bilden sich ein, daß Niemand mehr Geist habe als Sie." Ich antwortete: „Wenn ich diesen Glauben hätte, so würde Nichts geeigneter sein, mich zu enttäuschen als mein gegenwärtiger Zustand und unsre Unterhaltung, da ich sehe, daß ich aus Dummheit bis auf diesen Augenblick nicht begriffen habe, was Ihnen gefiel mir vor vier Jahren zu sagen.

Der Großfürst flüsterte, indeß Ihre Majestät mit mir sprach, mit Graf Schuwaloff. Sie bemerkte es und ging auf sie zu. Sie standen etwa in der Mitte des Zimmers. Ich verstand wenig von dem, was sie miteinander sprachen; sie sprachen nicht gerade laut und das Zimmer war groß. Endlich hörte ich, daß der Großfürst, indem er seine Stimme erhob, sagte: „Sie ist von entsetzlicher und hartnäckiger Schlechtigkeit." Nun sah ich, daß es sich um mich handelte und indem ich mich an ihn wandte, sagte ich: „Wenn Sie von mir sprechen, so gewährt es mir großes Vergnügen, Ihnen in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Majestät zu sagen, daß ich in der That denen gegenüber schlecht bin, welche Ihnen rathen Ungerechtigkeiten zu begehen und daß ich hartnäckig geworden bin, weil ich sehe, daß meine Freundlichkeit mich zu Nichts führt, als zu Feindschaft von Ihnen." Er wandte sich an die Kaiserin und sagte: „Eure Kaiserliche Majestät sehen selbst wie schlecht sie ist, an dem was sie sagt." Allein auf die Kaiserin, die unendlich viel mehr Geist hatte, als der Großfürst, brachten meine Worte einen verschiedenen Eindruck hervor. Ich sah deutlich, daß in dem

Maße wie unsre Unterhaltung vorrückte, ihr Geist, obgleich man ihr anempfohlen oder sie selbst den Entschluß gefaßt hatte, strenge gegen mich aufzutreten, allmälig, trotz ihrer selbst und ihrer Entschlüsse, milder gestimmt wurde. Dennoch wandte sie sich an ihn und sagte: „O, Sie wissen nicht Alles was sie gegen Ihre Räthe und gegen Brockdorf geäußert hat, in Betreff des Menschen, den Sie haben verhaften lassen." Dies mußte als ein förmlicher Verrath meinerseits gegen den Großfürsten erscheinen; er wußte kein Wort von meiner Unterhaltung mit der Kaiserin im Sommerpalast und er sah seinen Brockdorf, der ihm so theuer und werthvoll geworden war, bei der Kaiserin angeklagt und zwar durch mich. Sie stellte also dadurch unser Verhältniß schlechter als je, machte uns vielleicht unversöhnlich und raubte mir das Vertrauen des Großfürsten auf immer. Ich fiel wie aus den Wolken, als ich die Kaiserin in meiner Gegenwart so zu dem Großfürsten reden hörte, und als ich sah, wie sie das, was ich ihr zum Besten ihres Neffen gesagt zu haben glaubte, als mörderische Waffe gegen mich kehrte. Der Großfürst, sehr überrascht von diesem Vertrauen, sagte: „Ah, das ist eine Geschichte die ich nicht kannte; sie ist sehr gut und beweist ihre Schlechtigkeit." Ich dachte bei mir selbst: „Gott weiß, wessen Schlechtigkeit sie beweist!" Von Brockdorf kam Ihre Kaiserliche Majestät durch einen plötzlichen Uebergang auf das zwischen Stambke und Graf Bestuscheff entdeckte Einverständniß und sagte mir: „Ich vermag mir nicht zu denken, wie dieser Mensch zu entschuldigen ist, mit einem Staatsgefangenen in Verkehr gestanden zu haben." Da in dieser Sache mein Name nicht vorkam und nicht erwähnt worden war, schwieg ich,

weil mir die Aeußerung ohne Beziehung auf mich schien. Die Kaiserin näherte sich mir darauf und sagte: „Sie mischen sich in viele Dinge, die Sie Nichts angehn. Ich würde nicht gewagt haben, dies zur Zeit der Kaiserin Anna zu thun. Wie, zum Beispiel, konnten Sie wagen Befehle an Marschall Apraxin zu schicken?“ Ich sagte: „Ich! — es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihm Befehle zu schicken.“ — „Wie“, erwiderte sie, „können Sie läugnen, daß Sie ihm geschrieben haben? Ihre Briefe sind hier in diesem Becken (sie deutete mit dem Finger darauf hin). Es ist Ihnen verboten zu schreiben.“ Hierauf bemerkte ich: „Es ist wahr, ich habe dieses Verbot übertreten und ich bitte Sie deshalb um Verzeihung; aber da meine Briefe dort sind, so können diese drei Briefe Ew. Kaiserlichen Majestät beweisen, daß ich ihm niemals Befehle geschickt habe, sondern daß ich ihm in einem nur mittheilte, was man von seinem Benehmen sagte.“ Hier unterbrach sie mich mit den Worten: „Und weßhalb schrieben Sie ihm dies?“ Ich erwiderte ganz offen: „Weil ich mich für den Marschall, dem ich sehr zugethan war, interessirte. Ich bat ihn, Ihren Befehlen zu folgen. Von den beiden andern Briefen enthält der eine Nichts als einen Glückwunsch zu der Geburt seines Sohnes und der andre Glückwünsche zum Neuen Jahre.“ Hierauf bemerkte sie: „Bestuscheff sagt, daß noch viele andre da waren.“ Ich antwortete: „Wenn Bestuscheff dies sagt, so lügt er.“ — „Nun wohl“, sagte sie, „da er in Beziehung auf Sie lügt, werde ich ihn foltern lassen.“ Sie glaubte mir dadurch Schrecken einzuflößen. Ich antwortete ihr, sie besitze die souveraine Macht, zu thun was ihr gut dünke, aber ich habe absolut

gar nichts an Apraxin geschrieben, als diese drei Briefe. Sie schwieg und schien sich zu sammeln.

Ich erzähle die hervorstechendsten Züge dieser Unterredung, welche mir im Gedächtniß geblieben sind. Doch es würde mir nicht möglich sein, Alles zu erwähnen, was während der anderthalb Stunden, die sie mindestens dauerte, gesagt wurde. Die Kaiserin ging im Zimmer auf und ab, wendete sich bald an mich, bald an ihren Herrn Neffen und öfter noch an Graf Alexander Schuwaloff, mit welchem der Großfürst sich meistens unterhielt, wenn die Kaiserin mit mir sprach. Ich habe schon bemerkt, daß ich an Ihrer Kaiserlichen Majestät weniger Zorn als Sorge wahrnahm. Was den Großfürsten betraf, so ließ er in allen seinen Reden während dieser Unterhaltung viel Galle, Heftigkeit und Eifer gegen mich blicken. Er suchte Ihre Majestät, so viel in seinen Kräften stand, gegen mich zu reizen. Aber da er sich dumm dabei benahm, und mehr Leidenschaft als Gerechtigkeit zeigte, verfehlte er sein Ziel und der Geist und die Beobachtungsgabe der Kaiserin stellten sie auf meine Seite. Sie hörte mit einer besondern Aufmerksamkeit und einer Art unfreiwilliger Zustimmung meinen festen und gemäßigten Antworten auf die maßlosen Reden meines Herrn Gemahls zu, welchem letztern man es sonnenklar ansah, daß er darauf hinstrebte, mich aus meiner Stelle zu verdrängen, um wo möglich seine augenblickliche Maitresse dahin zu setzen. Allein es konnte nicht im Geschmack der Kaiserin, noch auch vielleicht in dem der Herren Schuwaloff sein, die Grafen Woronzoff zu ihren Gebietern zu machen. Doch dies ging über die Urtheilsfähigkeit Sr. Kaiserlichen Hoheit hinaus, der immer Alles glaubte, was er wünschte

und jeden Gedanken, welcher dem ihn beherrschenden Gedanken entgegengesetzt war, bei Seite schob. Er ging darin so weit, daß die Kaiserin zu mir herantrat und leise sagte: „Ich hätte Ihnen noch Manches zu sagen, aber ich kann nicht reden, weil ich Ihnen nicht noch mehr Unfrieden bringen will, als Sie schon haben.“ Und durch die Bewegung ihrer Augen und ihres Hauptes gab sie mir zu verstehen, daß es wegen der Gegenwart der Andern sei. Als ich dieses Zeichen wahrhaften Wohlwollens bemerkte, welches sie mir in einer so kritischen Lage gewährte, wurde ich ganz Herz und sagte ihr, auch ganz leise: „Und auch ich kann nicht reden, ein so mächtiges Verlangen ich auch fühle, Ihnen mein Herz und meine Seele zu öffnen.“ Ich bemerkte, daß meine Worte einen mir günstigen Eindruck hervorbrachten. Die Thränen waren ihr ins Auge gekommen und um zu verbergen, daß und in welchem Grade sie bewegt war, verabschiedete sie uns, indem sie bemerkte, es sei sehr spät; und in der That war es fast drei Uhr Morgens. Der Großfürst entfernte sich zuerst; ich folgte ihm. In dem Moment, wo Graf Alexander Schuwaloff nach mir aus der Thüre gehen wollte, rief Ihre Majestät ihn zurück und er blieb bei ihr. Der Großfürst machte immer sehr große Schritte; ich beeilte mich diesmal nicht, ihm zu folgen. Er kehrte in seine Gemächer, ich in die meinigen zurück. Ich fing an, mich zu entkleiden, um zu Bette zu gehn, als ich an die Thüre klopfen hörte, durch welche ich gekommen war. Ich fragte wer da sei. Graf Alexander Schuwaloff sagte, er sei es, und bat mich, zu öffnen; was ich that. Er forderte mich auf, meine Frauen zu entlassen. Sie entfernten sich und er theilte mir dann mit, daß die Kaiserin ihn zu=

rückgerufen und nachdem sie sich eine Weile mit ihm unterhalten, ihn beauftragt habe mir ihre Empfehlung zu bringen und zu sagen, daß ich nicht traurig sein sollte, sie werde eine zweite Unterredung mit mir allein haben. Ich verneigte mich tief vor Graf Schuwaloff und bat ihn, Ihrer Kaiserlichen Majestät meine unterthänigste Empfehlung zu machen und ihr für ihr Wohlwollen gegen mich zu danken, welches mir das Leben zurückgebe; ich würde diese zweite Unterhaltung mit der lebhaftesten Ungeduld erwarten und bäte sie, den Zeitpunkt derselben zu beschleunigen. Er sagte, ich sollte mit Niemandem davon sprechen und besonders nicht mit dem Großfürsten, den die Kaiserin zu ihrem Bedauern sehr gegen mich aufgebracht finde. Ich versprach es. Ich dachte: „Aber wenn man sich darüber ärgert, daß er aufgebracht ist, warum ihn dann noch mehr aufbringen durch die Unterredung im Sommerpalast, über die Leute, die ihn erniedrigten.“

Diese unerwartete Rückkehr der Freundschaft und des Vertrauens der Kaiserin gewährte mir große Freude. Tags darauf beauftragte ich die Nichte des Beichtvaters, ihrem Onkel für den wichtigen Dienst zu danken, den er mir geleistet, indem er mir diese Unterhaltung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät verschaffte. Als sie von ihrem Onkel zurückkehrte, sagte sie mir, sie wisse daß die Kaiserin gesagt habe, ihr Neffe sei ein Dummkopf, aber die Großfürstin habe viel Geist. Diese Aeußerung wurde mir von mehr als einer Seite wiederholt, sowie daß Ihre Majestät gegen ihre Vertrauten meine Fähigkeiten aufs höchste lobte, wobei sie oft hinzufügte: „Sie liebt die Wahrheit und Gerechtigkeit, sie

ist eine Frau von vielem Geist; aber mein Neffe ist ein Einfaltspinsel."

Ich verschloß mich, wie vorher, in meine Gemächer, unter dem Vorwande, daß ich krank sei. Ich erinnere mich, daß ich damals die fünf ersten Bände der „Geschichte der Reisen" las, mit der Karte auf dem Tische, was mich ebenso sehr unterhielt als belehrte. Als ich dieser Lectüre müde war, durchblätterte ich die ersten Bände der Encyclopädie und erwartete den Tag, wo es Ihrer Majestät gefallen würde, mir eine zweite Unterhaltung zu gewähren. Von Zeit zu Zeit wiederholte ich dem Grafen Schuwaloff meine Bitte darum, indem ich ihm den lebhaften Wunsch ausdrückte, mein Schicksal endlich entschieden zu sehen. Was den Großfürsten anging, so hörte ich gar nicht mehr von ihm reden; ich wußte nur, daß er meine Entlassung mit Ungeduld erwartete und sicher darauf rechnete, Elisabeth Woronzoff in zweiter Ehe zu heirathen. Sie kam schon in seine Gemächer und machte dort die Honneurs. Wahrscheinlich erfuhr ihr Onkel, der Vicekanzler, der ein vollendeter Heuchler war, diese Pläne durch ihren Bruder, oder eher noch durch ihre Neffen, welche damals Kinder waren, da der älteste kaum zwanzig Jahre zählte; und aus Furcht, sein eben erst gestiegenes Ansehn könnte dadurch bei Ihrer Majestät leiden, suchte er um den Auftrag nach, mich zu überreden, daß ich von der Forderung meiner Entlassung abstehe — denn es geschah Folgendes.

Eines schönen Morgens meldete man mir, daß der Vicekanzler Graf Woronzoff seitens der Kaiserin mit mir zu sprechen verlange. Auf's Höchste von dieser ungewöhnlichen Sendung überrascht, ließ ich, obgleich ich mich noch

nicht angekleidet hatte, den Herrn Vicekanzler eintreten. Er begann damit mir die Hand zu küssen und sie mit großer Zärtlichkeit zu drücken; hierauf trocknete er sich die Augen, aus denen einige Thränen flossen. Da ich damals etwas gegen ihn eingenommen war, setzte ich kein großes Vertrauen in diese Einleitung, die seinen Eifer beweisen sollte, ließ ihn aber in dem, was ich als Ziererei ansah, gewähren. Ich bat ihn, sich zu setzen. Er war etwas außer Athem, wovon eine Art Kropf an dem er litt, die Ursache war. Er setzte sich zu mir und sagte, die Kaiserin habe ihn beauftragt, mit mir zu reden und mir abzurathen, daß ich auf meiner Entlassung bestehe; Ihre Kaiserliche Majestät habe ihm sogar befohlen, mich ihrerseits zu bitten, daß ich diesem Gedanken, dem sie niemals ihre Zustimmung geben werde, entsage; und er besonders bitte und beschwöre mich, ihm mein Wort zu geben, daß ich nie mehr davon reden wolle. Dieser Plan bekümmere in der That die Kaiserin und alle rechtschaffnen Leute, zu denen zu gehören er mich versicherte. Ich antwortete ihm: es gebe Nichts was ich nicht gern der Kaiserin und allen rechtschaffnen Leuten zu Gefallen thun würde; aber ich hielte meine Gesundheit und mein Leben durch die Lebensweise welcher ich ausgesetzt sei, bedroht. Ich bringe den Menschen nur Unglück; alle die mir nahe träten, würden fortwährend verbannt und entlassen; den Großfürsten reize man bis zum Hasse gegen mich auf; außerdem habe er mich niemals geliebt. Auch gebe Ihre Majestät mir fast fortwährend Beweise ihrer Ungnade und da ich mich so Allen zur Last fallen sähe und selbst vor Langeweile und Kummer stürbe, habe ich um meine Entlassung gebeten, um dies so lästige und vor Kummer und Langeweile vergehende Wesen

zu erlösen. Er sprach von meinen Kindern. Ich sagte ihm, daß ich sie nicht sähe und daß ich seit meinem Kirchgang die Jüngere noch nicht gesehen hätte, noch auch sie sehen könnte, ohne einen ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, von deren Zimmern sie zwei bewohnten; daß ich durchaus nicht an der Sorgfalt zweifle, welche sie ihnen Beweise, aber daß, so lange ich der Freude sie zu sehen beraubt sei, es mir gleichgültig wäre, ob ich hundert Schritte oder hundert Meilen von ihnen entfernt sei. Er sagte, die Kaiserin werde eine zweite Unterredung mit mir haben und fügte hinzu, es wäre sehr zu wünschen, daß Ihre Kaiserliche Majestät mir näher komme. Ich bat ihn diese zweite Unterredung zu beschleunigen; ich meinerseits werde Nichts versäumen, was die Erfüllung seines Wunsches erleichtern könne. Er blieb länger als eine Stunde bei mir und sprach lange und viel über die verschiedensten Dinge. Ich bemerkte, daß die Erhöhung seines Ansehns seine Redeweise und Haltung auf's vortheilhafteste gegen früher verändert hatte, wo ich ihn mit vielen Andern zwiebelartig auf einem Faden aufgereiht sah und wo er unzufrieden mit der Kaiserin, mit den Geschäften und mit denen, welche die Gunst und das Vertrauen Ihrer Kaiserlichen Majestät genossen, mir eines Tages bei Hofe, als er die Kaiserin sehr lange mit dem österreichischen Gesandten sprechen sah, indeß er und ich und alle Andern umherstanden (wir waren zum Sterben müde), sagte: „Wollen Sie wetten, daß sie nur von albernen Dingen spricht?“ Ich antwortete lachend: „Mein Gott, was sagen Sie da?“ Er erwiderte mir russisch, mit folgenden charakteristischen Worten: „Она съ природы .....“ (Sie ist von Natur .....). Endlich entfernte er

sich mit Versicherung seiner Ergebenheit und nahm von mir Abschied, indem er mir wieder die Hand küßte.

Für den Augenblick konnte ich sicher sein, nicht fortgeschickt zu werden, da man mich bat, selbst nicht den Wunsch auszudrücken; dennoch hielt ich es für gut, nicht auszugehen, sondern wie vorher in meinem Zimmer zu bleiben, als ob ich die Entscheidung meines Schicksals erst von der zweiten Unterredung mit der Kaiserin erwarte. Auf diese wartete ich lange Zeit. Ich erinnere mich, daß ich am 21. April 1759, meinem Geburtstage, nicht ausging. Die Kaiserin ließ mir zur Zeit des Diners durch Alexander Schuwaloff sagen, daß sie auf meine Gesundheit trinke. Ich ließ ihr danken, daß sie sich an diesem, wie ich es ausdrückte, unglücklichen Tage meiner Geburt, den ich verwünschen würde, hätte ich nicht an ihm die Taufe empfangen, meiner gnädigst erinnere. Als der Großfürst erfuhr, daß die Kaiserin mir an diesem Tage eine Botschaft geschickt, kam er auf den Einfall, mir dieselbe Botschaft zu schicken. Als sie mir überbracht wurde, erhob ich mich und sprach mit einer tiefen Verbeugung meinen Dank aus.

Nach meinem Geburtsfeste und dem Krönungsfeste der Kaiserin, welche vier Tage auseinander lagen, blieb ich immer noch in meinem Zimmer, bis Graf Poniatowsky mir die Nachricht zugehen ließ, daß der französische Gesandte, Marquis de l'Hopital, meinem festen Benehmen großes Lob zollte und erklärte, dieser Entschluß, mein Zimmer nicht zu verlassen, könne nur zu meinem Vortheil ausschlagen. Da ich in dieser Aeußerung die perfide Lobeserhebung eines Feindes sah, faßte ich jetzt den Entschluß, das Gegentheil von dem zu thun, was er lobte und eines Sonntags, als

man es am wenigsten erwartete, kleidete ich mich an und verließ das Innere meiner Gemächer. Sowie ich in das Zimmer trat, wo die Damen und die Cavaliere sich aufhielten, bemerkte ich ihr Erstaunen und ihre Ueberraschung, mich zu sehen. Einige Augenblicke nach meinem Erscheinen kam der Großfürst. Auch sein Erstaunen malte sich auf seinem Gesichte und da ich mit der Gesellschaft sprach, mischte er sich in die Unterhaltung und richtete einige Worte an mich, auf die ich mit Offenheit antwortete.

Während dieser Zeit war Prinz Karl von Sachsen zum zweitenmale nach Petersburg gekommen. Der Großfürst hatte ihn das erstemal ziemlich ungenirt empfangen; allein diesmal glaubte Seine Kaiserliche Hoheit sich berechtigt, gar kein Maaß in seinem Benehmen gegen ihn zu beobachten — und zwar aus folgenden Gründen. In der russischen Armee war es kein Geheimniß, daß Prinz Karl von Sachsen in der Schlacht von Zorndorf unter den ersten die Flucht ergriffen hatte; man sagte sogar, er habe, ohne Aufenthalt, diese Flucht bis nach Landsberg fortgesetzt. Da nun Seine Kaiserliche Hoheit hiervon gehört hatte, faßte er den Entschluß, mit ihm, als mit einem erklärten Feigling, nicht mehr zu sprechen, noch überhaupt das Geringste mit ihm zu thun zu haben. Allem Anschein nach trug die Prinzessin von Kurland, die Tochter Biren's, von der ich schon öfter Gelegenheit hatte zu sprechen, zu diesem Entschlusse nicht wenig bei; weil man damals das Gerücht zu verbreiten anfing, man habe den Plan, den Prinzen Karl von Sachsen zum Herzog von Kurland zu machen. Der Vater der Prinzessin von Kurland wurde noch immer

in Jaroslaw festgehalten. Sie theilte ihre Heftigkeit dem Großfürsten mit, über den sie eine Art Einfluß behauptet hatte. Die Prinzessin war damals zum drittenmale verlobt mit Baron Alexander Tscherkassoff, mit dem sie sich wirklich den Winter darauf vermählte.

Endlich ein paar Tage bevor wir aufs Land gingen, zeigte Graf Alexander Schuwaloff mir seitens der Kaiserin an, ich solle am Nachmittage durch ihn darum bitten lassen, meine Kinder zu sehn und daß, wenn ich sie verließe, ich diese so lang versprochene zweite Unterredung mit Ihrer Kaiserlichen Majestät haben werde. Ich that, was man von mir verlangte und sagte in Gegenwart vieler Leute dem Grafen Schuwaloff, Ihre Majestät um die Erlaubniß zu bitten, meine Kinder zu sehn. Er entfernte sich und meldete mir, daß ich um drei Uhr zu ihnen gehen könne. Ich hielt die Zeit genau ein. Ich blieb bei meinen Kindern bis Schuwaloff mir anzeigte, daß Ihre Majestät sichtbar sei. Ich begab mich zu ihr. Ich fand sie ganz allein und diesmal befanden sich keine spanische Wände im Zimmer, folglich konnten sie und ich uns in voller Freiheit aussprechen. Mein Erstes war, ihr für die Audienz zu danken, die sie mir gewährte, indem ich ihr versicherte, schon ihr gnädiges Versprechen allein habe mir das Leben zurückgegeben. Hierauf bemerkte sie: „Ich verlange, daß Sie mir über Alles was ich Sie fragen werde, die Wahrheit sagen.“ Ich versicherte ihr, daß sie nur die reine Wahrheit aus meinem Munde hören werde und daß ich Nichts mehr wünschen könne, als ihr mein Herz ohne jeden Rückhalt zu öffnen. Sie fragte dann wieder, ob ich wirklich nur jene drei Briefe an Apra-

rin geschrieben hätte. Ich beschwor dies mit der größten Wahrheit, wie die Sache sich in der That verhielt. Hierauf fragte sie nach Details über das Leben des Großfürsten . . . .
